1953
α
51
Coburger Landes-Bücherei

Novantiken.

Eine Sammlung
kleiner
Romane, Erzählungen und Anekdoten

vom

Verfaſſer des Siegfried von Lindenberg.

Erſter Band.

Inspicere, tanquam in speculum, in vitas omnium
Suadeo, atque EX ALIIS sumere exemplum SIBI.

TERENT.

Braunſchweig, 1799.
bei Friedrich Vieweg.

Coburger Landes-Bücherei

Präadvis an den Leſer.

Es war von meinem Kunſtgenoſſen und Vorweſer in der Bude, dem ſeligen Muſäus, eine Idee, die ihm, wenn ſonſt auch nicht viel, doch unſtreitig den Dank ſehr vieler im leſenden Publikum eingebracht hat, alte, und ſo wie er ſie vor ſich fand, nicht ſehr brauchbare Straußfedern aufzuputzen und den Liebhabern anzubieten. Er konnte das freylich auf eine

ihm ſo eigne Art, daß die feinſten Kenner ſeine aufgeſchmückten Federn höher ſchätzten, als manche nagelneuen Panaſchen aus andern Boutiquen, deren Inhaber vielleicht auf ihn hinabſahen wie ein Schuhmachermeiſter auf einen Altflicker. Er ſtarb als er ſeine Bude kaum Eine Meſſe lang offen gehalten hatte, und Deutſchland — damit will ich hier weiter nichts geſagt haben, als die Männer von wahrem Genie in Deutſchland, — trauert noch über den frühen Tod des in ſeiner Art einzigen Kopfes, an dem Originalität in allem was er ſchrieb, — ſelbſt wenn er nur Straußfedern ſchrieb — bey weitem noch nicht der größte Vorzug war.

Unſer gemeinſchaftliche Freund, Herr Friedrich Nicolai, hatte die, wenn ich mein eignes Gefühl frage, zu gute Meynung von mir, daß das Negoz nichts verlieren würde, wenn ich die Fortſetzung übernähme. So ſehr ich empfand, wie ſehr ich bey einer Vergleichung mit Muſäus — beſonders in einem Fache welches mir ganz neu war, denn ich hatte nie weder nacherzählt, noch nachgeahmt, noch fremde Materialien verarbeitet, — verlieren müſſe, ſo überwand ich doch meine Furchtſamkeit, und ſchrieb den zweyten und dritten Band der Straußfedern, ſetzte aber aus mehreren Urſachen, beſonders weil ich mit meiner Arbeit in Vergleichung mit der

Muſäiſchen, nicht ſonderlich zufrieden war, meine Firma auf das Aushängeſchild, damit kein Kaufluſtiger hintergangen werde, der ſich auf Muſäiſche Waaren geſpitzt hatte. Es fehlte meiner Bibliothek damals beynahe ganz an Subſidien zu dergleichen Unternehmungen; ſie beſaß, ſo anſehnlich ſie war, nichts als einheimiſches Geflügel. Da waren kaum ein Paar Strauße oder Reiger, denen ſich eine Feder ausrupfen ließ; und die etwanigen Subſidien, womit Herr Nicolai mir auf den Stutz an die Hand gehen konnte, und die vielleicht ein andrer gut hätte benutzen können, waren mir beynahe völlig unbrauchbar. Indeſſen war das Publikum mit meiner Fortſetzung zu-

frieden, in der ich das beſte geliefert hatte was mir zur Hand war, und ich machte von der Zeit an die Aufſuchung der Materialien zu dieſer oder einer ähnlichen Arbeit, nicht ohne Erfolg zu einem der Zwecke meines Bücherſammelns. Aber gerade wie ich mich von dieſer Seite im Stande ſah etwas Beſſeres zu leiſten, nahmen mir andre Arbeiten die Zeit; und mehrere Urſachen kamen hinzu, die mich bewogen es ſehr gern zu ſehen, wenn Herr Nicolai einen andern Schriftſteller zu Uebernehmung einer Fortſetzung bewegen könnte. Das geſchah, ſo daß ich außer dem zweyten und dritten Bande weiter nicht den mindeſten Antheil an den Straußfedern

habe, die erſte Erzählung im vierten Bande abgerechnet, die als ein Lückenbüßer in der Druckerey lag, weil es ſchwer hält, ſeine Handſchrift allemal genau zu einer veſtgeſetzten Anzahl von Bögen einzurichten, und die ich vernachläſſigt hatte zurückzufodern. Es kränkt mich demnach ſehr, daß ich in den Meßverzeichniſſen einiger, ſelbſt ſolcher Buchhändler, die es beſſer wiſſen können, den 4ten und folgende Bände der Straußfedern immer noch als vom Verfaſſer des Siegfried von Lindenberg fortgeſetzt, aufgeführet finde. Soll das ein Kompliment ſeyn, das man mir zu machen meynt, ſo verbitte ich mir dergleichen Komplimente in allen ähnlichen Fäl-

len. Glaubt aber mancher, durch meinen unbedeutenden Namen einige Käufer anzulocken, ſo iſt das ja immer ein Betrug, deſſen er ſich ſchuldig macht, auch wenn er ihnen beſſere Waaren als die meinigen liefert. — Der Herr Fortſetzer, von deſſen Arbeit ich keine Zeile geleſen habe, mag ohne Zweifel ſeine Urſachen gehabt haben, ſich nicht auf dem Titel zu nennen; indeſſen mein Freund Nicolai hat zu ſeiner Zeit öffentlich in den Hamburger Zeitungen bekannt gemacht, daß die Fortſetzung der Straußfedern von einer andern Hand ſey. Ich ſelbſt aber habe mehrmals erklärt, und wiederhole es hiemit, daß von mir (Recenſionen abgerechnet, bey

denen die Sitte es nicht verſtattet,) nie ein Blatt im Publikum erſcheinen wird, das nicht meine Firma führt; ich bitte daher alle Freunde meiner Schriften, ſich durch Buchhändlerkatalogen oder andre Vorſpiegelungen nicht verleiten zu laſſen, mich für den Verfaſſer irgend eines guten oder ſchlechten Buches zu halten, zu dem ich ſelbſt mich nicht bekenne. Dahin wird es mit mir niemals kommen, daß ich mich einer meiner Schriften ſchämen, oder etwas ſchreiben ſollte, wozu ich mich nicht öffentlich bekennen dürfte.

Ich habe (um zu meinem Gegenſtande zurückzukommen) ſeit neun bis zehn Jahren weder Mühe noch Koſten geſpart, das

Fach der alten ausländiſchen Romane in meiner Bibliothek zu beſetzen, und ich darf ſagen, daß ſie von dieſer Seite jezt reich, ſogar an manchen Seltenheiten, iſt. Unter den ausländiſchen Romanen aus dem vorigen Jahrhundert und der erſten Hälfte des jezt ſeinem Schluſſe zueilenden, ſo wie in älteren, jezt in ihrem Vaterlande ſogar vergeſſenen periodiſchen Schriften iſt vieles was, oft in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt, oft mit einiger Nachhülfe, ein gutes Publikum noch lange amüſiren, zum Theil auch belehren kann. Sachen dieſer Art — da Muſäus Einmal die Bahn gebrochen hat — werde ich unter der Aufſchrift: Novantiken, in meiner Manier erzählt,

und mit einigen meiner noch ungedruckten Aufſätze vermiſcht, in Bänden wie der gegenwärtige und ſo wie meine Zeit es mir erlaubt, noch auf eine Zeitlang vor dem Untergange zu bewahren ſuchen.

Ueber die erſte Geſchichte in dem vorliegenden Bande habe ich nichts zu ſagen. Die Perſonen in derſelben handeln nicht eben moraliſch: aber gerade deswegen liegt um ſo viel mehr Moral in ihr; und dann hat ſie das große Verdienſt, ihre Leute nach dem Leben zu zeichnen, wie ſie ſind. Deswegen habe ich ſie vorzüglich aufgenommen, denn dergleichen Darſtellungen haben ihren einleuchtenden Nutzen.

No 2 enthält zwey wahre Anekdoten.

No 3 iſt ein Wort zu ſeiner Zeit, von dem es mir lieb iſt, daß es mir in die Hände fiel. Hätten dergleichen Schriften in Brabant, in der Vendee u. ſ. w. zu rechter Zeit rouliret, und dem großen Haufen gezeigt, daß der geiſtliche Stand, den ich übrigens in proteſtantiſchen Ländern ceteris paribus nicht für ſo unnütz halte als Gottfried, nicht zum Weſen der Religion gehört, daß dieſe allenfalls ohne ihn beſtehen kann, und daß es ein Irrthum iſt, daß er von Chriſtus eingeſetzet ſey: ſo würde das Blut vieler tauſend Verblendeter, die für die Sache Gottes zu kämpfen glaubten, nicht gefloſſen ſeyn, — des Blutes ihrer gefallenen Gegner nicht zu gedenken.

Ich übergebe dem Publikum mein Buch mit dem Wunſche, daß es die nehmliche gütige Aufnahme ſinden möge, deren ſich meine älteren Schriften freuen. Geſchrieben zu Itzehoe, im December, 1798.

Johann Gottwerth Müller.

I.

Vetter Niklas,

oder

das glückliche Verſehen.

I.

Vetter Niklas,

oder

das glückliche Verſehen.

Erſtes Kapitel.

Genealogiſchen und pädagogiſchen Inhalts.

In Paris ſtarb Herr Simon, ein Holzhändler, und hinterließ eine ſehr hübſche Wittwe von nicht vollen fünf und dreyßig Jahren, der man kaum acht und zwanzig anſah, und eine einzige Tochter, die kaum in ihr ſechzehntes getreten war.

Der Selige war, ehe er auf das Prädikat der Seligkeit Anſpruch zu machen hatte, ein ſehr emſiger Handelsmann und ein genauer Haushalter; mithin war ſeine Tochter eine Partie von reinen zwey mal hundert tauſend Thalern, ohne das große Vermögen, das ſie einmal von ihrer Mutter zu erwarter hatte.

Es iſt in Paris wie in — Itzehoe; ob ein Mädchen ein Auge zu wenig, und ein bischen Rücken zu viel hat, oder gar kein Auge und eine Naſe von lakirtem Pantoffelholze: das macht nichts. Mit baaren zwey mal hundert tauſend Thalern iſt ſie ein Engel, auch ohne die Ausſicht auf weitere Erbſchaften. Das iſt in der Ordnung. — Mamſell Nanette Simon aber hatte der Natur ſo außerordentlich viel zu danken, daß ſie bey Kennern und Nichtkennern, auch ohne alle Rückſicht auf Vermögen, für einen Engel gelten mußte. Sie war groß und bewundernswür-

dig ſchön gebauet. Ihr reiches, dunkel, dunkelbraunes Haar floß auf einen Nacken hinab und beſchattete eine Stirn, die den friſch gefallenen Schnee beſchämten; man konnte kein ſchöneres Auge ſehen, keinen lieblichern Mund, keinen runderen Arm, und keine weißere Hand. Obgleich das Halstuch dicht unter dem Halſe zugeſteckt werden mußte, ſo wußte Mamſell Nanette es doch ſo zuzuſtecken, daß man errieth, es verberge etwas, das der Mühe werth ſey. Dergleichen lernen die Schönen auch ohne Anweiſung. Sie hatte den Anſtand und den Gang einer Königinn, und in der kleinſten ihrer Bewegungen die Anmuth einer Grazie.

Nanette hatte vortreffliche Anlagen. Ihr fehlte nichts als eine angemeßne Erziehung und ein wenig Umgang, um aus dem entzückendſten Geſchöpfe das vollkommenſte zu werden. Aber der nunmehr ſelige dachte, als er noch nicht ſelig war, nur auf Procente und

meynte nebenbey, wenn ein Mädchen nach dem Hausſtande ſehen, einen Knix machen, und einen Handſchuh ſtricken könne, ſo ſey es erzogen genug. Da nun ſeine Tochter überdem noch fertig leſen, und ſo gut ſchreiben konnte, daß er ſie, an heißen Poſttagen, ſehr oft zum Kopiiren der Handlungsbriefe zu Hülfe nahm: ſo war ſie in ſeinen Augen ein Wunder von Geſchicklichkeit.

Madame Simon erzog ihrerſeits das Mädchen ſehr zur Wirthſchaft, übrigens aber in der ſtrengſten Eingezogenheit, und verſagte ihr die unſchuldigſten Freyheiten. Nur bloß Couſine Agathe durfte an Sonn- und Feſttagen zu ihr kommen, und über die Schwelle kam Nanette nie, außer um in einer ſehr nahe gelegenen Kirche die Meſſe zu hören. Das war an jeglichem Vormittage ihr gewiſſer Gang, aber — wie ſichs von ſelbſt verſteht, an der Seite ihrer Mutter.

Ob dieſe Erziehungsmethode ihren Grund

in einer angebohrnen ſtrengen Denkart hatte, oder ob Madame Simon vielleicht ſelbſt auf ähnlichen Fuß erzogen war, oder ob ſie etwan aus Erfahrung wiſſen mogte, daß ein Mädchen deſto länger in ſeiner Unſchuld bleibt, je weniger es unter Leute kömmt und vor Romanen bewahret wird: das alles ſind Fragen, über welche Referent keine Auskunft zu geben weiß. Genug, ſo wie Herr Simon die Augen ſchloß, verſchloß ſeine Wittwe das Haus für jedes lebendige Weſen, das nur den entfernteſten Stoff zu Bedenklichkeiten geben konnte; nur ein paar ehrſame Matronen von ihrer Denkart behielten freyen Zutritt, und in ihrer Tochter ſah ſie einen Handelsartikel, den ſie veſt entſchloſſen war, dereinſt auf Treu und Glauben abliefern zu können. Derjenige, meynte ſie, dem der liebe Gott (in deſſen Himmel die Ehen ja bekanntlich geſchloſſen werden,) das Mädel beſchieden habe, würde ihr das Dank wiſſen müſſen.

Nanette, von der Wiege an des Zwanges gewohnt, fühlte ihn nicht; ſie wußte nicht anders, als daß alle Menſchen ſo lebten, meynte, das müſſe ſo ſeyn, und ließ ſich bisher nicht einmal träumen, daß es beſſer ſeyn könne.

Zweytes Kapitel.

Ein paar ſchöne Augen richten Spuk an.

Leute von Ton und alles das lüftige Geſindel, welches man beau-monde nennet, würde ſich zu Tode ſchämen, wenn man ihnen nachſagen könnte, ſie thäten manche Dinge in der nehmlichen Abſicht, in welcher der ſchlichte, biedre Menſchenverſtand ſie thut. Sie gehen nicht ins Koncert um zu hören; ſie gehen nicht in die Komödie um zu ſehen; ſie gehen nicht in die Kirche um Gott anzubeten, u. ſ. w. und ſie wiſſen ſich ſo ausdruckvoll zu benehmen, daß es unmöglich wäre, ſie in irgend einem dieſer Fälle wegen einer ſo vernünftigen Abſicht nur in Verdacht zu nehmen.

Warum der Chevalier de Biancourt am 12ten Julius, Anno 17.. in die Kirche gegangen war, das gehört abermals unter die Dinge, die ſich eben ſo wenig mit Si-

cherheit angeben laſſen, als warum das Di-
rektorium der franzöſiſchen Republik nicht
wollte, daß Timoleon-Buonaparte
dem römiſchen Unweſen ein Ende machte.
So viel iſt gewiß, daß er nicht hingegangen
war, um Meſſe zu hören oder zu beichten.
— Warum er aber am 13ten, am 14ten, und
ſofort alle folgenden Tage, um die nehmliche
Stunde in die nehmliche Kirche gieng, das
iſt eine leicht zu beantwortende Frage; —
oder vielmehr, es iſt ganz keine Frage für
den, der ſich die Mühe geben will, noch ei-
nige Zeilen weiter zu leſen.

Es war am obgedachten zwölften Julius,
als der Chevalier, entweder um ſich zu des-
ennüyren, oder, was wohl ſo wahrſchein-
lich iſt, um die chriſtliche Gemeinde vor dem
Verdachte zu bewahren, als ſey er aus einer
religiöſen Veranlaſſung zugegen, die ſchönere
Hälfte derſelben durch die Lorgnette die Mu-
ſterung paſſiren ließ; — eine Beſchäfftigung,

die für einen jungen Chevalier unſtreitig wohl ſo intereſſant iſt, als für einen Herſchel die Beobachtung des geſtirnten Himmels durch ein vierzigfüßiges Seherohr, und die hier nichts weiter als den Ort wider ſich hat. Herſchel entdeckte den Uranus, und unſer junge Herr, was ihm mehr werth war als alles was ſich jenſeits unſrer Athmoſphäre entdecken läßt, eine Urania: er ſah Nanetten.

In ſeinem Leben war es ihm ſchon ſehr oft begegnet, ein ſchönes Frauenzimmer zu ſehen, ohne jemals mehr oder etwas anders bey dem Anblicke zu empfinden, als etwas Aehnliches von dem, was ein Leckermaul beym Anblicke einer duftenden Paſtete empfindet. Was er hier empfand, war von ganz andrer Art; ſein ganzes Weſen ſchien in Bewundrung und Ehrfurcht aufgelöſet. — Man findet in ſo manchem Buche die erſten Symptome der wahren Liebe geſchildert, daß

wir es für unnöthig halten, mit Beſchreibung einer Sache, die ohnehin außer in Büchern ſehr ſelten auf dieſer Erde angetroffen werden ſoll, das Papier zu füllen. Es iſt hinreichend zu ſagen, daß der Eindruck, den die junge Schöne auf unſern Ritter machte, nicht ſeine Sinne, ſondern ſein Herz traf.

Wer mogte ſie ſeyn? — Ihre Kleidung verrieth Reichthum und Geſchmack; aber der ſittſame Anſtand, die ſtille in ſich geſammelte Andacht des jungen Mädchens ſowohl als ihrer Begleiterinn, die er für eine ältere Schweſter hielt, machten es wenigſtens nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſey, was man damals noch in Paris von Stande nannte. — Er folgte den beyden Damen von weitem nach, als ſie die Kirche verließen; und begab ſich dem Hauſe gegenüber, in welches er ſie gehen ſah, in den Laden einer Galanteriehändlerinn, kaufte ein Stockband, Handſchuhe und andre Kleinigkeiten, und erkundigte ſich unter ver-

ſchiednen Dingen, die ihn nicht intereſſirten, auch nach dem Dinge, welches der artigen Madame Dülis eigentlich dieſen Kundmann zugeführt hatte. Die kleine geſprächige Brünette war ſehr bereit, ihm alle ſeine Fragen zu beantworten; ſie gab ihm die Geſchichte der halben Straße, und auch des Hauſes, in welches er ſeine Unbekannte hatte hineingehen ſehen. Dieſe letztere war nun in allen ihren Umſtänden nichts weniger als tröſtlich für den jungen Herrn, denn ſie enthielt buchſtäblich, was der Leſer im erſten Kapitel geleſen hat. Er ſah, daß es nahe an Unmöglichkeit grenze, zu einer Schönen, die in ſo ſtrenger Klauſur gehalten wurde, Zutritt zu finden. Indeſſen verzweifelte er nicht ganz; nahe an Unmöglichkeit iſt doch noch keine völlige Unmöglichkeit; er war ſchlau; er war unternehmend; vor Schwürigkeiten, die manchen andern abgeſchröckt haben würden, pflegte er nicht zu erſchrecken, vielmehr reizten ſie

ihn, ſie zu überwinden. Da er wohl eher ſchon eben ſo ſchwürige Dinge, die ihm ungleich weniger am Herzen lagen, ausgeführet hatte: ſo hoffte er, auch dieſesmal ſchon Hülfsmittel in ſich ſelber zu finden.

Alles was er vor der Hand thun konnte, war, ſich täglich zur geſetzten Stunde in der Kirche einzufinden, um ſich wenigſtens am Anſchauen des ſüßen Geſchöpfes zu laben, zwiſchen dem und ihm eine ſo große Kluft beveſtigt war, und fleißig in der Gegend des Hauſes herumzukreuzen, oder mit der kleinen lebhaften Madame Dülis zu ſchwatzen, die ſich in allem Ernſt einbildete, eine Eroberung gemacht zu haben; — eine Einbildung, die er ſorgfältig unterhielt, weil er nicht wiſſen konnte, ob er dieſer Frau nicht bedürfen würde, wofern ein gewiſſer Plan, der in ſeinem Kopfe ſchon ſeit einigen Tagen fertig lag, nicht nach Wunſch gelingen ſollte. Ueberdem — ein junger Chevalier, ſo verliebt er ander-

weitig ſeyn mag, ſollte der nicht mitneh-
men, was ſich wegelangs mitnehmen läßt?
— Madame Dülis war würklich ein aller-
liebſtes Figürchen.

Drittes Kapitel.

Wie Gott Amor einen Edelmann in eins der zwölf himmliſchen Zeichen verwandelte.

Während der Ritter ſich von der hübſchen Galanteriehändlerinn ein wenig lieben ließ, war ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Thür der Dame Simon gerichtet, um diejenigen Leute kennen zu lernen, die im Beſitz waren, das Haus mit den kleinen Bedürfniſſen des Lebens zu verſorgen. Er bemerkte, daß außer dem Waſſerträger, eine und dieſelbe Obſtverkäuferinn jeglichen Morgen ihre Waare dort verkaufte, und nicht ſelten etwas länger blieb, als nöthig war, ihren Handel zu machen; daraus ſchloß er, daß ſie dort näher bekannt ſeyn müſſe, und ihm dienen könne. In der That war ſie Nanettens Amme geweſen, und hatte das Haus nur verlaſſen, um ſich mit dem obgedachten Waſſerträger zu verheyrathen, der ſeinerſeits ebenfalls im Brodte

des Herrn Simon geweſen war. Es hielt nicht ſchwer, dieſe Frau auf ſeine Seite zu bringen; im Geldbeutel eines hübſchen jungen Officiers ſteckt eine große überredende Kraft, und die Obſtfrau gehörte nicht unter die Neulinge, wenn es auf geheime Expeditionen ankam. Sie hatte wohl eher wackeren Leuten in ähnlichen Angelegenheiten gedient, bey denen ſie redliche Abſichten vorausſetzte. Ihr Fehler war nur, ein wenig zu leicht an die Güte der Abſichten zu glauben.

Dem Ritter lag natürlicherweiſe alles daran, das junge Frauenzimmer von ſeiner Leidenſchaft zu unterrichten. Wenn Jupiter die Geſtalt eines Stiers und Heinrich der vierte das Koſtume eines Bauern nicht verſchmäht, um mit einer Erdentochter ſeine kleinen Geſchäffte ins Reine zu bringen, ſo konnte, glaubte unſer Mann, ein Ludwigsritter und Dragonerhauptmann auch wohl einmal ſeine Schultern mit einer Waſſertracht bela-

den, um mit einer Schönen zu ſprechen, der im Kavalierkoſtume nicht an Bord zu kommen war. — Frau Marton, ſo hieß die Obſthändlerinn, mußte ihren Ehekonſorten bewegen, es dem Ritter zu überlaſſen, an einem beſtimmten Tage die Küche der Madame Simon mit Waſſer zu verſehen. Es wurde verabredet, daß der Mann eine Tracht Waſſer nach ſeiner Wohnung bringen, und der Chevalier ſich daſelbſt zu der nöthigen Verkleidung einfinden ſollte, um das übrige des Abentheuers zu beſtehen.

Wie dieſer Plan ſo geordnet war, wußte Frau Marton es ſo abzupaſſen, daß, wie Madame Simon mit Nanetten aus der Meſſe kam, ſie von der andern Seite her gerade mit ihnen zugleich vor der Thür war. Sie bat um Entſchuldigung, daß ihr guter Mann einer Unpäßlichkeit wegen ihnen heute kein Waſſer bringen könne; er habe aber ſeinen Vetter Niklas gebeten, ihr Haus und

ſeine übrigen Kunden zu verſorgen. — „Dein Mann, oder Vetter Niklas, das gilt gleich, erwiederte Madame Simon, wenn ich nur gutes klares Waſſer kriege. Aber was fehlt Deinem Manne?“

Marton ſagte, er habe ſeit geſtern Abend einen heftigen Anſtoß von Kolik. — Die Dame beſaß einen Schatz von Hausmitteln, aus dem ſich Doktor Joh. Heinrich Lange's bekanntes Buch de remediis domesticis verdreyfältigen ließe. Sie nahm die Frau mit ſich auf ihr Zimmer, um ihr, ich weiß nicht ob Rosmarin- oder Lilienkonvallienbranntwein zu geben. Das war es eben, was die Marton wollte, und ſie ließ es ſich angelegen ſeyn, Madame Simon eine gute halbe Stunde lang im Geſpräch zu halten.

Unterdeſſen hatte ſich der Chevalier in ihrer Wohnung in den Waſſerträgerornat geſteckt. Er huckte die Tracht auf den Nacken, hieng die Eimer daran, und geſtand ſichs, es

ſey leichter, ein Ludwigskreuz zu tragen. Indeſſen, er hatte keinen weiten Weg, und die Liebe gab ihm Kräfte. Seine brennende Ungeduld, die Gebieterinn ſeines Herzens zu ſehen, hätte ihm doch beynahe einen garſtigen Streich geſpielt: — er hatte in der Haſt und Unruhe verſäumt, ſeinen Beinen und Füßen das gehörige Koſtume zu geben, und es war ein kurioſes Stück, einen Waſſerträger in weißſeidnen Strümpfen und Eſkarpins mit brilliantnen Schnallen zu ſehen. — Vielleicht iſt das Glück, welches ſonſt nur die Dummköpfe unter ſeine Fürmundſchaft zu nehmen pflegt, auch zuweilen ein Fürmund der Liebenden? Wie dem ſey: der Chevalier, ſo viel Verſtand er übrigens beſaß, hatte dieſesmal doch noch mehr Glück; er richtete ſeine Expedition aus, ohne daß jemand das Diſparate in ſeinem Anzuge bemerkte.

Mamſell Nanette ging hinunter, wie er in das Haus kam, um den unbekannten

Mann anzuweiſen, ſagte ſie; eigentlich aber um als ein wirthſchaftliches Mädchen ein Auge darauf zu haben, daß der Fremdling nicht etwan einen Löffel oder des etwas mitgehen heiße. — Vorſicht iſt freylich gut; dieſesmal aber war ſie nicht aus dem rechten Fache: der Waſſermann kam nicht zur Jungfrau, um irgend etwas mitgehen zu heißen, ſondern um etwas zurückzulaſſen, nehmlich ein Billet, in welchem er ſie von den Würkungen ihrer ſchönen Augen auf ſein Herz unterrichtete. — Wie ihm war, als er ſich mit ihr allein ſah, das läßt ſich fühlen, aber nicht beſchreiben. Im Begriff, ſich ihr zu Füßen zu ſtürzen, hielt ihn kaum noch der gute Genius Vernunft zurück, und flüſterte ihm ein, daß er alles verderben könne, wenn er bey einem Mädchen, welches ſichtlich ſo neu war, auf dieſe Art debütirte. Er begnügte ſich alſo, ihr ſeinen Brief zu überliefern, mit dem Bedeuten, es ſey ein neues

Liedchen, welches ſeine Nichte Marton ihm mit dem Auftrage gegeben habe, es ihr einzuhändigen, wofern er ſie allein träfe, denn es ſey eben nicht nöthig, daß Mama es ſähe.

„Aber die Marton iſt ja ſelber hier!“ ſagte die Jungfrau.

„Kann ſeyn, verſetzte der Waſſermann, der auf dieſe Anmerkung gefaßt war: Wie Nichte mir heute früh dies Papier anvertrauete, glaubte ſie nicht, ihren kranken Mann verlaſſen zu können; ſeitdem ſah ich ſie nicht wieder, da ich den ganzen Morgen ihre Kundleute beſorgt habe.“

Es iſt eine eigne Sache um den Inſtinkt. Die Jungfrau ſteckte das Papier mit einer freudigen Empfindung in die Taſche, von welcher ſie ſich keine Rechenſchaft würde haben geben können, wenn es ihr auch eingefallen wäre, ſich darüber zur Rechenſchaft zu ziehen. Der Anblick eines ſchönen jungen Mannes, obgleich ſie ihn in der Welt für

nichts als einen Waſſerträger hielt, machte ihr ſichtlich Vergnügen; — zum Glücke war ſie zu ſehr mit ſeinem Geſichte beſchäftigt; ein einziger Blick auf ſeine Füße, die Trotz Beelzebubs Füßen verräthriſch waren, hätte die ganze Karte entdeckt.

„Iſt Er verheyrathet, Niklas?“

„Leider nein, Mamſell!“

„Leider?“

„Ja wohl, Leider! Ich wäre es ſo gern!“

„Nu, es giebt ja Mädchen genug?“

„Nein, liebe Mamſell! für mich giebt es nur eine einzige, und zu meinem Unglücke weiß ich nicht, ob dieſe Einzige geneigt ſeyn mögte, mich zu nehmen. Das weiß ich aber, daß ich, wenn ſie mich liebte, den König nicht beneiden würde. Wäre Paris — was ſage ich! wäre dieſe ganze Welt mein Eigenthum, ſo würde ich mich dieſes Eigenthumes nur freuen, um es ihr zu Füßen legen zu können. Sie würde Beherrſcherinn des

Erdkreiſes ſeyn, und — welch ein Glück! welch ein Stolz! ich wäre ihr erſter Unterthan!"

„Niklas .... Er ſetzt mich in Erſtaunen! .... Für einen Waſſerträger ſpricht Er...."

Wundern Sie ſich darüber nicht, Mamſell; ich liebe, und die Liebe lehrt mich würdig denken und ſprechen. Der Anblick des himmliſchen Mädchens, welches ich anbete, erhebt mich über meinen Stand. Ich bewundre die Schönheit, womit Gott ſie ſchmückte! Nur ein Mann von Stande kann ihrer würdig ſeyn, und ſo vergeſſe ich den Waſſerträger. Erlauben Sie, fuhr er fort und warf ſich ihr zu Füßen, daß ich ihr ſage ...."

„Mein Gott, was macht Er! — rief Nanette voller Erſtaunen und Unruhe: Meine Mutter kömmt; um Gottes willen, geh Er .... Ich bitte Ihn, geh Er! — Heilige Mutter Gottes! was für einen Waſſerträger Frau Marton uns da ſchickt! —"

Biancourt ſorgte würklich, daß die Mutter kommen mögte, denn man hörte oben die Stühle rücken. — Er huckte ſeine Tracht auf, und eilte der Wohnung der Obſtverkäuferinn zu. Sollte er ſich über ſein beſtandnes Abentheuer freuen oder betrüben? das wußte er nicht. Weil er ſelbſt aber unterwegs ſeine heteroklitiſche Fußbekleidung wahrnahm, ſo machte er verzweifelt lange Beine, um ſein Aſyl zu erreichen, ohne noch, zu Guterletzt, für ſeine Unbeſonnenheit zu büßen.

Mamſell Simon war ihres Theils in der äußerſten Beſtürzung darüber, daß ſie einen Waſſerträger ſo ſich hatte ausdrücken hören. Sie war unerfahren und völlig unbekannt mit der Welt: aber ihr geſunder Verſtand ſagte ihr, daß etwas dahinter ſtecken müſſe. Sie hatte in dieſem Augenblicke — die Anlagen eines jungen Mädchens entwikkeln ſich ſehr ſchnell! — ſie hatte in dem Augenblicke alle Klugheit der erfahrenſten

Perſon, denn ſie ſah ein, daß es nicht gerathen ſey, der Mutter vor der Hand etwas von dieſem ſonderbaren Auftritte zu eröffnen, in dem etwas Behagliches lag, welches ſie ſich nicht zu erklären wußte. — Sie brannte vor Ungeduld, das empfangene Papier zu leſen, aus welchem ſie mehr Licht zu kriegen hoffte: aber ſie mußte dieſe Ungeduld voritzt bezähmen, denn Mutter kam würklich die Treppe herunter.

Nach einer ſo ſchwürigen Operation als es in den Augen eines jeden Aſtronomen ſeyn muß, das ſechſte und eilfte Zeichen der Ekliptik, das heißt: das Signum melancholikum der Virgo, mit dem Signo ſanguineo der Amphora in Konjunktion gebracht zu haben, darf man wohl ein wenig ausruhen.

Viertes Kapitel.

Der Briefwechſel.

Kaum ſah das ſchöne Mädchen ſich allein, ſo wurde das Papier geöffnet, in welchem ſie Wort für Wort folgendes fand:

„Seit zwey Monaten liebe ich Sie, „reizende Nanette, und ſtrebe vergebens „nach einer Gelegenheit, es Ihnen zu ſa„gen. Die Sorgfalt, mit der man Sie „bewacht, ſetzt mich in die Nothwendig„keit, Ihre ehemalige Amme und deren „Mann in mein Intereſſe zu ziehen, um „mich Ihnen in der Kleidung eines Waſ„ſerträgers nähern zu können. Verzeihen „Sie dieſe unſchuldige Liſt einem Man„ne, der durchaus kein andres Mittel ſah, „Ihnen zu erkennen zu geben, daß er „nur für Sie zu leben wünſcht. Mißbil„ligen Sie es nicht, daß ein junger Edel„mann, der einiger Achtung in der Welt

„genießt und Sie zärtlich liebt, Ihnen
„ſein Herz und ſeine Hand anbietet: ſo
„beſchwöre ich Sie, mich einiger Auf-
„merkſamkeit zu würdigen. Sie werden
„mich in der Kirche finden, die Sie täg-
„lich zu beſuchen pflegen, und mich an
„dem blauen mit Gold geſtickten Kleide
„und dem Ludwigskreuze erkennen.“

„von Biancourt.“

Hatten Nanettens dunkelbraune Augen viel Unfug in dem Herzen des Chevalier angerichtet, ſo brachte zur Vergeltung dieſer Brief Nanettens Herzchen in Aufruhr. Es war das erſte mal, daß ſie ſich ſchön nennen hörte; daß man ihr Liebe geſtand; und der Mann, aus deſſen Herzen das kam, war ſelbſt im Schmutze eines Waſſerträgers ſo liebenswürdig! Ihr Herzchen klopfte! Zärtlichkeit, Unruhe, Gefühle die ihr ganz neu waren, hoben ihren Buſen; nie war ihr ein

Tag, nie eine Nacht ſo unermeßlich lang geworden! Nie hatte ſie einen ſolchen Drang in die Kirche zu gehen gefühlt! — Es war nur ein Wunder, daß Mama nichts merkte.

Die Ungeduld des Ritters war nicht geringer; ſie trieb ihn wenigſtens um eine gute Stunde vor der Zeit an den Ort, wo er zu erfahren hoffte, wie ſein geſtriges Wageſtück aufgenommen ſey. Er verwandte kein Auge von der Thür, durch die ihm ſeine Sonne aufzugehen pflegte, außer um nach der Uhr zu ſehen, die jedesmal ans Ohr gehalten wurde — und die er zuletzt in der Hand behielt, um ſicher zu ſeyn, daß ſie nicht ſtocke. — Alles das half nichts; die Zeit gieng ihren gewöhnlichen Gang; die Uhr auch; und Madame Simon kam um keinen einzigen Augenblick früher als ſie pflegte.

Endlich aber kam ſie, und ſchritt als Morgenröthe voran, die Sonne aber — blieb aus.

Nehmet einen jungen Kanarienvogel aus dem Neſte, ehe ſeine Augen ſich öffnen; füttert und erziehet ihn fern von allem was Hecke und Vogel heißt, laſſet ihn nie ein Kanarienvogelneſt ſehen, bringet ihn — ich ſetze voraus, daß er ein Weibchen iſt — im folgenden Frühling in die Hecke: Ihr werdet finden, daß er ſein Neſt eben ſo künſtlich bauet, und aus den verſchiednen Materialien, die Ihr ihm bietet, eben ſo wohl die tauglichſten wählt, als wenn er in der Voliere groß geworden wäre. Eine Katze, die fern von allen Mäuſen erzogen iſt, wird nicht ermangeln, auf die erſte Maus Jagd zu machen, die ihr zu Geſichte kömmt, und mit eben der philoſophiſchen Gelaſſenheit wie die älteſte und erfahrenſte Katze, ſtundenlang vor einem Mauſeloche zu lauern.

Eben ſo, meine Herren und Damen, möget Ihr ein Mädchen von der Bruſt an in der ſtrengſten Klauſur halten, das Wörtlein

Liebe nie ſein Trommelfell und — ſein Herz-chen erſchüttern laſſen; dennoch, wenn Ihr es etwan im ſechzehnten mit einem jungen Herrn in Konjunktion bringt, werdet Ihr Euer Wunder ſehen, wie das kleine Ding das Handwerk der Kokketterie *) und alle erfoder-lichen kleinen und großen Künſte ſo gut wie ſeine Mutter inne hat.

Wenn Nanette, die ganz unfehlbar zugleich mit ihrer Mutter aus dem Hauſe gegangen war, nicht zugleich mit ihr in die Kirche trat: ſo kann man faſt als ſicher an-nehmen, daß der nehmliche Inſtinkt ſich hier äußerte, der das Kätzchen die Maus belauern, oder den Kanarienvogel ſein Neſt bauen leh-ret.

In ſiebzehn Sekunden kann ein Menſch — beſonders ein Verliebter — viel denken,

*) Ich nehme dieſes im Deutſchen gemeiniglich ge-mißbrauchte Wort nie anders als in dem Sinne, in welchem es der Franzoſe beſtändig nimmt.

viel Angſt ausſtehen, viel leiden. Habe ich doch einmal von einem menſchlichen Virtuoſen in ſeiner unmenſchlichen Kunſt einen armen Teufel beynahe in noch kürzerer Zeit von unten auf rädern ſehen! — Siebzehn volle Sekunden ſchwebte der Herr von Biancourt zwiſchen Leben und Tod, — denn ſo viel Zeit brauchte Nanette auf der unterſten Stufe zur Kirchenthür, eine Schuhſchnalle wieder zuzuſchnallen, die — nicht aufgegangen war; und wenn ſie nicht ſiebzehnmal ſo viel Zeit brauchte, ſo lag das wohl in ihrer eignen Ungeduld, theils auch in der Beſorgniß, ſich durch längeres Zögern bey der Mutter in irgend einen Verdacht zu bringen; eine Beſorgniß, von welcher ſie vier und zwanzig Stunden früher nicht einmal eine Idee gehabt haben würde. Der Ritter, der ſie nie anders als dicht an der Mutter Seite geſehen hatte, (oder vor ihr her, wenn ein Defilé zu paſſiren war,) war außer ſich

vor Schmerz. Seit zwey vollen Monaten hatte ſie nie in der Kirche gefehlt; daß ſie gerade heute wegblieb, war ein ſicheres Zeichen, daß ſein geſtriges Wageſtück mißfallen habe; daß er verworfen ſey! Schon ſtieg der Gedanke in ihm auf, die Andacht der Mutter zu benutzen, nach dem Hauſe ſeiner Geliebten zu fliegen, und zu ihren Füßen ſie entweder zu erweichen, oder verzweiflungsvoll — was weiß ichs was für eine Raſerey zu begehen, als er die Schöne leicht und lieblich gleich der reizendſten der Huldgöttinnen durch die Reihen der Beter ſchweben ſah; — vorläufig noch war alſo wenigſtens ſein Leben geborgen.

Daß das ſchöne Mädchen gleich beym Eintritt die ganze Kirche mit Einem Blicke ſchnell überſah, verſteht ſich von ſelbſt; ſie fand den Freund Blaurock geſchwind aus der Menge heraus; zufrieden ihn gegenwärtig zu wiſſen nahm ſie ihren Platz zur Seite der

Mutter ein, ſah in ihr Buch als wenn ſie ganz nicht an ihn dächte: aber nicht lange, ſo konnte ſie dem Drange nicht mehr widerſtehen, ganz verſtohlen wenigſtens ein kleines bischen über das Buch weg zu ſchielen. Hatte ſie geſtern in dem Waſſermanne einen ſehr hübſchen Menſchen gefunden, ſo zwang heute der Blaurock in einem Anzuge, der ſeinen äußerſt vortheilhaften Wuchs nicht entſtellte, ihr vollends Gerechtigkeit ab. In der That war der Ritter eine ſchöne Figur; ſein edler Anſtand, ſeine offne Phyſiognomie nahmen zum voraus für ihn ein, und ſelbſt die Unruhe, welche ſichtlich auf dieſer letzteren ſchwebte, (denn derſelbe Mann, der bey Wilhelmsthal und Johannisberg ſehr brav gegen den großen Ferdinand gefochten hatte, ſchwebte jetzt einem Mädchen gegenüber in Todesangſt!) dieſe peinliche Unruhe, deren Urſache ſie ſich ſo leicht erklären konnte, war ihm nicht nachtheilig. Kurz, er machte einen ſehr leb-

haften Eindruck auf ſie; ihr Herz lief mit der Mädchenhaftigkeit davon, und ehe ſie es ſich verſah, entſtand ein förmlicher Tauſchhandel von Blicken, der, wenn er dem Ritter zu kurz ſchien, auch der Schönen gewiß nicht lang vorkam. Aber die Meſſe war geendigt; Nanette mußte der Mutter folgen, und alles was Biancourt noch konnte, war, in der Ferne die Arriergarde zu machen, und ſie mit den Augen bis an ihr Haus zu begleiten. Er glaubte zwar bemerkt zu haben, daß ſie ihn nicht ohne alle Theilnahme angeſehen habe, auch ſchien ſie ihm weit ſorgfältiger gekleidet als gewöhnlich: aber das reichte nicht hin, ihn zu beruhigen. Die glühendſte Ungeduld, von ihren Geſinnungen näher unterrichtet zu ſeyn, verzehrte ihn.

Nanette hatte ihm indeſſen würklich zu tief in das große blaue Auge geſehen. Sie freuete ſich innig ihrer Eroberung, und war ſie heute früh mit dem Vorſatze, oder richti-

ger zu reden, mit dem Inſtinkte ausgegangen, ein wenig das Mädchen zu ſpielen: ſo brachte ſie nichts von demſelben wieder mit nach Hauſe. Sein Anblick hatte zu mächtig auf ſie gewürkt. Die Liebe machte ſchnelle und mächtige Fortſchritte in ihrem Buſen, und in eben dem Verhältniſſe entwickelte dieſe große Lehrerinn ihren Verſtand, und öffnete ihr die Augen über den ängſtlichen Zwang, in dem ſie gehalten wurde. Von dieſer Minute an fühlte ſie den Druck der Kette, die ſie bisher ganz nicht empfunden hatte; ſie betrachtete ihre Klauſur als die unerträglichſte Sache von der Welt, und hätte gern ihr ſchönſtes Kleid und ihre Brillianten dazu gegeben, um Worte ſtatt der Blicke mit dem Vetter Niklas wechſeln zu können. Das war aber eine unerkaufbare Sache! vielmehr zitterte ſie vor dem Gedanken, daß ihr guter Freund es noch einmal wagen mögte, in irgend einer Metamorphoſe zu erſcheinen, die vielleicht

nicht ſo unverdächtig oder ungemerkt ablau- fen könnte. Wenigſtens war dieſes der Grund, den ſie ſich angab, warum ſie verbunden ſey, dem Ritter zu antworten. Wohl weiſere und erfahrnere Leute hintergehen zum öftern ſich ſelbſt, wenn von den Bewegungsgründen ih- rer Handlungen die Rede iſt; und das wahre Motif dieſer oder jener Handlung. ſteckt oft ſo ſonderbar in einer Falte des Herzens, daß jedermann es deutlich wahrnimmt, den allein ausgenommen, dem Herz und Handlung ge- hören. Von der ganzen Menſchenmaſſe um ſich her wird ſchwerlich ein Menſch nur ein Hunderttheil ſo oft getäuſcht, als von ſich ſelbſt! — Sie ſetzte ſich alſo hin, und ſchrieb folgendes:

„Ich hörte zwar oft von meiner Mut- „ter, daß ein junges Frauenzimmer nicht „an Männer ſchreiben müſſe, und ich „glaube daß ſie Recht hat: aber wenn ich „warten wollte, bis ich das gehörige Al-

„ter erreicht habe, ſo hätte ich wahr=
„ſcheinlich noch manchen Schröcken von
„einem gewiſſen Vetter Niklas zu be=
„fürchten. Liegt demnach etwas Unrech=
„tes darinn, daß ich Sie ſchriftlich bitte,
„mir nie wieder eine ähnliche Unruhe zu
„verurſachen, ſo hat meine Mutter das
„bloß ihrer Strenge zuzuſchreiben, mit
„welcher ſie mich von aller Welt abſondert.

„Ich weiß nicht, warum mir Ihr
„Brief ſo viel Vergnügen macht, aber
„ich leſe ihn gern; und wenn meine Mut=
„ter Ihre Geſinnungen billigt, ſo geſtehe
„ich Ihnen offenherzig, daß ich ſie nicht
„mißbilligen werde. Iſt es übrigens ein
„Verſtoß wider die Schicklichkeit, daß ich
„Ihren Brief beantworte, ſo iſt das we=
„nigſtens ein Fehler, der Ihnen nicht
„mißfallen kann; denn er unterrichtet Sie
„von dem, was Sie nicht wiſſen würden,
„wenn ich ihn nicht begienge.“

Nanette war mit dieſem ihrem erſten Verſuche in der Briefſtellerkunſt nicht recht zufrieden; indeſſen er mußte bleiben wie er war, weil es ſchon ſchwer genug gehalten hatte, nur zur geheimen Elaboration dieſer wenigen Zeilen die nöthige Zeit und Bequemlichkeit zu finden. Die ſorgſame Mutter hielt zu veſt über der Gewohnheit, das Töchterchen nie aus den Augen zu laſſen. Uebrigens hielt es eben nicht ſchwer, der Frau Marton den Brief zuzuſtecken, denn Frau Marton ſtand bey der Mutter in großem Kredit, und gehörte bey ihr unter die unverdächtigen Weſen.

Fünftes Kapitel.

Ein Himmel voll Geigen, und — Etwas aus Weidenreiſern geflochten.

Wer jemals würklich liebte, der denke zurück an die unbeſchreiblichen Bewegungen ſeines Herzens, an den magiſchen Schauder, der ihm durch alle Nerven bebte, an die unnennbaren Gefühle, die ihm, eins ums andre, den Buſen engten und hoben, als er die erſte — ſehnlich gewünſchte — aber kaum gehoffte Zeile von der theueren Hand der Geliebten empfieng; — wer vollends mit dem Chevalier in einerley Kriſe ſtand, wer, völlig ungewiß wie er, in dem Papiere, welches ihm in der elektriſirten Hand zitterte, Ausſpruch über Leben oder Tod vorausſetzen mußte; wem, wie ihm, das Herz bis hinauf in den Hals ſchlug, während Luft und Athem ihm fehlten, während bange Ahnung und verwegne Hoffnung ihn wie einen Federball einan-

der zuſchleuderten, während er in einer Viertelminute mehr fühlte, als in Wochen ſich ausſprechen ließe: der denke an dieſe Lage zurück, und er wird ſich vorſtellen können, wie unſerem Manne war, als ihm die Obſthändlerinn das Papierchen in die Hand drückte, welches höchſt gewiß Entſcheidung, wo nicht über das Wohl und Wehe ſeines ganzen Lebens, doch über ſeine liebſten und theuerſten Wünſche enthielt. So was beſchreibt ſich demjenigen nicht, der es nie empfand, und den übrigen braucht es nicht beſchrieben zu werden.

Der Frau Marton war dergleichen noch nicht vorgekommen. Sie war zweifelhaft, ob ſie für den Kopf oder für das Leben des Mannes beſorgt ſeyn ſolle; auf alle Fälle aber hielt ſie ihm ihr Schwammbüchschen unter die Naſe.

Endlich wurde das ominöſe Papier erbrochen, geleſen, wieder geleſen, und zuletzt

auch begriffen; — denn daß er bey der erſten, vielleicht auch bey der zweyten Lektüre nichts als Buchſtaben geſehen hatte, das verſteht ſich bey einer ſo wahren Liebe und in einer ſolchen Lage ja wohl von ſelbſt? — Wer in dergleichen Umſtänden das Billet bedächtig leſen könnte, und auf der Stelle wüßte, was er geleſen hätte, dem darf man zutrauen, was man will, nur keine wahre Liebe.

Jezt, als er begriffen hatte, glaubte Frau Marton in allem Ernſte, der Mann ſey von Verſtande, denn ſein ungeſtümer Freudenrauſch gieng würklich über alle Vorſtellung hinaus, und ſie hatte von den Symptomen deſſelben viel auszuſtehen. Daß er hochaufſprang, daß er jubelte und jauchzte, daß er tauſendmal ſchwur, er ſey der glücklichſte unter allen Sterblichen, daß er in die Taſche griff und unbeſehen, ungezählt, in ihren Schooß warf, was ſeine Hand antraf, (zum Glücke hatte er nur ſieben oder acht

Louisd'or und einige Münze bey ſich,) daß er ſie ſeinen Schutzengel, ſeine Retterinn nannte: das gieng noch hin, und war zum Theil ſo übel nicht. Aber er ſprang ihr an den Hals, und es fehlte ſo viel wie nichts, ſo hätte er ſeinen aſthmatiſchen Schutzengel in der Hitze ſeiner dankbaren Umarmung erdroßelt. Das arme Weib ſchnappte nach Luft, und nahm ſich wohl in Acht, als ſie ſich Einmal aus ſeinen nervigten Armen herausgewickelt hatte, nicht wieder hineinzugerathen; ſie ſorgte ſehr dafür, daß immer der Tiſch zwiſchen ihnen blieb! — „Wie bin ich ſo glücklich! Wie vielen Dank bin ich Dir nicht ſchuldig!“ rief er einmal über das andre. — „Ganz gut, verſetzte ſie: ich glaube, daß Sie es ſind; aber müſſen Sie mich deswegen ſtranguliren? —“

Wie der erſte Taumel ausgeſchwärmt war, und die dienſtfertige Marton ihm verſprochen hatte, morgen eine Antwort an die Be-

hörde zu befördern, eilte er nach ſeiner Wohnung, und verlohr ſich bey verſchloßnen Thüren in Meditationen über das empfangene Briefchen. Er ſah mit innigem Entzücken, daß es dem jungen Frauenzimmer ganz nicht an Verſtand fehle, und daß ein wenig Umgang in kurzer Zeit eine ſehr vernünftige Perſon aus ihr machen würde. Ihre Neuheit, ihre Unerfahrenheit, ihre völlige Unbekanntſchaft mit dem Konventionellen war, bey einem ſo natürlich gutem Kopfe, eher ein glücklicher Zufall für ihn, als ein Fehler an ihr. Die unerfahrnen Mädchen gehören mit jeglichem Tage mehr unter die Seltenheiten, vor allem in Paris; die Ueberzeugung aber, der Erſte zu ſeyn, für den ein junges Herz etwas empfindet, hat ſo viel ſchmeichelndes. War es alſo dem Ritter auf der einen Seite ein ſchweres Kreuz, daß ihm die Thür der Dame Simon nicht offen ſtand: ſo mußte er es ihr auf der andern Seite Dank wiſſen,

daß dieſe Thür bisher für niemand offen war.

Ob Frau Marton von nun an fleißig mit Briefen vom Ritter befrachtet wurde, und ob die junge Schöne flink im antworten war, iſt eben ſo wenig eine Frage, als ob der Ritter ſich pünktlich zu der Stunde in der Meſſe einfand, wenn die ſorgſame Hirtinn ihr Lämmlein auf dieſe geiſtliche Weide führte. Ein paar Wochen lang fühlten unſere Leutchen ſich hiedurch auf der Bahn der erotiſchen Glückſeligkeit allerdings um einige merkliche Grade vorwärts gerückt: allmählich aber nahm durch dieſes Feder- und Augen Kommerz die Liebe auf beyden Seiten ſo mächtig zu, daß jene anfangs ſo nahrhafte Koſt nicht mehr zureichen wollte. So wird am Mutterbuſen der Säugling in wenig Monaten für bloße Muttermilch zu ſtark. — Der Chevalier drang demnach in ſeine Geliebte, daß ſie ihm erlauben mögte, ſich förmlich um ihre

Hand bey der Mutter zu bewerben; und Nanette, die ſchon längſt gedacht hatte, was ſich ſo angenehm in des Chevaliers Briefen leſen ließ, müſſe ſich noch tauſendmal angenehmer von ſeinen Lippen hören laſſen, begriff in ihrer Unſchuld, daß, wenn die Mutter einwilligte, der Ritter ihr, ſo oft ſie es nur würde hören wollen, wiederholen könne, daß er ſie liebe; ſie gab ihm alſo die Erlaubniß um deſto williger, da ſie des Zwanges im mütterlichen Hauſe von dem Augenblicke an herzlich überdrüßig war, in welchem ſie angefangen hatte ihn zu empfinden.

In der That, die armen Leutchen glichen einem Paare hungriger Gäſte an einer vollen Tafel, auf welcher außer einigen Butterſchnittchen mit Sardellen, und andern den Appetit reizenden, aber den Hunger nicht befriedigenden Aſſietten, alle großen Schüſſeln nur Schaugerichte ſind. Ob ſo was in die Länge auszuhalten ſteht? —

Wie geſagt, der Ritter liebte ſo, daß es unmöglich iſt wahrer und wärmer zu lieben. Nanettens naive Briefchen, in denen ſich ihr ganzes Herz zeigte, ihr ganzer Charakter ihr unbewußt ſich enthüllte, lehrten ihn in dieſer reizenden Tochter der Natur ein edles Weſen kennen, welches ſeine ganze Hochachtung verdiente. Am Buſen einer ſolchen Gefährtinn des Lebens oder nirgends, konnte der edle gefühlvolle Mann ſich wahre Glückſeligkeit verſprechen. Je mehr ihm alſo ein glücklicher Erfolg ſeiner Bewerbung am Herzen lag, deſto reiflicher gieng er mit ſich und der Frau Marton zu Rathe, wie er die Sache am klügſten einzufädeln habe, um mit keinem Korbe heimgeſchickt zu werden.

Es gab nur vier Perſonen, die auf Madame Simon einigen Einfluß hatten: ein Parlaments-Advokat, der ihr einige mißliche von dem ſeligen Herrn hinterlaßne Proceſſe theils gewonnen, theils noch zu gewinnen

verſprochen hatte; der Conseiller Garde-note, (das iſt: der Notarius,) der ihre Geldgeſchäfte unter Händen hatte; der Beichtvater der ihre Seele, und der Arzt der ihre Eingeweide purgirte. — Man kann noch ein fünftes Weſen hinzuſetzen: Madame Veron, eine gottſelige Matrone, und Mutter der obgedachten Couſine Agathe. Nun war die Frage, welcher von dieſen Leuten ihm am nützlichſten ſeyn könne? — Der Ritter meynte, fünf Pferde zögen mehr als eins, und Ein unwilliger Hund könne eine ganze Jagd verſumſeyen; daher unternahm er es, zuvörderſt alle fünf auf ſeine Seite zu bringen, und dann zu ſehen, wem unter ihnen er eigentlich das Geſchäft aufzutragen habe. So viel wußte er, helfen konnte keiner ihm viel, denn Madam Simon war eine Frau, die nie ihres Wiſſens einem anderen Kopfe folgte, als ihrem eignen: aber ſchaden konnte ihm vielleicht ein jeder.

Mit den vier Herren bekannt zu werden, war die leichteſte Sache von der Welt; und da ihm niemand zuvorgekommen, auch niemand vorhanden war, der Bot und Ueberbot that, ſo war es auch nicht ſchwer, ſie ſeinen Abſichten geneigt zu machen. Aber die Dame Veron war ein wenig unzugänglicher noch, als der Krater des Veſuv zur Zeit des Feuerſpeyens. Sie war mit ihrer Schwiegerinn Simon von einerley ſtrikten Obſervanz, und that, da ſie zehn Jahr älter war, noch eine derbe Doſis Devotion hinzu. Doch wozu fände ein Liebender nicht Rath? An einem ſchönen Tage, als die Matrone aus dem Gotteshauſe kam, wurde ſie von einem angeblich Betrunknen inſultirt, der Chevalier kam dazu, gab dem Poliſſon einige Stockſchläge, bot der geängſteten Dame ſeinen Arm, an den ſie ſich veſt anklammerte, und führte ſie durch die ſchon ſich ſammelnden Gaffer wohlbehalten nach ihrer Wohnung. Als er am folgen-

den Tage erſchien, um ſich nach ihrem Be- finden zu erkundigen, konnte man ja einem ſo verbindlichen Kavalier die Thür nicht ver- ſagen! Alles was man that, war, Agathen, ſo lange er da ſeyn würde, in ein andres Zimmer zu exiliren, — eine Vorſicht, die man in der Folge bey einem ſo geſetzten, ſo mo- deſten, von allen andern ſeines Standes und Alters ſo vortheilhaft ſich auszeichnenden jungen Herrn nicht einmal mehr nöthig fand; ſo veſt ſetzte ſich Biancourt bey dieſem Beſuche in der guten Meynung der Dame Veron, ohne etwas anders zu thun, als ſich nur zu zeigen wie er würklich war. Er wiederholte auf erhaltne Erlaubniß ſeine Be- ſuche, ohne je Madame Simon zu nennen; er verhinderte ſogar, daß die Veron ſie nicht zufällig nennen konnte, indem er immer Sorge trug, ſie mit andern Gegenſtänden zu unterhalten; er ſprach mit ihr von Moral, von Erbauungsgeſchichten, gab ihren Bemer-

kungen über den Verfall der Sitten und die einreißende Irreligioſität Beyfall, und hörte ihre chriſtlich-bitteren Randgloſſen über den Nächſten mit Achſelzucken an; er pries ihr einige Bücher an, und ſchenkte ihr Maſſillon's Predigten und Bourdaloue — aus ſeiner Handbibliothek, ſagte er. Es war ihm genug, dieſe Frau zu ſeinem Vortheile einzunehmen, ohne ſie im mindeſten mit ſeinen Abſichten bekannt zu machen; er konnte gewiß ſeyn, daß ſie dieſen nicht in den Weg treten, ſondern vielmehr, wenn die Simon ſie allenfalls um Rath fragen ſollte, ſeine Partey mit Wärme nehmen, und deſto unverdächtiger ſeyn würde, da er von ihren Verhältniſſen mit dem Simonſchen Hauſe ganz nichts zn wiſſen ſchien.

Ein großer Theil der Advokaten- und Notarienzünfte rechnen ohnehin das Heyrathſtiften mit zu ihrem Handwerke; und was die Beichtväter anlangt, unter denen ſind

bekanntlich die Kuppler von Haus aus gleichſam privilegiirt *). Der Ritter lief demnach eben nicht Gefahr, einen von dieſen Herren durch ſein Anliegen vor den Kopf zu ſtoßen. Mit den Aerzten iſt es ſchon eine andre Sache; man pflegt ſie ſelten zu dieſem Zwecke zu gebrauchen; in vielen Häuſern iſt es aber doch immer der Klugheit gemäß, ſie nicht wider ſich zu haben. Als der Chevalier alle dieſe vier Herren zu ſeinem Vortheile geſtimmet hatte, verabredete er mit ihnen, daß der Notar, von dem man glaubte, er vermöge am meiſten über die Dame, den Antrag thun, und die übrigen, ſo wie es die Gelegenheit gäbe, die Motion unterſtützen ſollten.

Madame Simon hörte den Herrn Hagard, ſo hieß der Conseiller-Garde-note, mit aller Aufmerkſamkeit an, die ein ſo wichtiger Antrag erfordert, und antwortete nur

*) In proteſtantiſchen Ländern überlaſſen ſie dieſen Nahrungszweig vielfältig ihren Frauen.

mit den leidigen drey einſylbigen Worten: „Hat er Geld?“

Dieſer Gegenfrage hatte der Notar ſich verſehen, denn er wußte, daß Madame Simon eine ſehr ſolide Frau war. Er antwortete demnach ohne zu ſtocken: der Herr Chevalier ſey freylich nicht eigentlich was man reich nennt, wie jüngere Söhne das denn ſelten zu ſeyn pflegten; aber er ſey wohlhabend und ein Mann von Familie, der ſeiner Gemalinn einen ſehr ehrenvollen Rang zubringe. Er ſey brav wie ſein Degen, habe in zweenen Feldzügen unter Broglio und Etrees in Deutſchland gedient, und ſich durch ſeine Bràvour die Auszeichnung des Ludwigskreuzes erworben. Außer einigen liegenden Gründen habe er die Einkünfte ſeiner Dragonerkompagnie, ſey ohne Schulden, ſtehe auf dem Punkte Oberſtwachmeiſter zu werden, und bey ſeinen Verdienſten und mächtigen Freunden müſſe er, das könne nicht fehlen, bald

an der Spiꜩe eines Regiments ſtehen, um wahrſcheinlich einſt als Marſchall von Frank- reich zu ſterben.

„Das alles iſt recht hübſch, erwiederte Madame Simon, aber mit Ihrer Erlaubniß, mein alter guter Freund, Geld iſt doch hüb- ſcher. Und da er das nicht hat, ſo iſt das eine abgethane Sache, von der Sie weiter nicht reden werden, wenn Sie mich verbin- den wollen.“

„Für heute will ich wohl davon ſchwei- gen, weil Sie es befehlen, und ich Ihnen zum weiteren reiflichen Nachdenken genug geſagt habe. Wichtige Entſchlüſſe fodern Zeit zur Ueberlegung. Sie haben hier eine ſchöne Gelegenheit, Ihre Familie zu illüſtriren, und ich rathe Ihnen, ſie nicht fahren zu laſ- ſen. In acht Tagen komme ich wieder, und hoffe, daß Sie reifer nachgedacht haben werden.“

Madame Simon verſetzte mit Empfind-

lichkeit, hier ſey würklich nichts weiter nach-
zudenken. Was ihm illüſtriren zu nennen
beliebe, das nenne ſie mit dem ſchlichten
Menſchenverſtande und dem wahren Herzens-
adel: derogiren. „Die thätigen Stände
des Bürgers und Bauern, fuhr ſie fort, ſind
die einzigen edlen Stände, denn ſie ſind die
einzigen nützlichen; die einzigen die ihren
Urſprung von der höchſten Weisheit ableiten,
und auf ihre Unentbehrlichkeit gegründet ſind.
Ihr ganzer Trant von Nobleſſe hingegen
— und laſſen Sie mich immer hinzu ſetzen,
der ganze Pfaffenkram dazu, ſo wie er heu-
tiges Tages exiſtiret, ſind eben ſo verderbliche
Erfindungen, als das Schießpulver, ohne
wie dieſes eine nützliche Seite zu haben.
Sie ſind eine Schwindſucht, an welcher das
Menſchengeſchlecht ... oder beſſer zu ſagen:
ſie ſind ein freſſender Krebs, an dem das
unterjochte Menſchengeſchlecht laborirt, und
von dem es ſich früh oder ſpät durch eine

ſchmerzliche Operation wird losmachen müſſen, es mag wollen oder nicht. — Illůſtriren! — ich muß lachen! Eine Familie illůſtriret ſich allerliebſt, wenn ſie ein reiches Mädchen einem hochgebohrnen Hungerleider giebt! Der Name des Mädchens verſchwindet, und die Familie gewinnt dadurch nichts — Sie wiſſen doch, was nichts heißt? — Im Gegentheil, ſie verliert! — ſie verliert wenigſtens in der Achtung der vernünftigen Leute. Nur ein Narr kann ſich Schwiegerſöhne und Schwäger, und Oheime, und Tanten geben, von denen er vorher weiß, daß ſie ihn nicht achten und mit denen er immer in einer ſubmiſſen Entfernung umgehen muß. Das heißt, ſich muthwillig einer der größten Glückſeligkeiten, des traulichen, herzlichen Familien-Umgangs berauben. Nein, ich will, daß Madame Simon, wohin ſie ihren Fuß ſetzt, — es ſey als Schwiegermutter, als Tante, als Schwiegerinn, gleichviel, — allenthalben

eine geachtete und willkommne Frau ſey, vor der weder Wirth noch Gaſt die Naſe rümpft, und die nie beſorgen darf, daß ſie in einer Geſellſchaft, die ſich aus ihrer Gegenwart eine Ehre machen müßte, bloß tolerirt werde. — Mich dünkt, Herr Hagard, das heißt räſonniren. Haben Sie dagegen etwas aufzubringen, ſo laſſen Sie mich hören!“

Der Garde-note, den ſein Genius verließ, ermangelte nicht, alle die ſchaalen Gemeinplätze auszukramen, die in unſern Tagen, das heißt: etwa fünf und zwanzig Jahr ſpäter, von den Franzoſen, Belgiern, Holländern und Italiänern praktiſch widerlegt ſind. Er begann damit: der Adel ſey eine Stütze des Throns . . .

„Verzeihen Sie! fiel die Simon ihm ins Wort: Sie wollen ohne Zweifel ſagen ein Sturz aller Thronen.“

Herr Hagard focht hartnäckig mit Sophiſmen, Madame Simon mit geſunder Ver-

nunft; der Kampf war nicht gleich, und beyde Parteyen geriethen in Hitze. Endlich merkte der Notar, daß er einen Fehlgriff begehe, indem er die Sache des Adels verfocht, die ihm ganz nicht am Herzen lag, anſtatt die Sache des Chevalier zu vertheidigen, für die ſich allenfalls wider Madame Simon mit ziemlich gleichen Waffen hätte fechten laſſen, und die ihm, wäre es auch nur wegen des Pelzes, der dabey zu verdienen ſtand, ſehr nahe am Herzen lag. Er ſtreckte demnach den hölzernen Säbel, und ſuchte einzulenken.

„Laſſen wir das gut ſeyn, Madame Simon, ſprach er: mich dünkt würklich, daß das Uebergewicht von Gründen auf Ihrer Seite ſey, in ſofern wir im Allgemeinen ſprechen. Sie haben ganz Recht, wir müßten keinen Erbadel haben; indeſſen wir haben ihn einmal, und ſo müſſen Sie mir zugeben, daß es, ſo lange wir ihn haben, eine ganz

gemächliche und profitable Sache ſey, von Adel zu ſeyn. Ich ſage: gemächlich, denn man kann ſich die Mühe erſparen Verdienſte zu erwerben; mit Ohren, ſo lang wie mein Arm, und mit allem, was zu ſolcherley Ohren gehört, gilt man für weiſer und fähiger, als die beſten Köpfe, die es ſich ſauer werden ließen, ſich auszubilden. Ich ſage: profitabel, denn alles was einträglich im Staate iſt, das iſt für dieſe Klaſſe ausſchließlich; für die andern Stände ſind die Laſten. Daraus nun ziehe ich den Schluß, daß man ſehr wohl für ſeine Enkel ſorgt, wenn man ſeine Töchter an Edelleute verheyrathet, beſonders wenn man ſo wackere Männer findet, wie der, den ich die Ehre habe, Ihnen zum Schwiegerſohn anzubieten. Gehen Sie den ganzen Bürgerſtand durch, ſo ſoll es Ihnen ſchwer fallen, einen liebenswürdigern Mann, mehr Humanität, und eine liberalere Denkart anzutreffen. Gehen Sie die ganze Welt durch, ſo finden

Sie keinen, der ſichs angelegentlicher und herzlicher zum Geſchäft machen wird, in Ihnen eine Mutter und ſeine größte Wohlthäterinn zu verehren. Würdigen Sie den Mann, ihn kennen zu lernen: Sie werden ihn ſchätzen. — Madame geneigten vorhin zu bemerken, daß es mit dem Kopfe desjenigen nicht richtig ſtehen müſſe, der ſich auf Zufälligkeiten, zu denen er nichts beytragen konnte, wie z. E. ſeine Abkunft, etwas einzubilden vermag. Das war eine ſehr weiſe, richtige und vortreffliche Bemerkung! Ich ſage: weiſe und richtig, denn es läßt ſich nichts Vernunftmäßiges dagegen einwenden; ich ſage: vortrefflich, denn es wäre äußerſt heilſam, wenn alle die Seifenblaſen voll Knall-Luft unter der Nobleſſe ſie ſich geſagt ſeyn ließen, und die Nüſtern etwas niedriger trügen, um ſo mehr, da, wie Madame ebenfalls ſehr richtig und weltkundig bemerkten, doch niemand auf ſeinen Vater ſchwören

kann, und mancher Hochgebohrne — oder laſſen Sie mich eben ſo mehr ſagen, mancher Prinz vom Geblüte, den ſeinigen vielleicht im Stalle zu ſuchen hat *). Aus dieſer Bemerkung nun folgt per bonam consequentiam, das heißt: vermöge einer richtigen Schlußfolge, daß derjenige ſehr ungerecht handeln würde,, der einen beſcheidenen Edelmann, welcher ſich auf ſeine ſo zufällige als unzuverläſſige Abkunft weiter nichts zu Gute thut, dieſe Abkunft entgelten ließe. Wenn ich mir wegen einer Sache nichts ins Kredit ſchreiben darf, weil ſie Zufall iſt: ſo darf mir aus dem nehmlichen Grunde wegen der nehmlichen Sache auch nichts ins Debet geſchrieben werden; atqui: ergo! — Ich

*) Vermuthlich hat Herr Hagard den famöſen Düc d'Orleans im Sinne, der nachher als Philipp Egalité unter dem Beile der Nationalrache fiel. Jedermann weiß, daß ganz Paris dieſen Prince du sang beſtändig dem Kutſcher ſeiner Mutter zuſchrieb.

ſchmeichle mir, Sie werden finden, daß das völlig konſequent räſonniren heißt. Warum ſoll alſo der Herr Chevalier für das Ungefähr von einer adlichen Mutter gebohren zu ſeyn, ſo hart büßen, daß Sie, die weiſeſte, gütigſte und einſichtvollſte Frau, die ich kenne, ihm das Einzige verſagen, was das ganze Glück ſeines Lebens ausmachen würde? —“

Wer ein Frauenzimmer zu irgend einer Sache disponiren will, zu der es nicht geneigt iſt, der ſende ihm um Gotteswillen keinen Pedanten auf den Hals! Mit der Kunſt zu überzeugen läßt ſich ja überhaupt beym ſchönen Geſchlechte, aus bekannten Gründen, bey weitem ſo viel nicht ausr.chten, als mit der Gabe zu überreden; und die gründlichſte Demonſtration mit allen ihren bündigen Syllogiſmen in Barbara und Celarent, vermag bey den mehrſten Schönen (bewahre mich Gott, daß ich bey allen ſagen ſollte!) nur ſelten ein Zehntheil ſo viel, als zwanzigmal

des Tages die Impulsion du moment. Herr Hagard alſo, der in dem obigen Tone fortperorirte ſo lange er Athem hatte, mogte immer mitunter manches vorbringen, was in dem Munde eines geſchickteren Negociateurs wohl Eindruck auf die Dame gemacht haben könnte: hier bewürkte er nur Gähnen und Widerwillen gegen ſeinen Antrag. Er hatte das Tuch Einmal beym unrechten Zipfel gefaßt; vergebens haſchte er nun nach dem rechten; ſein hartnäckiger, und in alle Wege ſehr unzeitiger Widerſpruch gegen ihre klare Theorie vom Erbadel und Menſchenrecht hatte ſie erbittert, und ſein plötzliches Einlenken erkannte ſie für das, was es war: für bloßes eigennütziges Nachgeben um zu ſeinem Zwecke zu kommen. Ueberdem machte er mehr noch durch die Art, als durch die Länge ſeines Vortrags, ihr die entſetzlichſte Langeweile, — gerade die nachtheiligſte Stimmung, in die man ein Frauenzimmer verſetzen kann. —

Als er endlich ſeinen ganzen Torniſter geleeret hatte, nahm ſie das Wort, und erklärte, daß ihre Tochter, die Vaterswegen beynahe eine Million Livres beſitze, und von ihr dereinſt noch ungefähr die nehmliche Summe zu erwarten hätte, auf einen Mann Anſpruch machen könne, der wenigſtens das Doppelte im Vermögen habe, daß ſie alſo ganz nicht in der Verlegenheit ſey, ihre Hand einem armen Junker geben zu müſſen, um ſich und ihre künftige Deſcendenz zu illiſtrüren. Sie ſey veſt entſchloſſen, nicht dem Gelde ihrer Tochter, ſondern der Tochter ſelbſt einen Mann zu geben; um alſo in dieſem Stücke ſicher zu gehen, müſſe ſie ſich in ihrer Wahl eines Schwiegerſohns bloß auf die reichen Männer beſchränken. Dem Herrn Ritter ſey ſie indeſſen ſehr verbunden, daß er auf das Vermögen ihrer Tochter gütigſt habe reflectiren wollen. Sie verdenke ihm dieſe Spekulation ganz nicht, müſſe aber erklären, und

dieſes ſey ihr letztes Wort, daß ſie ihrerſeits ganz entſchloſſen ſey, ſich an der Ehre zu begnügen, die Schwiegermutter eines nützlichen Bürgers zu ſeyn. — Sie begleitete dieſe Erklärung mit einer von jenen Verbeugungen, die eben ſo viel ſagen als Herzog Michel's bekanntes:

Jetzt bitt' ich Euch, Ihr wollt
Euch Eurer Wege ſcheren, Herr
Graf!

und der Notarius empfahl ſich, wie Vater Andreas, und ſtappte mit hangenden Ohren ſeiner Wohnung in der Straße du pet-au-diable zu, wo der Ritter, der Advokat, und Pater Seraphim des Ausganges harreten.

Sechſtes Kapitel.

Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Wenn die Herren vom Rathhauſe kommen, ſind ſie klüger als da ſie hinauf gingen. Herr Hagard wußte jetzt wenigſtens, daß er ſeine Sachen nicht gut gemacht habe.

Der Chevalier verdiente in der That Mitleid. Seine Seele war frey von Eigennutz; hätte Mamſell Simon keinen rothen Heller im Vermögen oder zu erwarten gehabt, er würde ſie weder weniger noch anders geliebt haben; es kränkte ihn bitter, daß die Mutter ſeine Bewerbung für eine Finanzſpekulation anſah, von der ſeine ganze Denkart weit entfernt war. Das Kleeblatt ſeiner Konſulenten hatte vollauf zu thun, ihn von einem verzweifelten Streiche abzuhalten. Der Pater Beichtvater hielt ihm eine Predigt voller Salbung, in welcher er darthat, daß ein Weiſer nie verzage, weil es vor Nacht leicht

anders werden könne, als es am frühen Morgen war; — und daß er am Ende immer mit Reſignation trage was nicht zu ändern ſteht; — der Notar bewies ihm durch ſehr ſtringirende Schlüſſe in allen drey Figuren, daß Paris nicht in Einem Tage erbauet ſey, und daß ein Baum nicht von Einem Hiebe falle: — die homiletiſchen Blümlein des Einen, und die thriumphirenden Ergo des andern waren rein weggeworfen. Ein heftiger Schmerz hat das mit einem hungrigen Magen gemein, daß er ſich eben ſo wenig mit leeren Worten zufrieden ſtellen läßt, als dieſer mit leeren Schüſſeln.

Der Advokat nahm endlich das Wort, und faßte den Ritter an der einzigen Seite, von der ihm beizukommen war. „Nu, das geſteh ich, rief er: das ſind mir luſtige Leutchen mit einander! Sie, Chevalier, daß Sie den Kopf verlieren, wo Sie ihn am nöthigſten brauchen! Sie, mein Pater, daß Ew.

Ehrwürden predigen, wo Sie rathen ſollten! und Sie, Herr Notar, daß Sie einen Riß im Herzen mit ein paar abgedroſchnen Gemeinplätzen flicken wollen, als wärs ein Syſtem der Ethik! — Iſt denn die Lage des Herrn Ritters würklich ſo deſperat? Ich will Ihnen eben nicht zu Gemüthe führen, wie wenig Urſache man im Ganzen hat, den Entſchließungen eines Frauenzimmers Veſtigkeit zuzutrauen; meinetwegen mag Madam Simon immerhin auf ihrem Kopfe beſtehen, deswegen dürfte das letzte Wort dieſer Dame doch noch lange nicht ihr letztes ſeyn. Denn — hören Sie zu, Herr Ritter! — mein Ultimatum lautet anders. Es iſt doch noch immer Ihr Wunſch, ſich mit der Demoiſelle Anne Simon zu verbinden?“

„Können Sie daran zweifeln?“

„Und Ihr veſter Vorſatz, ſich durch einige im Grunde wenig bedeutende Schwürigkeiten nicht abſchröcken zu laſſen?“

Der Chevalier betheuerte, daß er ſein Leben daran wagen würde.

„Gut! Mein letztes Wort iſt alſo dieſes: Ich will bewandten Umſtänden nach, daß der Herr von Biancourt die Demoiſelle Anne Simon zur Gemalinn bekomme. — Dort unſer Freund Hagard hat freylich den Karrn ein wenig tief ins Weiche hinein argumentiret, und das hätte er immer mögen bleiben laſſen: indeſſen wenn ich mich davor ſpanne, ſo ſoll er mir ſchon wieder aufs Trockne. Genug, der Chevalier, wenn er verſpricht artig zu ſeyn, und ſich weder zu erhenken, noch ſonſt ein Leides zu thun, ſoll das Mädchen haben, wofern das Mädchen ihn will; tel est notre bon plaisir. — Erhenkt er ſich heut oder morgen einmal, weil er ſie gekriegt hat: ſo iſt das ſeine Sache; ich waſche die Hände!“

Das hieß den Ritter vom Tode erwecken. Er verſprach was man wollte, und Herr de

Forteſerre, ſo nannte ſich der Prieſter der Schikane, verſprach ihm dagegen, daß er ſpätſtens binnen acht Tagen von ihm hören ſolle.

Zwiſchen den Parlementsadvokaten in Frankreich und den Advokaten in andern Ländern (Großbrittanien etwa ausgenommen,) iſt zwar der himmelweite Unterſchied, daß jene allemal, die übrigen Talente ungerechnet, wenigſtens Redner ſind *), und Herr de

*) In Deutſchland haben wir höchſtens eine Kanzelberedſamkeit, und Gott weiß, wie kläglich es im Ganzen auch mit dieſer beſtellet iſt! (wenigſtens iſt es gewiß, daß noch im May dieſes Jahres die Recenſenten mit den Homileten über die Definition der Homilie katzbalgten; alſo iſt man ſogar mit dem Begriff einer Kanzelrede oder Predigt noch nicht einmal ins Reine?) In Frankreich war bis auf dieſe letzteren Jahre der Sitz und Tempel der wahren Beredſamkeit in den Gerichtshöfen. Advokat und Redner ſind dort unzertrennliche Begriffe. Ein ſeichter Schwätzer, ein Zungendreſcher durfte ſich dort

Forteſerre behauptete von dieſer Seite unter ſeinen Kollegen einen ſehr vorzüglichen

nicht vor Richter wagen, die, wenn ſie auch von der Rechtsgelahrtheit oft nicht viel mehr verſtanden als manche der unſrigen, doch im Kollegium der vier Nationen, oder in einem andern Inſtitute, wenigſtens ihren Schulkurſus ſo gut als der Advokat gemacht, und zum mindeſten die Grundſätze der Logik begriffen hatten, die doch wohl die Baſis aller Jurisprudenz iſt, und mit der bey uns die Zungendreſcher, oder vielmehr Federdreſcher, ſo erbarmungswürdig über den Fuß geſpannet ſind, daß man die Exceptionem inepti libelli, die ſchimpflichſte, die einem Advokaten gemacht werden kann, wohl in keinem Lande ſo oft hört oder hören könnte, als in Deutſchland. Um gut zu reden, muß man vorher richtig denken, um wenigſtens zu wiſſen, was man ſagt: aber in dem größten Theile Deutſchlands ſpricht und ſchreibt ſelbſt der gelehrte Advokat gemeiniglich ſchlecht, ſo richtig er denken, und ſo gut er wiſſen mag, was er ſagt. Man gehe nur nach Bayern, nach Oeſtreich, u. ſ. w. wo der ſcheußliche Kanzleyſtyl noch im vollen Schwange iſt. Und ſelbſt

Rang; aber er kannte die Wittwe Simon. War dieſe einmal dahin gebracht, ihr Köpfchen aufzuſetzen, ſo verſtockte ſich ihr Herz gemeiniglich gegen alle Beredſamkeit. Wie er demnach dem Chevalier ſo zuverläſſig ſein Wort gab, rechnete er nicht bloß auf ſein Talent eine Sache in ein gefälliges Licht zu ſtellen, und jemanden durch vernünftige Gründe zu lenken, obwohl er glaubte, mit demſelben den Anfang ſeiner Operationen machen zu müſſen.

Er nahm mit dem Gewiſſensrathe Abrede, daß ſie ſich an einem beſtimmten Tage bey der Wittwe treffen wollten, und beſchied ihn auf den folgenden Morgen zu ſich, um ihm

bey uns, wo es Sitte iſt, vor Gericht wie andre vernünſtige Menſchen ſprechen, und die Bücherſprache ſchreiben zu dürfen, findet man eher alle andern Talente bey einem Advokaten, als einen ſchönen Styl, einen logiſch-richtigen Vortrag, und wahre Eloquenz.

ſeine Rolle vorzuzeichnen. Den Herrn von Biancourt aber verſicherte er nochmals bey ſeinem Wort und Ehre, daß er, wofern das junge Frauenzimmer nur nicht anders Sinnes würde, (und dieſes zu verhüten, ſey des Herrn Ritters Sache,) mit Leib und Leben für den Erfolg hafte.

Siebentes Kapitel.

Taube Ohren.

Am angeſetzten Tage war der Ehrwürdige kaum in das Zimmer der Dame getreten, als ihm der Rechtsgelehrte folgte.

„Ich bringe Ihnen eine angenehme Nachricht, Madame! Endlich bin ich durch alle Kabalen hindurch gedrungen. Trotz aller gegneriſchen Schikanen ſteht Ihr Prozeß mit Hebert und Compagnie zum Spruche. Ich habe das Meinige gethan, und überlaſſe Ihren ſchönen Augen das übrige.“

Dieſe Nachricht war ganz dazu gemacht, die Wittwe in heitre Laune zu ſetzen, denn dieſer langwierige Proceß, der eine Summe von ungefähr 150,000 Livres betraf, hatte ihr viel Verdruß verurſacht. Er nannte ihr den Präſidenten und die Räthe, bey denen ſie morgen ſollicitiren, und den Rapporteur, dem ſie aufwarten müſſe, und vermehrte ihre

heitere Stimmung durch verſchiedne feine Schmeichelenen, die er ihr bey der Gelegenheit zu ſagen wußte. Er beſchloß mit einer andern, die würklich ein wenig ſtark war, aber dennoch ganz glatt hinunter ging: „Ich würde Ihnen rathen, ſagte er, Mamſell Simon auf dieſer Runde mitzunehmen: aber wird die zärtliche Mutter das über ihr Herzchen bringen können? Mamſell Simon iſt ein ſchönes Mädchen, aber ſie gewinnt nicht dadurch, wenn man ſie neben der reizenden Mutter ſiehet; und die guten Mütter haben es doch ſo gern, daß man ihre Töchter bewundert ... Aber bald hätte ich einen wichtigen Umſtand vergeſſen! Ich hoffe, Madame, Sie werden nicht verſäumen, bey Ihrem Procüreur vorzufahren; Sie wiſſen, das iſt ein Wagen, der immer geſchmiert ſeyn will, wenn er fahren ſoll. Und apropos: Sie ſind der Frau Marquiſe von Biancourt ſchlechterdings eine Dankſagungsviſite ſchuldig.

Ich hatte das Glück, dieſe Dame von der Gerechtigkeit Ihrer Sache zu überzeugen, und ſie hat die Güte gehabt, ihre Ueberzeugung dem Herrn Präſidenten de Chateaublanc, ihrem Onkel, mitzutheilen. Man muß ſich nie auf ſein bloßes Recht verlaſſen; ein Rechtshandel iſt ein Hazardſpiel, in dem derjenige am meiſten gewinnt, der dem Zufalle am wenigſten überläßt. — Protektion, Madame! das iſt immer die Säule, ohne welche das beſte Recht ein morſches Gerüſte iſt. — Meine Abſicht war, Ihnen in dem Chevalier de Biancourt, dem Schwager der Marquiſe, einen noch wichtigeren Fürſprecher zu verſchaffen; er vermag nicht nur alles über den Präſidenten, ſondern über jeden der ihn kennt, denn er ſteht durchgehends in dem Kredit einer ſo ſtrengen Rechtſchaffenheit, daß ſogar — das iſt viel geſagt, — ein paar Augen wie die Ihrigen ihn nicht vermögen würden, ſich einer ungerechten Sache anzu-

nehmen. Dieſen Mann wollte ich für Sie intereſſiren: aber vergebens bin ich dieſe letzteren Tage alle Vor- und Nachmittage an ſeiner Thür geweſen; er iſt inacceſſibel, und das fällt mir ungelegen, denn ich habe eine andre ſehr wichtige Angelegenheit unter Händen, die ohne ihn durchaus nicht zu Stande kommen kann. — Mais adieu, Madame! die Klocke ſchlägt; ich muß nach dem Chatelet. Schreiben Sie ſich die Namen auf, die ich Ihnen genannt habe, um keinen zu vernachläſſigen, und vor allen Dingen vergeſſen Sie die Marquiſe nicht."

„Ein Wort, Herr de Forteſerre, rief Madame Simon dem Herrn zu, der die Thür ſchon in der Hand hatte: der Chevalier, den Sie nannten, iſt der nicht Dragonerhauptmann?"

„Wenn er nicht ſeit einigen Tagen Oberſtwachmeiſter iſt."

„Im Regiment Prinz Caraman?"

„Richtig!“

„Da hätten Sie ſich übel adreſſirt; der würde meine Sache garſtig empfohlen haben! — Ich darf mir nicht ſchmeicheln, bey dem Herrn Chevalier gut angeſchrieben zu ſeyn.“

„Das würde ihn nicht gehindert haben, Ihre Sache ſo gut zu finden, wie ſie iſt; ſo wie die innigſte Freundſchaft ihn nicht vermögen würde, ein einziges Wort zum Vortheil einer ungerechten Sache zu verwenden. — Aber ich glaubte nicht, daß Verhältniſſe zwiſchen Ihnen und dem Chevalier exiſtirten; ich kenne doch ſonſt alle Ihre Freunde und Feinde, und ſeinen Namen hörte ich nie von Ihnen? — Verzeihen Sie, wenn meine Frage unbeſcheiden ſeyn ſollte: Was kann er wider Sie haben?“

„Eine Kleinigkeit; er hat mir in dieſen Tagen die Ehre erwieſen, ſich mir zum Schwiegerſohn antragen zu laſſen, und ich habe den Antrag ...“

„Doch nicht angenommen?“

„Rund abgewieſen.“

„Ach, Gott Lob! Ich lebe wieder auf! — Vorhin erwähnte ich einer ſehr wichtigen Angelegenheit; unter uns geſagt, ich habe würklich das Geſchäft unter Händen, zwiſchen einer jungen, ſehr reichen, und ſehr ſchönen Perſon, die ſeinem Werthe Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und dem Herrn Chevalier eine Verbindung zu Stande zu bringen. Sie ſind die liebenswürdigſte Frau von der Welt, daß Sie mich nicht um einen anſehnlichen Pot de vin bringen wollten. Indeſſen hatte ich doch Recht, wie ich dachte, daß Sie den Chevalier nicht kennten, denn ſonſt — —“

„Nun?“

„Sonſt würden Sie ihn nicht abgewieſen haben.“

„Doch, mein Freund! Er hat ja keine Mittel.“

„Was nennen Sie Mittel? — Er kom-

mandirt eine Eskadron; er hat ein hübſches Landgüthchen auf dem kein Pfennig haftet; er hat eine Leibrente von 3000 Livres; er hat ſein Ludwigskreuz. — Ich weiß nicht, ob er außerdem nicht noch Einkünfte hat: aber dies, was ich angebe, macht doch immer ſchon eine runde Summe von 14 bis 15000 Livres jährlich. Das kann man freylich keinen Reichthum nennen: indeſſen es ſind immer hübſche Mittel, beſonders in den Händen eines ordentlichen Mannes, der nicht einmal ſeinen Bedienten den Lohn ſchuldig iſt, und ſogar ſeinen Schneider baar bezahlt. Man kann davon leben. — Es iſt wahr, Mamſell Simon hat unendliche Verdienſte, und ihre reizende Mutter ausgenommen, kenne ich nichts ſchöners; aber Madame, wenn Sie den wakkerſten Mann in Paris ausſchlagen, der eine glänzende Karriere vor ſich hat, auf wen warten Sie denn? Auf einen Dûc und Pair? Auf einen Maréchal de France? — Ver-

zeihen Sie meinem freundſchaftlichen Unwillen! Sie haben da eine wünſchenswürdige Partie aus den Händen gelaſſen. Wiewohl, was mich betrifft, thun Sie mir dadurch einen Dienſt; ein wenig mehr Reflexion von Ihrer Seite könnte mich um das Verdienſt ein lie- benswürdiges Mädchen zu verbinden, und um eine kleine Erkenntlichkeit von tauſend Louisd'or bringen. Wenn der Ritter ... Ich kenne ihn; hielt er um Ihre Tochter an, ſo dachte er gewiß nicht an ihr Geld; er han- delte aus Liebe. Und Liebe, wiſſen Sie wohl, läßt ſich durch Einen Korb nicht allemal ſo- gleich abſchröcken. Wenn alſo der Ritter ſeine Bewerbung fortſetzt: ſo denken Sie an meine tauſend Louisd'or, und beharren Sie hübſch auf Ihrem Refüs. Stehen Sie veſt auf Ih- rem Kopfe, ſetzte er ſcherzend hinzu, und was man Ihnen von dem Herrn von Biancourt ſagen mag, ſo antworten Sie ſtandhaft, er ſey ein Menſch ohne Mittel, der des Tages

6.

kaum funfzig Franken zu verzehren habe. — Doch Himmel, ich verplaudre hier die Zeit, und verſäume einen Termin! Aber was läuft man nicht Gefahr zu verſäumen, wenn man Madame Simon ſiehet!

Ohne eine Antwort abzuwarten, war er zur Thür hinaus und in ſeinen Wagen.

Was der Parlamentsadvokat zum Lobe des Ritters geſagt hatte, brachte ihr von dieſem einen ſehr vortheilhaften Begriff bey, denn ſie kannte ihren Freund als einen Mann, der es mit ſeinem Beyfalle ſehr genau nahm, und reif genug war jemanden beurtheilen zu können. — Der Pater, deſſen Rolle jetzt anfieng, bemerkte den Eindruck, und glaubte ſchon gewonnen Spiel zu haben. „So hat, fieng er an, der Herr Ritter von Biancourt ſich Ihnen würklich antragen laſſen?“

„Bezweifeln Sie das, Herr Pater?“

„Faſt mögt ichs, denn es wird mir ſchwer zu begreifen, daß Sie eine ſo ehrenvolle Par-

tie hätten ausſchlagen wollen. Ich will nichts von ſeiner Familie und von ſeinen Ausſichten ſagen; ich will bey dem Manne ſtehen bleiben.“

Und nun ſchilderte er ihr den Ritter ſo ziemlich nach dem Leben, und belegte ſeine Schilderung mit verſchiednen ſehr edelmüthigen Handlungen, die dem Herzen des Ritters allerdings Ehre machten. — Er konnte das, denn ehe er ſich entſchloß zu ſeinem Vortheile zu würken, hatte er ſich vorher ſorgfältig nach dem Manne erkundigt, — nicht aus Rechtſchaffenheit, wie man glauben mögte, ſondern gerade in eben dem Sinne, wie ein Kaufmann bey irgend einer Spekulation den möglichen Gewinn und Verluſt zum Voraus kalkulirt. Madame Simon war ihm ein einträglicher Kunde, den er quit gehen konnte, wenn er ihre Tochter an einen ſchlechten Menſchen verkuppeln half. War aber der Chevalier ein unbeſcheltbarer Mann, und die

Heyrath ſchlug dann auch übel aus, ſo konnten Seine Ehrwürden immer ihren Speckhals aus der Schlinge ziehen; der Schein hatte ſie ja wie andre betrogen. —

Er bezeugte der Wittwe ſeine Verwundrung, daß ſie, die ſich ſonſt immer in wichtigen Angelegenheiten ſeines Rathes bediene, in dieſer ſo raſch zugefahren ſey, ohne die Sache, die ihr doch weit wichtiger als irgend eine andre ſeyn müſſe, erſt mit ihm zu überlegen. Hier trete das Gewiſſen ins Spiel, denn es ſey von der zeitlichen Wohlfahrt, (mit welcher die ewige nur gar zu oft zuſammenhange,) einer Tochter die Rede. Und nun bewies er ihr theologikaliter und politikaliter, ſie hätte den Chevalier mit beyden Händen annehmen müſſen. „Indeſſen, fuhr er fort, es iſt wohl noch nicht ſo viel dabey verſehen, wenn er nur nicht aus Empfindlichkeit ſchon andern Anträgen Gehör gegeben hat. Ich habe zwar nicht die Ehre mit dem Herrn

Chevalier bekannt zu ſeyn, aber ich kenne mehrere ſeiner Freunde ziemlich genau, und hoffe die Sache ſchon einzuleiten.“

„Sparen Sie die Mühe, mein Vater! fiel hier die Wittwe ein: Ich habe Ihnen mit Theilnahme zugehört, und es thut mir von Herzen Leid, daß ein ſo ſchätzbarer Mann, wie Sie mir den Chevalier beſchreiben, nicht auch ein reicher Mann iſt, ſonſt würde ich bey ſo vielen Vorzügen vielleicht in Abſicht andrer Umſtände, die mir nicht anſtehen, ein Auge zuthun. Aber mein Entſchluß iſt unveränderlich gefaßt: ich gebe meine Tochter keinem andern, als einem reichen Manne.“

Der Gewiſſensrath hub Augen und Hände gen Himmel, wie voll ſtummen Erſtaunens; endlich ſchien er auch Worte zu finden, und nun griff er ſeiner Beichttochter mächtig ins Gewiſſen, und ſchilderte ihr mit ſchrecklichen Farben die Gefahr, in die ſie ihre arme un-

ſterbliche Seele durch einen ſo unermeßlichen Gelddurſt ſtürze. Er gieng tief in die Sache, und ſetzte den Spruch, daß der Geitz eine Wurzel alles Uebels ſey, mit aller möglichen Gründlichkeit ins Licht. Sie ließ ihn eine Weile das Fegefeuer tüchtig heitzen; endlich unterbrach ſie den Strom ſeiner Beredſamkeit mit der Bemerkung, daß der Herr Pater da ſehr hörenswürdige Sachen am unrechten Orte verſchwende; denn, ob ſie geizig ſey, oder nicht, darüber könne doch wohl hoffentlich ſein Kloſter, und beſonders er ſelbſt, durch deſſen Hände ein großer Theil ihrer Almoſen gehe, am ſicherſten Auskunft geben.

Der Seelſorger ließ ihrer mildthätigen Denkart volle Gerechtigkeit wiederfahren, unterſchied aber zwiſchen den beyden Gattungen des Geitzes, der Tenacität, und der Rapacität, zu welcher letztern allerdings auch das Nimmerſattſeyn zu rechnen ſey. Ueber dieſes Thema gieng er ihr ſcharf

zu Leibe, und nachdem er es von der moraliſchen Seite ihr ans Herz gelegt hatte, ſchritt er ins theologiſche Gebiet, ſprach von der mit dem Reichthume überhaupt, und beſonders mit dem übertriebnen Reichthume verbundnen Seelengefahr, ſetzte dieſen Punkt ſehr gut und einleuchtend auseinander, und beſtätigte zuletzt alles, was er geſagt hatte, mit dem Ausſpruche Chriſti, der es für eine ſehr nahe, an Unmöglichkeit grenzende Sache erklärt, daß ein Reicher in das Himmelreich kommen könne.

Die Dame antwortete ihm mit dem Tone der Rührung: „Ach, mein lieber Pater, dann bedauere ich Sie und Ihre Brüder! Ihr Kloſter iſt ja ſo reich!“

„Es kann ſeyn, erwiederte er, ohne durch dieſen unerwarteten Ausfall aus ſeiner Faſſung zu kommen: Es kann ſeyn, daß unſer Haus der Barmherzigkeit wohlthätiger Chriſten einige Mittel zu danken hat, mit denen

es den Leidenden zu Hülfe kömmt, und worüber wir Verwalter ſind: aber wir ſind arm. Dieſes grobe Gewand, welches mich deckt, iſt nicht einmal mein; es gehört dem heiligen Orden, und der Orden gehört der Kirche, und die Kirche iſt des Heilandes, der auf Erden auch arm war, wie wir; und nicht hatte, wohin er ſein Haupt legte. Nach ſeinem Beyſpiele entſagen wir den irdiſchen Gütern, und tragen geduldig den Spott der Reichen, den wir mit Liebe und mit treuer Arbeit an ihrem Herzen erwiedern. Wir zeigen ihnen den Weg, den ſie zu wandeln haben, und warnen ſie liebreich vor der Gefahr. — Auch Sie, meine liebe Tochter, bringen durch Ihren unerſättlichen Durſt nach dem ſchnöden Golde Ihre unſterbliche Seele in Gefahr des ewigen Verderbens. Seyn Sie verſichert, mein Kind, ſchon die Rechenſchaft von der Verwaltung Ihres jetzigen Vermögens wird Ihnen vor jenem Richt-

ſtuhle ſchwer werden, der Herzen und Nieren prüft; wie? und Sie wollen Ihrer Tochter dieſe Rechenſchaft noch vier, fünf, ſechsfach erſchweren? Beſitzen Sie nicht ſchon ſo viel, daß vier anſehnliche Familien davon ſchwelgen könnten? Wie weit wollen Sie gehen? Wo wird Ihre Habſucht enden? Ja, wenn Sie mit allen den Millionen einen einzigen Tropfen Waſſers kaufen könnten, um dereinſt, wie jener Reiche im Evangelio, Ihre lechzende Zunge zu kühlen! Aber ſo ſchüren dieſe Schätze, an denen Sie ſo ſehr kleben, das Feuer nur deſto ſtärker an, um Ihre Seele von dem Golddurſte zu reinigen. — Doch laß uns die Sittenlehre Jeſu und die Ewigkeit einmal bey Seite ſetzen, und nur die Stimme der Vernunft und der Erfahrung hören. Hat ein Mann ſchon dadurch, daß er ſo und ſo viel Millionen beſitzt, alle erfoderlichen Eigenſchaften zu einem Gemal Ihres einzigen Kindes? Ohne Zweifel fodern Sie

wohl noch etliche Kleinigkeiten nebenher, zum Exempel Ehre, Verſtand, Edelmuth, unbeſcheltbare Sitten, Rechtſchaffenheit, und was wir überhaupt Tugend nennen? — Ich will Ihnen von Herzen Glück wünſchen, wenn Sie unter unſern Reichen ein ſolches Subjekt finden. —“

Er malte die Sittenverderbniß, oder vielmehr die völlige Sittenloſigkeit des reichen Pariſer Adels, wie ein Mann, der ſo was täglich vor Augen hat; er that ihr mit vielen Beyſpielen dar, daß der reiche Bürger wo möglich noch verderbter ſey, und bewies ſo klar, dünkte ihn, wie zwey mal zwey vier macht, daß ein Mann wie der Chevalier, wenn er auch ganz keine Mittel hätte, dem reichſten Schacherjuden, (ſo ſagte er,) dem vollgeſogenſten Blutigel aus der General-Finanzpachterſchaft, oder dem gemäſtetſten Bauernſchinder aus dem reichen Adel weit vorzuziehen ſey. Je mehr aber der heilige

Redner ins Feuer kam, deſto kälter verſicherte die ſchöne Wittwe, daß eine Verbindung zwiſchen ihrer Tochter und dem Herrn Chevalier de Biancourt, für den ſie übrigens nach allem, was ſie höre, die größte Achtung habe, ganz nicht nach ihrem Geſchmacke ſey; daß ſie andre Abſichten mit ihrer Tochter habe, und dem Herrn Pater ſehr verbunden ſeyn würde, wenn er ihre häuslichen Angelegenheiten nur dann ſeiner Aufmerkſamkeit würdigen wolle, wenn ſie ſelber fände, daß ihre eignen etwanigen Einſichten nicht hinreichten.

Der Ehrwürdige hatte von dem Parlamentsadvokaten die Vorſchrift, Madame Simon wo möglich zur Einwilligung zu bereden, ſich aber zu hüten, daß er ſie nicht wider den Chevalier perſönlich erbittere, wofern ſie etwa, was ſich wohl vermuthen ließ, durch ſein Zurathen nur noch mehr wider die Sache ſelbſt eingenommen würde. Auf

dieſen Fall war ihm vorgeſchrieben, ja nicht nachzugeben, noch umzuſatteln, ſondern immer auf der Meynung mit beſcheidner Beſtigkeit zu beharren, daß dieſe Partie die wünſchenswürdigſte Sache für Madame Simon ſey. Er erwiederte demnach, daß er keinesweges geſonnen ſey, ſich in irgend eine ihrer häuslichen Angelegenheiten zu miſchen, daß er aber dieſe hier als eine Gewiſſensſache anſehe, bey der er nicht ſchweigen dürfe. Ob ſie ihre Tochter dem Herrn von Biancourt, oder einem jeden andern eben ſo ſchätzbaren Manne gebe, das ſey ihm, für ſeine Perſon, völlig einerley, wofern die Tochter in keinem Falle gezwungen würde; überdem ſey er ſogar mit dieſem Herrn kaum von Anſehen bekannt, und habe folglich keinerley Art von Intereſſe dabey, ſich ſeiner anzunehmen. Aber, ſo viel an ihm ſey ſich zu verwenden, daß Nanette, das gute, liebenswürdige Kind, kein Opfer des ſchnöde-

ſten aller Laſter, der unerſättlichen Habſucht werde, das gebiete ihm, als ihrem Seelſorger, Beruf und Gewiſſen. Und als Freund ſey es ſeine Pflicht, ſie auf ihre Vortheile aufmerkſam zu machen. Das Anſehen des Ritters und ſeiner Familie ſey, alles wohl erwogen, vielleicht wichtiger, als ein Vermögen, das dem ihrigen gleichkomme, wenn denn doch von Eigennutz die Rede ſey; und der Nachtheil, den es ihr bringen könne, wenn ſie ſo mächtige Leute vor den Kopf ſtoße, müſſe auf der andern Seite ebenfalls in Anſchlag gebracht werden. Selbſt auf die Gefahr hin, für zudringlich gehalten zu werden, müſſe er die Schuldigkeit erfüllen, ſie mit einiger Ausführlichkeit auf dieſe Umſtände, die ſie ganz aus der Acht zu laſſen ſcheine, aufmerkſam zu machen.

Und ich meyne, er war ausführlich! Er fieng bey der Berufs- und Gewiſſensſache an, und ließ den Dreſchflegel ſeiner Bered-

ſamkeit weidlich klappen, um auch kein einziges Körnlein guten Samens in dem Strohe zu laſſen; dann gieng er zur Freundespflicht über, und droſch mit eben der Sorgfalt alle erſinnlichen Vortheile aus der Verbindung mit dem Chevalier, und alle möglichen Nachtheile aus der abſchlägigen Antwort heraus. Darauf bat er die Dame um Verzeihung, wenn er das Uebrige ihrem eignen Nachdenken überlaſſen müſſe, weil ſein Amt ihn weiter rufe, und nahm zu ihrer großen Freude Abſchied.

Sie mußte ſichs im Herzen freylich geſtehen, daß er in den mehrſten Stücken Recht habe: aber theils hatte ſie ſichs Einmal in den Kopf geſetzt, keinen Schwiegerſohn haben zu wollen, der vornehmer ſey als ſie; theils gieng es ihr, wie man behauptet, daß es vielen Perſonen vom ſchönen Geſchlechte gehen ſoll: ſie ſtand deſto veſter auf ihrem Stücke, je deutlicher man ihr bewies, daß ſie

nicht darauf beſtehen müſſe, und entließ den Pater Beichtiger mit der runden Erklärung, daß ſie, ungeachtet aller der guten Sachen, die er ſich die Mühe gegeben, ihr zu ſagen, aus Gründen die ſie glaube bey ſich behalten zu dürfen, dem Herrn von Biancourt ihre Tochter nie geben würde.

Mit dieſer Reſolution begab ſich der heilige Mann zu dem Herrn von Forteſerre, und ſtattete ihm von dem ſchlechten Erfolg ſeiner Bemühungen Bericht ab, — nicht ohne Beſchämung, (das heißt vielleicht mit andern Worten: nicht ohne inneren Groll gegen Madame Simon,) daß eine Eloquenz, von der er eine ſo hohe Meinung hatte, ſo ganz nichts ausgerichtet habe. Der Advokat, der dieſen Erfolg ziemlich ſicher vorausgeſehen hatte, hielt ſich nicht damit auf, den Ehrwürdigen zu tröſten, ſondern eilte, den Chevalier aufzuſuchen.

Achtes Kapitel.

Advokatengewiſſen.

„Freuen Sie ſich, Herr Chevalier, rief der Advokat, ſo wie er den Fuß ins Zimmer ſetzte: unſere Sache ſteht ſo gut, wie Sie es wünſchen können!“

„Iſts möglich? Hat Madame Simon eingewilligt?“

„Das ſage ich nicht. Im Gegentheil, ſie hält uns mit keiner genommenen Bedenkzeit auf; ſie erklärt kategoriſch, ſehr kategoriſch, daß ſie keinen Biancourt zum Schwiegerſohn will! Durchaus nicht! ſchlechterdings nicht! der Vernunft zum Trotze nicht! Und ich ſtehe dafür, die Frau erklärt ſich im vollen Ernſt.“

„Ich bin verlohren!“ rief der Ritter.

„Sie ſind ... Bald hätt' ich ein böſes Wort geſagt! ſprach Herr de Forteſerre: Habe ich, ich der ich mit Ihnen rede, denn

nicht eben ſo kategoriſch erklärt, daß Sie das Mädchen haben ſollen? Weſſen Wort gilt Ihnen mehr, das Meinige, — das entſchloßne Wort eines Mannes, der wider die Gewohnheit ſeines Standes, ſeinen Klienten nie verſprach was er nicht hielt, — oder der Schnickſchnack einer Frau, die nicht weiß was ſie ſagt? — Ich ſage Ihnen, Ihre Sache ſteht gut! Setzen Sie ſich, und ſchreiben Sie dem jungen Frauenzimmer. Schreyen Sie über die Grauſamkeit der Mutter; ſchildern Sie Ihr Elend, Ihre Verzweiflung mit den lebhafteſten Farben; ſchwören Sie, daß Sie Ihr Unglück nicht überleben wollen, wenn Mamſell Simon zu der Grauſamkeit ihrer Mutter die ihrige fügt, — wenn ſie ſich weigert zu dem einzigen, jetzt noch anwendbaren Rettungsmittel ihre Einwilligung zu geben; ich bin überzeugt, in dieſem Augenblicke ſchwören Sie das mit gutem Gewiſſen! Liebt das junge Frauenzimmer ſie würklich, ſo willigt

ſie ein. Widerſteht ſie Ihrer Beredſamkeit, ſo liebt ſie nicht, und Sie können ſich glücklich ſchätzen, daß ſie noch zu rechter Zeit davon überzeugt werden.“

„Was verſtehen Sie unter dem einzigen Rettungsmittel?“

„Gütiger Himmel, welch eine Frage von einem Liebhaber, der auf dem Sprunge ſteht, ſich zu erhenken! — Sie müſſen das Mädchen bitten, ſich in Ihre Arme zu werfen — ſich ein bischen von Ihnen entführen zu laſſen. Die aufgebrachte Mutter wirft Ihnen dann unfehlbar einen derben Kriminal-Proceß an den Hals; und da ſie die gerechteſte Sache von der Welt haben wird, und ich ihr bedient ſeyn werde, ſo ſtehe ich dafür ein, daß ſie ihn mit allen Koſten gewinnt, oder alle Gerechtigkeit müßte hier zu Lande ausgeſtorben ſeyn!“

„Nu, und Nanette wird in ein Kloſter geſteckt, und . . .“

„Warum nicht gar in die Salpetrière? Lieber Gott, wie kopflos iſt doch der Menſch, wenn er das Unglück hat, verliebt zu ſeyn! — Sie ſind ein Mann von Stande, und Madame Simon iſt eine Bürgerliche. Die Geſetze verſtehen keinen Spaß, mein Herr! Man wird Sie verdammen, das geraubte Bürgermädchen zu heyrathen, und ich ſtelle mir nicht vor, daß Sie von dieſer Sentenz, die Ihre künftigen Kinder verurtheilt, von einer bürgerlichen Mutter gebohren zu werden, ſo ſtrenge ſie einem Edelmanne ſcheinen muß, appelliren wollen.“

Die Freude des armen Verliebten war ohne Grenzen, und obgleich der Rechtsgelehrte ein ziemlich ſtarker Mann war, ſo grenzte es doch ſehr nahe an das Wunderbare, daß er ihn mit ſeinen Umarmungen nicht erſtickte. — Bald aber wachten alle Beſorgniſſe der ängſtlichen Liebe wieder auf, und er beſchwur den Advokaten, ihm auf ſein Gewiſſen zu ſagen,

ob die Sache dieſen Ausgang nehmen müſſe? ob die Gerichte nicht anders ſprechen könnten? ob für Nanetten würklich nichts zu befürchten ſey? ob . . .

„Halt! Ums Himmelswillen halt! Sie fragen mehr in Einem Athem, als ſich in Jahr und Tag beantworten läßt! — Ad primum: Ja! — Ad secundum: Nein! — Ad tertium: Das kann man eigentlich nicht wiſſen. Meine Klientinn könnte zwar darauf antragen, daß der Herr Charles-Armand-Louis de Biancourt als ein Jungfernräuber mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode zu bringen ſey; — man hat Beyſpiele von tollen Anträgen: aber ſie wird natürlicher Weiſe nur bitten, daß gedachter Herr de Biancourt, alias Vetter Niklas, angehalten werde, durch eine legale Verbindung mit der Demoiſelle Anne Simon die Beſchimpfung, die er der ehrbaren Familie Simon, und namentlich gedachter Demoi-

ſelle frevelhafter Weiſe zugefügt, wieder gut zu machen. Da nun dieſe Verbindung gerade der Wunſch des Inkulpaten iſt: ſo wird beklagteriſcher Anwald ſich dem gemäß zu nehmen wiſſen, und das Gericht wird erkennen wie gebeten. Für ihre Perſon und Freyheit hat Mamſell Simon alſo ſchlechterdings nichts zu befürchten; aber ob es die Mutter nicht wurmen wird, daß ſie nun durch Urthel und Recht erzwingen muß, was man von ihr durch die vernünftigſten Vorſtellungen nicht erhalten konnte? — Ob ſie Nanetten nicht im erſten Eifer ihren mütterlichen Fluch zum Hochzeitgeſchenke geben wird? — Ob ſie, die bisher aus Liebe zu ihrem Kinde entſchloſſen war, zeitlebens Wittwe zu bleiben, nicht par dépit zu einer zweyten Ehe ſchreiten, oder auf andre Art dem Töchterchen einen tüchtigen Strich durch die künftige Erbſchaftsrechnung machen wird? — Das alles und manches andre kann man

eigentlich nicht wiſſen. Madame Simon iſt ein Frauenzmmer, und wie kann der weiſeſte Mann vorherſehen, was eine Frau in der oder jener Lage für eine Laune haben wird? Sie wiſſen, mein Herr, daß unter tauſend Frauenzimmern vielleicht kaum eins iſt, bey dem Laune und Augenblick nicht alles ausmachten. — Auf den ſchlimmſten Fall iſt Nanette mit ihrem våterlichen Vermögen immer noch reich genug; und von der Zårtlichkeit der Mutter, die in der That einen Abgott aus Nanetten macht, låßt ſich übrigens wohl eher, wenn nur die erſte Hitze verraucht iſt, Verzeihung als Fluch erwarten.“

„O, rief der Ritter, meine Ehrfurcht, meine Ergebenheit ſoll ſie verſöhnen, und wenn ſie ein Tiger wåre.“

„Das wollen wir hoffen, erwiederte Herr de Forteſerre, und allenfalls kommen der Pater und ich, und wen wir ſonſt brauchen können, Ihnen dadurch zu Hülfe, daß wir

uns wider Sie erklären; wahrſcheinlich, nach der Weiber Weiſe, verſöhnt Madame Simon ſich dann mit Ihnen par esprit de contradiction. — Doch ſo weit ſind wir noch nicht; wer dann lebt, mag dann ſorgen. Laſſen Sie uns nur erſt vorher unſere Bedingungen machen; ich ſehe ein wenig auf Sicherheit, und mag gern, daß alles ordentlich zugehe. . . .“

„O mein Freund, unterbrach ihn der Ritter, machen Sie Ihre Bedingungen wie Sie wollen, und rechnen Sie darauf, daß meine Erkenntlichkeit Ihre Erwartungen übertreffen wird!“

„Fy, Chevalier, Sie verkennen mich! Ich rede von der Sicherheit eines unſchuldigen Mädchens, welches mich lebhaft intereſſirt. Ich will nicht, daß der unbiegſame Eigenſinn der Mutter, die ſchlechterdings Millionen auf Millionen häufen will, die einzige Tochter meines alten Freundes unglücklich

mache. Sie ſtehen bey mir in den Kredit eines rechtſchaffenen, eines edlen Mannes; ich ſehe, daß das, was Sie für Mamſell Simon empfinden, keine flüchtige raſende Leidenſchaft iſt, deren kurze Dauer man nach ihrer Heftigkeit berechnen kann, ſondern daß Sie mit aller der Wärme und Wahrheit lieben, durch die eine Leidenſchaft allein den Namen der Liebe verdient und die mir bürgen, daß Ihre Gefühle nie in Ekel und Ueberdruß, ſondern dereinſt, und auch dieſes erſt ſehr ſpät, in die reinſte, zarteſte, heiligſte Freundſchaft übergehen werden. Ich glaube daß die junge Perſon mit Ihnen und durch Sie glücklich ſeyn kann, außerdem würde alles, was ſich von Ihrer Erkenntlichkeit, wie Sie ſich ausdrükken, erwarten läßt, mich nicht vermögen, ſie Ihnen in die Hände zu liefern. Für Nanetten habe ich Bedingungen zu machen, nicht für mich, Herr Chevalier. Ich muß wiſſen, ob ich mit Ehre und Sicherheit

die Hand zu Ihrem Vorhaben bieten darf, oder ob ich mich Ihnen in den Weg ſtellen muß.“

„Jede Bedingung! Und hätten Sie tauſend, mein Freund, ich unterſchreibe ſie blindlings.“

„Sachte, ſachte! Ich habe vor der Hand nur Eine zu machen, die Ihnen vielleicht, ſo willig Sie jetzt unterſchreiben, ſchwer genug werden wird, wenn Sie, was ich ſchlechterdings fodre, ſie gewiſſenhaft erfüllen.“

„Sprechen Sie, Freund! Sie werden keine Unmöglichkeiten fodern!“

„Ih nu, ich werde freylich nicht verlangen, daß Sie alle Pfaffen und Advokaten zu rechtſchaffnen Männern, und das ſchöne Geſchlecht beſtändig machen, die liebe Sonne mit den Zähnen vom Himmel holen, oder gar in einen Weiberkopf geſunden Menſchenverſtand und Konſequenz bringen ſollen, — welches letztere ich, ſeitdem ich verheyrathet bin,

für ſchwerer halte, als mit Mohammed den Mond in ſeinen Ermel zu ſtecken. Was ich fodre iſt nur ſchwer, nicht unmöglich. — Ich verlange, daß Sie mir bey Ihrem Ehrenworte in die Hand geloben, die Unſchuld des Mädchens — ich ſage: die Unſchuld im allerſtrengſten Sinne des Wortes, — ſo lange gewiſſenhaft zu reſpectiren, bis Sie entweder durch Urthel und Recht, oder ſonſt legal mit ihr verheyrathet ſeyn werden. Verſprechen Sie mir das?"

„Bey meinem Wort und Ehre!"

„Den Handſchlag!"

„Hier iſt er! Bey meiner unbefleckten Ehre!"

„Erinnern Sie ſich Ihres Gelübdes, Herr Ritter, und wachen Sie über ſich. Der einzige ſichere Weg nicht wortbrüchig zu werden, iſt dieſer, daß Sie ſich ſelbſt die unſchuldigſten Freyheiten verſagen. Ein Kuß würde in Ihrer Lage ſchon ein gefährliches Ding

ſeyn, ſo wenig er ſonſt iſt. — Nun ſetzen Sie ſich und ſchreiben Sie! — Arme Frau Marton, du wirſt zu thun kriegen! denn wahrſcheinlich giebt das Mädchen ſich wohl nicht ſo gleich. — Laſſen Sie es mich wiſſen, ſobald Sie die Zuſtimmung des jungen Frauenzimmers haben, damit wir die nöthigen Verfügungen verabreden können.“

Herr de Forteſerre gieng mit ſich und dem Chevalier zufrieden nach Hauſe. Er glaubte nun mit gutem Gewiſſen den Abſichten deſſelben die Hand bieten zu können, da er wenigſtens dafür geſorgt hatte, daß Mamſell Simon, wenn ſie verſchwand, nur als Gemalinn des Herrn von Biancourt wieder zum Vorſchein kommen konnte. Er wußte, wie leicht Sättigung Ueberdruß, und Ueberdruß Verachtung hervorbringt. Der geſättigte Liebhaber hätte bey Frankreichs damaliger Verfaſſung, wo Despotismus das einzige Geſetz war, als Edelmann

zehn Mittel für eins finden können, der Vermälung mit einer Bürgerlichen auszuweichen, und das liebenswürdigſte Mädchen wäre dann, wahrſcheinlich auf lebenslang, unglücklich geweſen. Dieſem hoffte er durch das erhaltne Ehrenwort des Ritters möglichſt vorgebauet zu haben.

Neuntes Kapitel.

Der Ritter denkts:

Die Hoffnung Nanetten bald die Seinige nennen zu können, hatte den wonnetrunknen Biancourt in ein ſo frohes Weſen umgeſchaffen, daß es beynahe nöthig ſcheinen konnte den Prieſter der Schikane zurück zu rufen, um ſich von ihm ein Koncept zu dem wegzuſendenden Briefe ſtyliſiren zu laſſen, aus welchem er in ſeiner jetzigen Stimmung ſchwerlich etwas anders als eine Art von Jubelhymne hätte machen können.

Zu ſeinem Heile verrauſchte dieſe Stimmung geſchwind, und machte der gerade entgegengeſetzten Platz. Es gehört nur eine Kleinigkeit dazu, einen ernſtlich Liebenden aus der Hölle in den Himmel, und aus dem Paradieſe in das Fegefeuer zu verſetzen, wie jedermann weiß, der geliebt hat, oder noch liebt, oder wenigſtens Liebende beobachtete.

— „Wie, wenn Nanette nicht einwilligte?“ — Dieſer Gedanke nahm ihm auf einmal allen Muth. Vielleicht liebte ſie ihn nicht genug! — Vielleicht war ſie zu furchtſam, zu unentſchloſſen zu einem ſolchen Schritte! — Die Beſorgniß, ihre Mutter unverſöhnlich aufzubringen! — Die Furcht die Geſchichte des Tages zu werden! und was er ſich ſonſt nicht alles dachte! — Freylich lauter Möglichkeiten nur, die ihm aber in dem Augenblicke lauter Wahrſcheinlichkeiten ſchienen, und ſeine vor einem Augenblicke ſo ſichere Hoffnung in die ängſtlichſte Furcht, in wahre Todesangſt verwandelten. — So außer Faſſung ſetzte er ſich an den Schreibetiſch, und nun wurde ſein Brief doch einigermaßen was er werden ſollte.

Was aus dem Herzen kömmt, das geht zu Herzen, ſagt man, und das traf auch hier ein. Nanette theilte alle ſeine Gefühle, und ſeufzte ſo innig wie er über den Eigen-

ſinn einer Mutter, die nun Einmal dem Reichthume den Rang über alles gab, und in gewiſſer Hinſicht über dieſen Punkt ganz richtig räſonnirte. „Adel und Titel, ſagte Madame Simon, ſind Vorurtheile, die beym Lichte beſehn ins Kindiſche fallen: Reichthum iſt etwas ſehr Solides. — Aemter und Würden geben Macht und Anſehen, aber auch Laſt, Plage, Kummer, ſchlafloſe Nächte, Verantwortlichkeit: Reichthum giebt noch allgemeineres Anſehen und größere Macht, denn vor dem Amte bückt ſich am Ende nur der, der unter demſelben ſteht, vor dem Golde bückt ſich alles. Für Geld kann man den Teufel tanzen laſſen, ſagt das Sprüchwort; und es ſagt wahr, man kann es, und den Principalminiſter dazu. Mit Gelde diſponiret man über die Majeſtäten; für Geld ſtellet der allerheiligſte Vater Deine Bildſäule auf den Altar, wenn auch Dein Körper an den Galgen gehörte, und ohne Geld biſt Du ein

deſto armſeligeres Weſen, je größer Deine Aemter und Würden ſind. Ohne Geld iſt ſelbſt der allerchriſtlichſte König eine Null, und ſein großes, weites Reich die Beute des erſten beſten an Land und Leuten weit ſchwächeren Fürſten, der Geld hat. Mit Geld war Preußens Friedrich dem ganzen wider ihn verſchwornen Europa gewachſen, und mit Gelde beherrſcht Maſter Pitt die ganze Welt. Rang, Ehren, Gerechtigkeit, Sieg, Unſterblichkeit ſelbſt, alles, alles hat man für Geld. Ohne dieſe erſte Triebfeder aller Dinge kann man ſelbſt ſeine Tugenden nicht ausüben, ſeine Verdienſte nicht geltend machen, ſeine Talente nicht anwenden; die leere Hand ſteht allenthalben zurück, und der vollen Hand huldiget alles. Ich muß lachen, wenn ich von Geburt ſprechen höre; wir ſind alle gebohren, und ich gebe in Einem einzigen Vierteljahre mehr an Almoſen aus, als den Stammvätern einer ganzen Hetze

adlicher Familien der lächerliche Einkauf der Geburt ihrer Deſcendenz koſtete *). Ein armer Teufel von ſogenannter Geburt iſt unter allen armen Teufeln am elendeſten daran; und ich halte es für beſſer, die baare Valuta für fünf oder ſechsmalhunderttauſend Grafendiplome und Adelsbriefe in einer guten zuverläßigen eiſernen Kiſte zu haben, als einen ſolchen Brief ſelbſt, worauf der großmüthigſte Jude keine zehn Sous leihet, im Pulte." — Auf dieſe Art räſonnirte Madame Simon, und in thesi hatte ſie freylich wohl ſo völlig Recht, daß ſich nicht einſehen läßt, was ſich Gründliches dagegen einwenden ließe. Aber unrecht war es, daß ſie die-

*) Madame Simon ſagte in dem Stücke nicht zu viel. Außerordentliche Vorfälle, die oft genug kamen, nicht mitgerechnet, hatte ſie zu ihren ordentlichen milden Ausgaben monatlich tauſend Franken ausgeſetzt. Das macht jährlich eine Summe, wofür ſich gegen die vierzehn Reichsadelsdiplome einhandeln laſſen.

ſes Räſonnement in Hinſicht auf ihre Tochter geltend machte. — „Die paar Milliönchen, ſagte ſie, die meine Nanette einmal haben wird, ſind zwar nicht zu verachten, indeſſen ſind es immer doch nur ein paar Milliönchen. Bringt ſie dieſelben aber einem Manne zu, der zwey oder dreymal ſo viel hat, ſo iſt das ein beträchtlicher Zuwachs. Giebt Gott ihr dann ein Kind, und ſie verheyrathet es mit der nehmlichen Klugheit: ſo kann das, beſonders bey guter Wirthſchaft, die, wie ich es mache, ſich auf die Hälfte der Einkünfte beſchränkt, nach etlichen Generationen zu einem Vermögen anwachſen, vor dem die Dücs und Pairs wie Schulknaben vor dem Rektor ſtehen; zu einem Vermögen, deſſen ſehr reelle Wichtigkeit auf jegliche andre, beſonders auf die ſehr prekäre Pergamentne Wichtigkeit, die ſubjectiviſch von ihres Eigenthümers Einbildung, und objektiviſch von der lächerlichen Gutmüthigkeit der

Unbepergamenteten abhängt, mitleidig hinab-lächelt.“

Ehe Nanette den Ritter kannte, hatte ihr Herz in ſeiner kindiſchen Einfalt nichts in der Welt dawider einzuwenden, wenn Mutterlieb dergleichen Luftſchlöſſer zuſammen-kalkulirte; vielmehr ſchien ihr das, ſchon deswegen weil Mutter ſo dachte, vollkommen richtig und weiſe; und hätte ſich ihr noch vor wenig Monaten der abgelebteſte Krüppel ſamt allen ſeinen Rheumatismen, Huſten und andern Accidenzien, mit einem reinen Ver-mögen von fünf oder ſechs Millionen ange-boten, ſie würde ihm ohne Widerſpruch die Hand gegeben haben, ohne ſich nur träumen zu laſſen, daß das anders ſeyn könne und ſeyn müſſe. Jetzt aber? — o, ſchon die erſte Erſcheinung des Vetter Niklas hatte eine Fülle von Ideen in ihr geweckt und entwik-kelt, und der folgende Briefwechſel entwickelte vollends ihren Verſtand und hellete es in ih-

rem Kopfe auf, ſo daß die dermalige Nanette und die vor drey oder vier Monaten, ſo verſchieden von einander waren, als Auguſt la Fontäne und Herr Spies. Die vormalige nahm alles auf Treu und Glauben an, was ältere Perſonen ihr als wahr und vernünftig vorredeten: die jetzige dachte, unterſuchte, räſonnirte; ſie bezweifelte was ſich nicht mit ihren Gefühlen, und verwarf was ſich nicht mit ihren Einſichten reimen ließ. Seitdem ſie liebte, war ihr der Satz nicht mehr wahr, daß Reichthum unter allen ſchätzbaren Dingen das allerſchätzbarſte ſey. Sie unterſchied jetzt ſehr gut zwiſchen einem verlebten und einem blühenden, zwiſchen einem reichen und einem ſchönen Manne; und wie ihre Mutter dem Gelde, andre Leute der Geburt, und noch andre dem Verſtande, ſo erkannte ſie der Schönheit und Liebenswürdigkeit den erſten Rang zu; mithin war nach ihrem Urtheile der Chevalier de Biancourt

der erſte Mann in der Welt. Dieſem einzigen Manne verſagte die Mutter ihre Hand! Das war hart! das war grauſam! das war unmenſchlich!

Durchdrungen von Schmerz antwortete ſie ihrem Geliebten, aber als eine Perſon, die nunmehr auch die Schicklichkeiten beſſer als vormals zu beurtheilen wußte. Sie beſeufzte die Unbiegſamkeit der Mutter, aber, ſetzte ſie hinzu, ſie ſey gleichwohl dieſer Mutter Gehorſam ſchuldig. Freylich ſehe ſie ein, daß dieſer Gehorſam ſich nicht bis dahin erſtrecke, ſich einen Mann aufdringen zu laſſen, den ihr Herz nicht genehmigen könne: bis dahin aber müſſe er ſich doch unſtreitig erſtrecken, daß ſie von ihrer Seite ebenfalls der Mutter keinen Schwiegerſohn aufdringen dürfe, und daß ſie ſich der mütterlichen Gewalt wenigſtens ſo lange nicht entziehe, als dieſe ſie zu keiner andern Heyrath zwingen wolle. Sie wiederholte ihm die wärmſten

Verſicherungen der zärtlichſten Liebe, und bat ihn, ſich zu faſſen, und es der Zeit zu überlaſſen, ob dieſe nicht die Mutter ihren beyderſeitigen Wünſchen geneigter machen werde; und zugleich ſchwur ſie ihm feyerlich, ſich lieber in ein Kloſter zu begraben, als jemals einem Andern, wer er auch ſey, ihre Hand zu geben.

„Habe ichs nicht gedacht? ſchrie der Ritter, als er den Brief flüchtig durchlaufen hatte; Die Undankbare! die Grauſame!“ — Er ergriff die Feder, und goß ſeine Verzweiflung in vollen Strömen auf das Papier, warf ihr vor, daß ſie ihn weder liebe noch je geliebt habe, weil ſie das einzige Mittel verwerfe, welches ſie auf ewig zu der Seinigen machen könne, und ſchwur, er werde das nicht überleben; er werde Mittel finden, bis zu ihren Füßen zu dringen, und vor ihren Augen die unerträgliche Laſt eines Lebens, welches ſie nicht glücklich machen wolle, ab-

zuwerfen. Er ſey durch ihre kalten Sophis-
men von der Kälte ihres Herzens überzeugt,
und zugleich von der Wahrheit, daß ſein
Daſeyn ihr verhaßt ſey; würde ſie ihn ſonſt
wohl an die Zeit verwieſen haben? Einem
Verſtande wie dem ihrigen könne es nicht
entgangen ſeyn, daß die längſte Zeit nicht
vermögen werde, ihre Mutter auf günſtigere
Geſinnungen zu leiten, ſo lange der Eigen-
ſinn dieſer grauſamen Frau ſeinen völlig
freyen Spielraum behalte; daß aber, wenn
dieſer Eigenſinn Einmal durch einen entſchloß-
nen Schritt gebrochen ſey, ein paar Tage
hinreichen würden, den etwanigen Zorn der
Mutter verrauchen zu machen, und das beſte
Vernehmen herzuſtellen. Dieſes nicht ſehen,
hieße es nicht ſehen wollen, und den Stab
über ihn brechen, u. ſ. w.

Dieſer Brief erſchütterte die Standhaf-
tigkeit des jungen Frauenzimmers. Sie
trauete es ihrem Geliebten zu, daß er mehr

als fähig ſey, ſein ſchröckliches Wort zu erfüllen. Bey dem mindeſten Geräuſche fuhr ſie zuſammen, und fürchtete, er ſey da, um zu ihren Füßen ſeine Leiden zu endigen. Sie überlegte nicht lange, was ſie in dieſen Umſtänden thun müſſe. Die Furcht, den Chevalier auf eine ſo gräßliche Art zu verlieren, konnte von der Furcht vor dem Zorne einer Mutter bey weitem nicht aufgewogen werden; Zorn läßt ſich beſänftigen, aber einen Todten ruft nichts wieder ins Leben. Zudem ſchien ihr in dieſem Augenblicke das Räſonnement des Chevaliers ſehr gründlich, daß die Mutter ſich weit leichter werde bewegen laſſen, einen unabänderlichen Schritt zu verzeihen, als ihn zu bewilligen, ſo lange er noch zu verhindern seyn könne. Sie verließ ſich auf die zärtliche Liebe ihrer Mutter, die noch vor wenig Wochen die oft und dringend wiederholten Anträge eines Herrn Gervais, eines ſehr angenehmen Mannes von beträcht-

lichen Mitteln, bloß um ihrer Tochter willen ausgeſchlagen hatte, und entſchloß ſich, den mißlichen Schritt auf Gnade hin zu wagen.

Daß gerade dieſe zärtliche Mutterliebe ein Grund hätte ſeyn müſſen, ein Wageſtück, von deſſen Mißlichkeiten ſie die wichtigſten nicht kannte, lieber nicht zu unternehmen, der Gedanke kam ihr gar nicht. Jene mächtige Leidenſchaft, von der geſchrieben ſteht, daß ſie ſelbſt Weiſe nicht klug laſſe, läuft nur gar zu leicht mit dem Verſtande eines jungen ſehr unerfahrnen Mädchens davon, zumal wenn es, wie Nanette, bloß dieſer Leidenſchaft ſein ganzes bischen Bildung und Einſicht zu danken hat. Nanette ſah in dieſen angſtvollen Augenblicken nichts als die Gefahr ihres Geliebten, und wenn ſie vor Todesangſt zitterte, ſo war es nicht aus Beſorgniß der ſchlimmen Folgen, die ihr Entſchluß nach ſich ziehen könnte, ſondern aus quälender, nagender Furcht, daß ſie mit ih-

rem Entſchluſſe zu ſpät kommen mögte. Dieſe Furcht war gegründeter noch, als ſie zu ihrem Glücke wußte. Der Ritter liebte ſie unermeßlich, und es ſcheint gewiß zu ſeyn, daß er nicht den Muth gehabt haben würde, es zu überleben, wenn er — ich will nicht ſagen: die Hoffnung ſie zu beſitzen, denn das trägt wahre Liebe noch allenfalls, — ſondern die Ueberzeugung von ihr geliebt zu ſeyn hätte aufgeben müſſen, nachdem ſie hundertmal ihm Liebe geſchworen hatte. Ohne Forteſerre's Beredſamkeit, der ſeinen Muth aufrichtete, hätte ſchon ihre erſte Weigerung ihn zur unbeſonnenſten aller Narrheiten hingeriſſen.

Sie ſetzte ſich eilend hin und ſchrieb:

„Sie verdienen nicht, Biancourt, daß „ich das für Sie thue, was Sie ſo ungeſtüm wünſchen, und was, meines Bedünkens, wenigſtens ſo lange Zeit hätte, „bis man meine Neigungen zwingen

„wollte. Nein, Sie verdienen es nicht,
„denn Sie ſind ungerecht und undank=
„bar genug, an meiner Liebe zu zweifeln;
„Sie ſind grauſam genug, mit Entſchlie=
„ßungen zu drohen, vor denen mein Blut
„erſtarret. Es iſt unverantwortlich,
„Biancourt, wie Sie mich ängſtigen! —
„Wenn es denn kein andres Mittel giebt,
„Sie von meiner Liebe zu überzeugen,
„als daß ich mich in Ihre Arme werfe:
„ſo nehmen Sie mich hin; ich vertraue
„mich Ihren Händen! — Aber Sie,
„liebſter Biancourt, dem es ſo wenig ko=
„ſtet an meinem Herzen zu zweifeln,
„werden Sie je vergeſſen, was ich für
„Sie wage? was ich für Sie aufopfere?
„— O mein Biancourt, würdeſt Du das
„können? —“

Der Ritter erblaßte, wie er die erſten Zeilen las. Das Papier entſank ſeiner zit=ternden Hand, und erſt nachdem er lange in

der dumpfen fühl- und gedankenloſen Betäubung des erſten Wehes hingebrütet hatte, gedieh er zu dem Grade von Bewußtſeyn, oder vielmehr, von ſich fühlender Verzweiflung, den ganzen Umfang ſeines Unglückes kennen zu wollen. Er nahm das Billet, las es zu Ende, und nun wäre ihm der ſchnelle und heftige Uebergang von dem äußerſten Schmerze zur ungemeſſenſten Freude beynahe tödtlich geworden.

Nichts war ihm jetzt ſo peinlich, als daß er es ſchlechterdings bis auf den folgenden Tag verſchieben mußte, Nanetten ſeinen grenzenloſen Dank zu bezeugen, und das Nähere mit ihr zu verabreden. Er brannte vor Ungeduld, ihr die Wonne zu ſchildern, von welcher ſein Herz überfloß, und ſie wegen ſeiner Geſinnungen zu beruhigen. Zugleich aber ängſtigte ihn die Sorge, daß das Mädchen, wenn er ihr Zeit zum Ueberlegen ließe, ihr Wort zurückziehen, und eine Unterneh-

mung verwerfen mögte, deren tadelnswürdige Seite er ſelbſt ſich nicht verbarg; eine Unternehmung, zu der er bey ſeinen Grundſätzen ſich höchſt ungern bequemte, und zu der ihn, ohne den Rath und das Zureden des Parlamentsadvokaten, die dringende Lage ſeiner Herzensangelegenheiten wohl nur dann erſt vermogt haben würde, wenn das junge Frauenzimmer in Gefahr gekommen wäre, zu einer andern Heyrath gezwungen zu werden. Er kannte das ſchöne Geſchlecht, und wußte wohl, daß man ſich in der Regel auf die Entſchlüſſe deſſelben nicht eher völlig verlaſſen darf, bis ſie ausgeführet ſind. — Seine Anſtalten waren geſchwind und leicht zu treffen, und wäre Nanette nur zu unterrichten geweſen, ſo hätte die ganze Sache noch an eben dem Tage ausgeführet werden können. Aber es war nicht möglich, ihr mehr als Einmal innerhalb vier und zwanzig Stunden ein Billet in die Hände zu ſpielen, und oft-

mals, wenn die Mutter im Wege war, mußte die Briefträgerinn, trotz aller ihrer Gewandtheit, unverrichteter Sache wieder abmarſchiren. Unſer Mann war alſo gezwungen den folgenden Morgen abzuwarten, um ihr zu melden, daß auf den Nachmittag mit dem Schlag fünfe ein Wagen mit zwey zuverläſſigen Perſonen vor ihre Thür fahren würde, welchen ſie an den und den Zeichen erkennen könne. In denſelben mögte ſie ſich ohne Bedenken werfen. Zum Merkmale daß ſie dieſe Einrichtung genehmige, mögte ſie in der Meſſe ihr Schnupftuch fallen laſſen u. ſ. w.

Sie erſchien in der Meſſe, wie gewöhnlich; das Schnupftuch ſank, und die übrigen Zeichen, die er vorgeſchlagen hatte, um deſto ſicherer zu ſeyn (denn ein Schnupftuch kann auch von ungefähr fallen,) daß ſie ſeinen Brief geleſen habe und genehmige, folgten nach. — In dem Augenblicke gab es ſchwerlich einen glücklicheren Mann, als der Ritter

es war! Er flog, ſo wie er die Kirche verließ, zu dem Herrn de Forteſerre, und gab voller Jubel ihm Nachricht von der glücklichen Lage der Dinge. Innerhalb weniger Stunden war das reizendſte und angebetetſte aller Mädchen ſein ewiges Eigenthum! — Doch wandelte ihn bald wieder ein Zweifel an, ob Nanette auch wohl ihrem Vorſatze getreu bleiben werde? — „Seyn Sie unbekümmert, ſprach der Advokat: die Weiber ſind freylich ſonſt in allen Dingen wie der April; aber wenn ein Frauenzimmer ſich eine Narrheit in den Kopf geſetzt hat: ſo ruhet auch die beſte ſchwerlich eher, bis das Ding ausgeführet iſt. Ich weiß das von meiner Frau! —"

— Ich bitte meine Leſerinnen, gütigſt zu bemerken, daß Herr de Forteſerre es ſey, und nicht ich, der von dem liebenswürdigen Geſchlechte dieſes ſtrenge Urtheil fället. Die Pflicht eines Geſchichtſchreibers

iſt, getreu zu erzählen was ſich zutrug, und wie es ſich zutrug; und die eines Romanſchreibers, jeden Vogel ſingen zu laſſen, wie ihm der Schnabel wuchs. Wer das nicht will, oder nicht kann, der thut beſſer ſtatt der Romane, was freylich leichter iſt, Homilien zu ſchreiben. Und die Pflicht des Leſers iſt, zwiſchen dem, was der Verfaſſer ſagt, und dem, was ſeine Leute ſagen, zu unterſcheiden, und das Letztere nicht ohne große Vorſicht auf die Rechnung des Erſteren zu ſetzen.

Zehntes Kapitel.

Der Zufall lenkt's.

Der Wagen hielt zur gehörigen Zeit zehn Schritte vom Hauſe der Madame Simon, und der Ritter war vor dem Thore Saint Denis auf ſeinem Poſten. Es ſchlug fünfe, — halb ſechs, — ſechs, die Thür blieb verſchloſſen; keine Schöne erſchien; die hitzigen Hengſte ſtampften das Pflaſter vor Ungeduld, und die Emiſſarien vergingen vor Langerweile. Endlich nach halb ſieben öffnete ſich die Thür; eine nicht mehr junge Dame kam heraus, und ein ſehr ſchönes Frauenzimmer begleitete ſie bis an die Straße. In dem Augenblicke fuhr die Kutſche vor, und wurde geöffnet. Das Frauenzimmer ſtand unbeweglich auf der Schwelle. Zwey Männer in Oberröcken ſprangen heraus, huben die Schöne raſch in den Wagen und der Kutſcher jagte mit der Schnelligkeit des Blitzes davon.

Unterdeſſen war dem Herrn von Biancourt der letzte Geduldsfaden geriſſen. Er ließ ſeinen Bedienten auf dem Poſten, und entſchloß ſich, in die Stadt zu reiten, und wo möglich die Urſachen dieſes außerordentlichen Zögerns zu erforſchen. Er hatte dem Kutſcher den Weg nicht vorgeſchrieben, den er bis zum Thore nehmen ſollte, und dieſer hatte es nicht für rathſam gehalten den geradeſten zu fahren, mithin verfehlte er den Wagen, und kam bis in die Straße, wo ſeine Geliebte wohnte, und zwar faſt in dem nehmlichen Augenblicke, da ſein Wagen ſie verlaſſen hatte. Er erſchrak, als er ſeine Leute nicht mehr, wohl aber vor dem Simonſchen Hauſe einen Auflauf von Menſchen antraf; denn bey den zuſammengelaufenen Nachbarn, welche Augenzeugen des Vorfalles geweſen waren, waren in den etlichen Minuten ſchon eine Menge Vorübergehender ſtehen geblieben. Das Herz ſchlug ihm ungeſtüm; doch faßte

er ſich, drang in den Haufen, und fragte, was es gebe?

„Man hat eine Frau von der Schwelle ihres Hauſes entführt," antwortete ihm einer von den Nachbarn.

„Eine Frau? — Was für eine Frau."

„Madame Simon."

Faſt wäre er vom Pferde geſunken. Er erblickte die Galanteriehändlerinn Dülis an ihrem Laden; er näherte ſich ſeiner alten Bekannten, und wiederholte die Frage — die nehmliche Antwort.

„Madame Simon, die Mutter?" rief er.

„Ja doch, die Mutter! Die Tochter iſt noch Demoiſelle."

Er wandte ſein Pferd, und ſprengte im geſtreckten Galopp den Weg zurück, den er gekommen war. Sein Bedienter, den er fand wo er ihn verlaſſen hatte, ſagte ihm, der Wagen ſey ſo eben vorbeigejagt. Der Ritter ſtieß einen ſchrecklichen Fluch aus, winkte

ihm zu folgen, und beyde ſetzten nun, was die Pferde laufen konnten, dem Wagen nach.

Wir wollen ſie reiten laſſen, und unterdeſſen dem Leſer den Vorfall aufklären.

Nanette war veſt entſchloſſen, der genommenen Abrede aufs genaueſte nachzukommen; zu der Liebe für den Chevalier, und der ängſtlichen Furcht, daß ſeine Verzweiflung ihn zu einem unglücklichen Schritte fortreißen mögte, geſellete ſich, ohne daß ſie es ſich deutlich bewußt war, noch ein mächtiger Bewegungsgrund, der Ueberdruß des unerträglichen Zwanges, unter welchem ſie ſeufzte. Sie traf ihre kleinen Vorkehrungen ſobald ſie aus der Kirche kam; daß heißt: ſie ſteckte die Briefe ihres Geliebten, ein Miniatürgemälde ihres Vaters, und ſonſt noch einige Kleinigkeiten zu ſich, die keinen andern Werth haben, als den, welchen das Herz darauf ſetzt. Ihre Uhren, ihre Juweelen ließ ſie ruhig bleiben wo ſie waren, denn der

Chevalier hatte ſie ausdrücklich gebeten, alle Dinge dieſer Art zurück zu laſſen. Er wußte wohl, daß wenn Nanette ſeine Gattinn würde, von allen dem, was ihr Eigenthum war, keine Stecknadel ihr vorenthalten werden konnte, und die Sache gewann ſo ein beſſeres Anſehen. Geſetzt aber auch, man hätte ihr etwas ſtreitig machen können, was lag ihm daran? Hatte er nicht tauſendmal gewünſcht, daß Nanette das ärmſte Mädchen ſeyn mögte, weil ihr Reichthum allein ſeinen Wünſchen im Wege ſtand? —

So vorbereitet zählte Nanette nun an ihrem Stickrahmen mit unruhiger Ungeduld die Stunden, die nicht ſo höflich waren, ſich ihr zu Gefallen fördern zu wollen. Nicht als ob ſie die Zeit nicht hätte abwarten können, in den Armen ihres Geliebten zu ſeyn: ſie fühlte vielmehr eine heimliche Furcht vor dem Augenblicke; ſondern weil Madame Simon ihr etwas ſtill ſchien, und, was gewiß

bloßer Zufall war, von Zeit zu Zeit einen etwas anhaltenden Blick auf ſie heftete. Dies machte ihr Unruhe. Sie zitterte vor Angſt, daß die Mutter etwas argwöhnen mögte, und ſtrengte alle ihre Kräfte an, unbefangen zu ſcheinen. So ging der Morgen und der Mittag vorüber. Schon ſchlug die Pendüle vier, und ſie hatte nur noch eine einzige Stunde zu überſtehen, ſiehe, da trat herein Madame Veron, ſetzte ſich, ſchwatzte, kam endlich, als es auf den Schlag fünf war, zum Zweck ihres Beſuches, der in nichts anderem beſtand, als Madame Simon zu bitten, daß ſie ſich in einer wichtigen Angelegenheit bey einem ihrer Freunde für ſie verwenden mögte. Die Wittwe war gleich bereit; ſie bat ihre Freundinn mit Nanettens Unterhaltung ſo lange vorlieb zu nehmen, und begab ſich in ihr Kabinet, den erfoderlichen Brief ſofort zu ſchreiben. Nanette hätte verzweifeln mögen. Sie dachte

tauſendmal an das Sprüchwort, daß der Teufel alte Weiber hinſchickt, wohin er ſelbſt nicht kommen kann; (welches ſie weit treffender auf ihre Frau Marton angewandt haben würde;) ſo oft eine Equipage rollte, ſchauderte es ihr kalt den Rücken hinab; ſie wünſchte Madame Veron mit allen ihren wichtigen Angelegenheiten ins Pfefferland: indeſſen ſie mußte aushalten.

Als die Mutter nach einer Stunde mit dem Briefe wiederkam, ſtand die Matrone auf, dankte, nahm Abſchied, und hatte im Abſchiednehmen, und immer die Thür in der Hand, noch ſo viel, ſo viel zu erzählen, und die Mutter ſo viel zu antworten, daß, wie ſie endlich gieng, es beynahe zwey Stunden über die verabredete Zeit war. Während Madame Simon ihr das Geleite gab, öffnete Nanette das Fenſter, um zu ſehen, ob der Wagen noch da ſey? Sie ſah ihn vorfahren, ſah wie man ihre Mutter hinein-

transportirte, ſtieß einen Schrey aus, und ſank kraftlos auf einen Stuhl. Wie ſie wieder zur Beſinnung kam, und nun überdachte, wie unglücklich ſie dieſes verzweifelte Quid pro quo machen werde, verwünſchte ſie die Unbeſonnenheit des Ritters, der zur Ausführung eines ſolchen Unternehmens ſeine Leute nicht beſſer zu wählen oder zu unterrichten gewußt hatte.

Die Schuld lag aber weder an der Wahl, noch am Unterrichte, noch an den Leuten, die allerdings ſo zuverläſſig, ſo gegewandt und entſchloſſen waren, als es immer zu fodern ſtand. Auch der Unterricht war ſehr deutlich und beſtimmt. Sie waren angewieſen, ein ſchönes Frauenzimmer, welches ſich an der Thür des und des Hauſes zeigen würde, in möglichſter Geſchwindigkeit in den Wagen zu nehmen. Das Frauenzimmer war ihnen hinlänglich beſchrieben, um ſie von Couſine Agathe, einer kleinen fet-

ten Blondine, zu unterſcheiden, mit der ſie nichts ähnliches hatte, und die die einzige junge Perſon war, von der es ſich als mög= lich denken ließ, daß ſie in das Haus kom= men könne; Haar, Augen, Wuchs, alles war ihnen genau angegeben. Ihnen war befoh= len, wofern die junge Dame etwa bedenklich ſcheinen mögte, ſanfte Gewalt zu brauchen. An alles war gedacht, nur nicht an den klei= nen Umſtand, daß die Mutter an die Thür kommen könne. Alles was ihnen vorgeſchrie= ben war, hatten die Leute treulich ausgefüh= ret, und als Madame Simon laut werden wollte, bewieſen die beyden Kunſtverſtändi= gen, daß ſie ohne alle Anweiſung das Ge= heimniß beſaßen, eine Weiberzunge zu bän= digen. Das Recept war ganz ſimpel; ein paar vorgehaltne Terzerole, und eine ſehr beſcheidne Verſicherung bey zwölftauſend Teu= feln, (unartige Leute würden bey zwölftau= ſend Milliarden geſchworen haben,) auf den

erſten Laut von dieſen heilſamen Inſtrumenten Gebrauch zu machen, waren der Talisman, der dieſes ſeltne Mirakel bewürkte. Das ganze Verſehen beſtand alſo in der vernachläßigten Kleinigkeit, daß man nicht darauf gefallen war, über eine beſtimmte Kleidung oder ſonſt ein entſcheidendes Merkmaal einig zu werden, an welchem ſeine Leute die Tochter von der eben ſo ſchönen Mutter, auf die ſich die ganze Beſchreibung anwenden ließ, unterſcheiden konnten. Aber wer Kukuk kann an Alles denken? — Und ponamus casum, der Ritter hätte auch dieſen Umſtand kalkulirt, ſo hätte der Zufall, der, wie es ſcheint, Einmal entſchloſſen war, in dieſer nicht allerdings exemplariſchen Geſchichte die heilſame Kriſis zu bewürken, noch auf hundert andre mögliche Arten ins Mittel treten können.

Das arme Mädchen war in unausſprechlicher Angſt. Ihre aufgeſchreckte Einbildungs-

kraft malte ihr den Auftritt, wenn Mutter und Geliebter einander erkennen würden, mit allen ſeinen fürchterlichen Folgen vor. Sie war gewiß, daß ihre Mutter bald zurückgebracht werden würde, und ſie zitterte vor dem Augenblicke, wie ein Verurtheilter vor den glühenden Zangen und dem Rade, die ſeiner warten.

Eilftes Kapitel.

Viel Verſtand, aber doch noch mehr Glück!

Der Chevalier ritt ſein beſtes Pferd, und das Pferd arbeitete aus beſten Kräften, mithin war der Wagen, der ohnehin keinen großen Vorſprung hatte, in kurzer Zeit eingeholt.

Es war in der That ein Glück für unſern Mann, daß ſeine lebhafte Ungeduld ihn zurück in die Stadt getrieben hatte; denn wäre er nicht vor ſeiner Zuſammenkunft mit der Dame von dem Verſehen ſeiner Leute unterrichtet geweſen, ſo hätte alles Unheil, welches Nanette befürchtete, erfolgen müſſen, — und mehr noch als ſie befürchtete. Jetzt konnte er wenigſtens die ſchlimmen Folgen abwenden, und er hoffte, daß durch den verhaßten Mißgriff weiter nichts, als ein oder ein paar Tage verlohren ſeyn ſollten;

zugleich verſprach er ſichs, ſeine Maaßregeln beſſer zu nehmen.

Einige Leute denken ſchärfer, wenn ihr Körper in ſtarker Bewegung iſt; andre, wenn ſie ruhig in einem ſtillen Winkel ſitzen; noch andre legen ſich gar ins Bette, oder haben ſonſt eine andre Manier. — Der Ritter ſcheint in die erſte Klaſſe zu gehören, denn er ſcheint mir nicht der Mann zu ſeyn, der auf ſeiner Stube jemals den äußerſt glücklichen Einfall gefunden hätte, wozu ihn der Genius der Liebe (der, unter uns geſagt, weit glücklicher zu inſpiriren pflegt, als Apollo und alle die neun alten redſeligen Jungfern vom Pindus!) begeiſterte, während er im vollen Rennen die Kutſche verfolgte.

Als er den Wagen im Geſichte und ſeinen Plan ins Reine hatte, ritt er ein wenig langſamer, um ſeinen Bedienten zu unterrichten. Darauf ſprengte er raſch vorwärts, und als er nahe genug war, um verſtanden

zu werden, befahl er dem Kutſcher im Namen des Königs, zu halten. Die beyden Leute im Wagen hörten kaum das fürchterliche Wort, ſo glaubten ſie den Grand-Prévôt mit der Maréchaussée hinter ſich zu haben, öffneten an der andern Seite den Schlag, und retteten ſich ſo ſchnell ſie konnten, ohne ſich umzuſehen. Das hatte der Ritter erwartet, und allenfalls darauf gerechnet, daß ſie ihn im erſten Schrecken, und bey der ſchon ſtark eingebrochnen Dämmerung nicht erkennen würden. Nun gab er das Pferd dem Bedienten, und ſtieg in den Wagen, nachdem er dem Kutſcher geboten hatte, auf der Stelle umzukehren, und die Dame wieder hinzuliefern, woher er ſie holte, wenn er nicht gehangen ſeyn wolle.

„Madame, redete er ſie an, es ſchmerzt mich unausſprechlich, Ihnen hier, und in einer ſolchen Situation meine Ehrerbietung zu beweiſen. . . .“

Das ſagte er zuverläſſig aus Herzensgrunde.

„Indeſſen, fuhr er fort, ſchätze ich es für einen der glücklichſten Zufälle in meinem Leben, daß mein Schickſal mich würdigt, Sie noch zu rechter Zeit aus den Händen dieſer Elenden zu erretten.“

Gewiß, auch das gieng von Herzen.

Madame Simon, die ihn nicht kannte, erwiederte: er habe ſie aus einer großen Angſt geriſſen, und verſicherte ihn ihrer Dankbarkeit. „Aber, ſetzte ſie hinzu: ich bewundre die Wachſamkeit der Polizey! Wie iſt es möglich, daß ſie ſo ſchnell von meinem Abentheuer unterrichtet ſeyn konnte?“

Es war dem Ritter leicht, aus dieſer Frage abzunehmen, daß ſie ihn für einen Handlanger der Juſtiz hielt. „Sie irren in meiner Perſon, Madame! Ich bin weder der Grand-Prévôt, noch ein Polizey-Gefreyter, ſondern ein Mann, den bloß der Eifer

Ihnen ſeine aufrichtige Ergebenheit zu bewei-
ſen antrieb, ſein Leben für Sie zu wagen.
Hätten die Buben gewußt, daß ich außer
meinem Degen keine Waffen bey mir ha-
be. . . .“

Das war, in parenthesi geſagt, eine
Lüge; denn er und ſein Bedienter hatten
vortreffliche Piſtolen am Sattel.

„ſo würden ſie mir eine ſo koſtbare
Beute nicht ſo guten Kaufes überlaſſen ha-
ben, denn dergleichen Leute pflegen nicht ohne
Schießgewehr zu ſeyn. Aber vermuthlich
waren ſie mit Ihnen in einerley Irrthume,
und glaubten daß mir ein Kommando von
der Maréchaussée folge. — Ich komme von
einem Spazierritte in Begleitung eines un-
bewaffneten Reitknechts, ich ſehe einen Auf-
lauf von Menſchen vor ihrem Hauſe, frage
nach der Urſache, erfahre auf friſcher That
ihr Unglück, ſetze meinem Pferde die Spor-
nen in die Seite, um Ihnen zu Hülfe zu

eilen, und danke Gott, daß ich meinen Zweck erreicht habe.“

Die ſchöne Wittwe wußte nicht Worte genug zu finden, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeugen, und bat ihn um ſeinen Namen, damit ſie wiſſen möge, ſagte ſie, wer der Schutzengel ihrer Ehre und vielleicht ihres Lebens ſey.

„Mein Name iſt Biancourt.“

„Biancourt? rief ſie voll Erſtaunens. Gütiger Gott, welch ein Zuſammenfluß von Umſtänden! — Sie ſind doch nicht der Kavalier, für den man mich in dieſen Tagen um meine Tochter angeſprochen hat?“

„Der nehmliche, ſprach er im Tone des größten Schmerzes, dem Sie dieſe Tochter mit gutem Fuge verſagten. Um auf ihre Hand Anſprüche machen zu dürfen, muß man reicher ſeyn als ich es bin. — Meine Hoffnungen habe ich aufgegeben, aber mein Herz wird ewig dem reizenden Mädchen ge-

hören, und ihre Mutter wird ſtets auf meine Dienſte rechnen können.“

„Und in dieſem Augenblicke, rief die gerührte, und von der Dankbarkeit, die ſie dem Ritter ſchuldig zu ſeyn glaubte, durchdrungene Mutter: in dieſem Augenblicke wünſchte ich, daß meine Tochter noch einmal ſo reich ſeyn mögte, um Ihnen den wichtigen Dienſt, den Sie mir geleiſtet haben, deſto beſſer vergelten zu können. Hat meine Weigerung ſie würklich nicht beleidigt, und halten Sie die Hand meiner Tochter für einen würdigen Beweis, wie ganz ich empfinde, was ich Ihrer Großmuth ſchuldig bin: ſo nehmen Sie das Mädchen hin, und ſeyn Sie glücklich mit ihr.“

„Jetzt ſind Sie es, Madame, die mir das Leben retten! rief der Ritter zu ihren Füßen, und bedeckte ihre Hand mit Küſſen. Laſſen Sie mir, fuhr er fort, die Gerechtigkeit wiederfahren, daß mir das Vermögen Ihrer angebeteten Tochter ſehr gleichgültig

iſt. Um anſtändig und nach meiner Denkart zu leben beſitze ich genug, und ich betheuere Ihnen bey meiner Ehre, *) daß ich mir nichts als die Hand wünſche, durch die

*) Der Mann ſchwöret bey ſeiner Ehre, in dem Augenblicke, da ihm eine Entführung mißglückt; in dem Augenblicke, da er die Mutter betrügt, und Gefühle einer Dankbarkeit benutzt, auf die er ſo wenig Anſpruch hat, daß er vielmehr von ihr nichts als Verachtung und gerichtliche Ahndung verdient!! in dem Augenblicke alſo, wo er keine Ehre hat!! — Aber wenn dieſe Geſchichte ein Verdienſt hat, ſo iſt es dieſes, daß ſie Menſchen getreu ſo darſtellt, wie ſie würklich ſind, und täglich gefunden werden; daß ſie mithin immer ein zur Weltkunde beygetragenes Scherflein iſt. — Uebrigens ſagte der Ritter allerdings die Wahrheit; in ſeinem ganzen Charakter war keine Spur von Eigennutz, und er heyrathete Nanetten nicht um ihres Vermögens willen: aber er hätte das nur nicht bey ſeiner (bis dahin freylich unbefleckten) Ehre verſichern müſſen, in dem Augenblicke, da ſein Gewiſſen ihm ſagen mußte, daß er ſich ein Brandmark vor die Stirn drücke.

Sie jetzt mich glücklich machen, und daß ich, wäre Mamſell Simon das ärmſte Mädchen, mit eben dem Eifer mein Leben daran wagen würde, Rang und alles was mein iſt mit ihr zu theilen. Ihre Reize, ihr innerer Werth, die Erziehung, die eine ſolche Mutter ihr gab, ſind mehr als Reichthum.“

„An meiner Tochter Stelle würde mir dieſe Erklärung um deſto mehr ſchmeicheln, da ich ſie für aufrichtig halte. Bey ſolchen Geſinnungen wird Nanette mit Ihnen nicht anders als glücklich ſeyn können. Laſſen Sie ſichs indeſſen nicht leid ſeyn, daß ſie Mittel hat. Geld, Herr von Biancourt, iſt ſeinem Beſitzer nie im Wege; es kann Sie ſchnell dahin führen, wohin Ihre Verdienſte, Ihr Muth, Ihr Degen Sie nur langſam bringen würden. Glauben Sie mirs immer, Herr Ritter, es iſt keine unangenehme Lage, wenn man ſeine Ausgaben nicht ängſtlich zu kalkuliren braucht, und doch noch übrig hat,

womit man dem darbenden Verdienſte unter die Arme greifen kann.“

Unterdeſſen war es ſtockfinſter geworden, und das Fuhrwerk gieng nur langſam vorwärts. Der Rittter, der es bemerkte, daß ſein Bedienter, der bisher hinter dem Wagen geblieben war, ſich neben den Kutſcher machte, unterhielt die Dame lebhaft im Geſpräch, um ſicher zu ſeyn, daß ſie nichts von dem, was draußen geſprochen wurde, verſtehen mögte. Er hatte dem Diener befohlen, an einer ſchicklichen Stelle dem Kutſcher die Weiſung zu geben, daß er, ſobald ausgeſtiegen ſeyn würde, ſich mit Pferden und Wagen aus dem Staube machen mögte. Es war der eigne Kutſcher des Ritters, der ſich bloß durch einen falſchen Schnurrbart, gefärbte Augenbrauen, und andre gewöhnliche Künſte unkennbar gemacht hatte. Wurde der angehalten, ſo war die ganze Karte verrathen; kam der aber glücklich nach Hauſe, ſo

hatte er keine andre Sorge, als daß vielleicht Nanette das Spiel verderben mögte; und wenn er ſich die Unerfahrenheit des jungen Mädchens dachte, und die Beklemmung, worinn ſie, die von der ſo unerwartet glücklichen Wendung ihrer Angelegenheiten nichts wiſſen konnte, unfehlbar beym erſten Anblick ihrer Mutter ſeyn würde: ſo war dieſe Sorge nicht klein. Das mußte aber auf die Gefahr hin, und in der Hoffnung gewagt ſeyn, daß die Liebe, die freylich wohl den Weiſeſten oft um alle Klugheit bringt, aber dafür auch dem Dummkopfe Verſtand giebt, auch dem jungen Frauenzimmer ſo viel Gegenwart des Geiſtes verleihen würde, die günſtige Lage der Dinge auf den erſten Blick aufzufaſſen, und ſich durch keine Unbeſonnenheit zu verrathen. „Der Fall, ſprach er zu ſich ſelbſt, iſt unerhört ſelten, daß es einem ſogar in noch mißlichern Umſtänden überraſchten Frauenzimmer an Hülfsmitteln fehlen ſollte. Wo

der Verſtand des Mannes ihn im Stiche läßt; wo Ueberraſchung und Scham ihm alle Nerven lähmen würde, da iſt die Schlauigkeit des Weibes ſelten in Verlegenheit.“ — So tröſtete und ermannte er ſich, und ſuchte ſich ſelbſt in Faſſung zu erhalten, damit er ſelber beym Anblicke Nanettens den Kopf nicht verlieren mögte.

Er fragte die Wittwe, wem ſie dieſe frevelhafte Unternehmung zuſchriebe? — „Wäre mir, erwiederte ſie, ein gewiſſer Herr Gervais nicht als der rechtſchaffenſte, edelſte Mann bekannt, ſo würde ich mit meinen Muthmaßungen bey ihm ſtehen bleiben. — Und doch . . . So viel ich herumdenke . . . nein, er iſt es gewiß nicht, und doch wüßte ich ſonſt niemand . . . Aber gewiß, er kann es nicht ſeyn; auf einen ſolchen Mann haftet kein Verdacht.“

„Wenn er Sie liebt, Madame?“

„Eben weil ich überzeugt bin, daß er

mich liebt. — Kann er mich beleidigen wollen?“

„Liebe macht unternehmend, Madame! ſie hofft Verzeihung.“

„Im Gegentheil, mein Herr, ſie macht furchtſam, macht ehrerbietig und beſcheiden; ſie fürchtet Verachtung, und Verachtung iſt ſchlimmer als Haß. Wo ſie Verzeihung hofft, da muß ſie der Gegenliebe verſichert ſeyn, und Herr Gervais iſt zuverläßig überführt, daß er dieſe nie von mir zu erwarten hat, — am wenigſten dann, wenn er ſich mir durch Gewaltthätigkeiten, die ihn verächtlich machen müßten, aufdringen wollte.“

Natürlicherweiſe bot der Ritter allen Scharfſinn und Gewandheit auf, der Dame zu beweiſen, daß in verzweifelten Umſtänden die Liebe fähig ſey, alles zu wagen. Er machte ihren Reitzen die feinſten Lobſprüche, und betheuerte, daß er, ſeiner ſtrengen Denkart ungeachtet, ſich nicht entbrechen könne,

viele Entſchuldigung für einen Mann zu finden, dem ſolche Augen keine Ueberlegung ließen, — den ſie zu Unbeſonnenheiten fortriſſen. Er glaube alles, was ſie ihm von der Rechtſchaffenheit und dem Edelmuthe des Herrn Gervais ſage, den er nicht kenne: „aber, fuhr er fort, er glaube noch ſtärker an ſeine Liebe, weil ich die Reitze kenne, denen er huldigt. Ich weiß nicht, wie wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich es ſeyn mag, daß er der Urheber des Unternehmens ſey, welches mich mit Ihnen in dieſen Wagen zuſammenbringt: aber ich glaube, daß Sie Leidenſchaften einflößen können, durch die auch ein Mann wie Sie ihn ſchildern, ſich zu den gewagteſten Schritten kann fortreißen laſſen, ehe er allen Hoffnungen entſagt. — Man hat mir ſeinen Namen nicht unter den mehreren genannt, die Ihre Abneigung gegen eine zweyte Verbindung zur Verzweiflung bringt; ich wünſche um ſeinetwillen, daß er

es nicht ſeyn möge, den meine Rache treffen wird!“

So ſuchte er, ohne es zu ſcheinen, den Verdacht der Dame auf den Herrn Gervais zu heften, um dadurch zu verhindern, daß ſie die Wahrheit nicht muthmaßen mögte. — Unterdeſſen kam der Wagen an Ort und Stelle. Er ſprang hinaus, und ohne ſich die Zeit zu nehmen den Tritt herunter zu laſſen, nahm er die Dame in ſeine Arme, hob ſie aus dem Wagen, und kaum hatte ſie den Fuß auf der Erde, ſo jagte der Kutſcher wie ein Blitz davon. — „Setz ihm nach, rief der Ritter ſeinem Bedienten zu, und liefre mir den Schurken lebendig oder todt.“ — Champagne ſetzte ihm denn auch nach, aber nicht weiter, als bis um die Ecke; da ſteckte der Kutſcher ſeinen falſchen Schnauzbart in die Taſche, und Champagne begleitete ihn gemächlich nach Hauſe.

Zwölftes Kapitel.

Alles wird gut.

In Nanettens Buſen kämpfte indeſſen Leben und Tod. Sie ſchwankte der Mutter entgegen, in der Abſicht, ſich ihr zu Füßen zu werfen, ihren Fehler zu bekennen, und zu verſuchen, ob es möglich ſey, ſie durch Reue und Thränen zu rühren. Als ſie aber die Mutter traulich am Arme des Ritters erblickte, auf dem Geſichte des letzteren die heiterſte Freude ſah, und in den Zügen der erſteren keinen Zorn wahrnahm: ſo hätte ſie nicht zu ihrem Geſchlechte gehören müſſen, wenn ſie nicht auf der Stelle gewußt hätte ihre Partie zu nehmen. Statt zu den Füßen der Mutter zu ſinken, flog die Komödiantinn in ihre Arme, und lügend ohne eine Unwahrheit zu ſagen, rief ſie: „O meine Mutter, in welcher Angſt, in welcher tödtlichen Angſt bin ich geweſen!“ —

„Das glaub' ich Dir, erwiederte Madame Simon, und drückte ſie an ihre Bruſt: Der Großmuth und Entſchloſſenheit dieſes edlen, unerſchrocknen Mannes, des Herrn Ritters von Biancourt, kannſt Du es danken, daß ſie ſo glücklich geendigt iſt. Ich bin ihm die größeſte aller Verbindlichkeiten ſchuldig: er hat mir Ehre und Leben gerettet. Wollteſt Du wohl für mich bezahlen, mein Kind? Deine Hand mit Deinem Herzen ſind der einzige würdige Preis, den ich meinem Erretter zu bieten weiß. — Und Sie, Chevalier, fuhr ſie fort, indem ſie ſich gegen ihn wandte: ſind Sie mit dieſem Preiſe zufrieden?"

Es iſt keine Frage, ob Biancourt es war. Er umarmte die Knie der Dame, und — vermogts nicht ſeinen Gefühlen Worte zu geben, würde ein Rittergeſchichtler in ſeiner abentheuerlichen Sprache ſagen. — Er war würklich nicht im Stande

ein Wort hervorzubringen, aber dieſe ſtumme Beredtſamkeit der erſtickenden Freude ſagte mehr als Worte.

Madame Simon hob ihn auf, und ſagte ihm die verbindlichſten Sachen. Sie nahm ſeine und Nanettens Hand: „Erkläre Dich, mein liebes Kind! biſt Du es zufrieden, daß ich dieſe beyden Hände vereinige?“

Nanette ſtand bisher wie betäubt, und wußte nicht, ob ſie dem Frieden ſo recht trauen dürfe. Jetzt, da ſie ſah, daß es würklich Ernſt war, ſie mit ihrem Geliebten zu verbinden, deſſen demüthig bittendes Auge dem ihrigen begegnete, faßte ſie alle ihre Kräfte zuſammen, und antwortete mit dem gewöhnlichen Formular der Mädchen, wenn alles nach ihrem Kopfe geht: „Sie wiſſen, meine theuerſte Mutter, daß ich nie einen andern Willen hatte, als den Ihrigen. Ich gehorche Ihnen ohne Widerwillen, und glaube, ſetzte ſie erröthend hinzu, dem Manne, der mir eine

ſolche Mutter wiedergiebt, meine Dankbarkeit nie genug bezeugen zu können.

„Meine Abſicht, ſprach die Mutter, war immer, Dich keinem andern als einem ſehr reichen Manne zu geben: aber die Ueberlegung, daß unter allen Millionärs in der Welt kein einziger ſich ſo großmüthig für mich gewagt haben würde, lehrt mich, was ich in dieſem Augenblicke zu thun habe. Weil Sie es alſo wünſchen, Herr von Biancourt, und Du, Nanette, meine dankbaren Empfindungen zu den Deinigen machſt: ſo bin ich jetzt ſo glücklich, zwey Kinder zu umarmen.“ —

Indem ſie dieſes ſagte, legte ſie Nanettens ſehr folgſame Hand in die Hand des Ritters, ſchloß ſie beyde in ihre Arme, und überhäufte das junge Paar mit Bezeugung ihrer Liebe und Segenswünſchen.

Der Chevalier nahm ſie durch ſeine vortheilhafte Figur, durch ſein äußerſt geſchlif-

ſenes Weſen, durch die tauſendfältigen Reitze, die er über die Unterhaltung zu verbreiten wußte, noch mehr aber durch die Ehrfurcht die er ihr bewies, und durch die feinen Lobſprüche, womit er auf die ungeſuchteſte Art ihrem Verſtande, ihrer Schönheit, ihrem Herzen, und ihrem Geſchmacke Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ſo ſehr für ſich ein, daß nicht viel fehlte, ſo würde ſie ihre Tochter beneidet, und gewünſcht haben, daß er, ſtatt der Hand des Mädchens, ihre eigne verlangt haben mögte.

Sie waren noch keine Stunde bey einander, ſo kam der Kutſcher des Ritters in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt und Livree, und meldete ihm ganz außer Athem, der arme Champagne ſey mit dem ermatteten Pferde geſtürzt, und habe das Bein gebrochen; das Unglück ſchmerze ihn nicht ſo ſehr, als es ihn kränke, daß er den Wagen, den er faſt eingeholt, darüber habe müſſen

entkommen laſſen. „Er wird eben verbun-
den, fuhr er fort, und ſchreyt wie ein Beſeſ-
ſener, 's iſt miſerablig anzuhören! Und weil
ich ſo was nicht ſehen mag, und keinmand
von Ihren Leuten zu Hauſe iſt, als Picard
und Verdůn, die dem Wundarzte handrei-
chen, ſo bin ich hergeloffen, Ihre Befehle zu
holen.“

Hätte Madame Simon den Chevalier
genauer beobachtet, ſo würde ſie aus der
ſchnell in ſeinen Augen aufblitzenden, und
eben ſo ſchnell bemeiſterten Freude ſehr leicht
auf Vermuthungen gekommen ſeyn; aber ſie
heftete zu ſeinem Glücke ihren Blick auf den
Rapporteur.

Eine oder ein paar Millionen mehr zum
Brautſchatze hätten dem Chevalier — oder
ſelbſt einem Manne, der nicht ſo gleichgültig
gegen das Geld geweſen wäre als er, kaum
ſo viel Freude machen können, als dieſer un-
bezahlbare Einfall ſeines treuen und ver-

ſchmitzten Champagne, der ihn auf Einmal aus aller Verlegenheit zog; denn er ſelbſt hatte abermals nicht daran gedacht, dem Bedienten eine Art anzugeben, auf welche er den Wagen könnte entkommen laſſen. Es war nach gerade ſchon verdächtig, daß Champagne nicht zurückkam, und er hatte allen ſeinen Witz angeſtrengt, die Unterhaltung immer in einem ſo lebhaften Gange zu erhalten, daß Madame Simon an dieſen Umſtand nicht Zeit haben mögte zu denken. Nun konnte er Nanetten, die immer noch innerlich zitterte, nicht den Muth hatte die Augen aufzuſchlagen, und noch nicht unterrichtet war, auf welche Art ſich ihr Geliebter aus der ſchlimmen Situazion herausgezogen, alle die Unruhe benehmen, die er auf ihrem Geſichte las, und die die argloſe Mutter ſehr unrecht deutete. Es war überhaupt ein Glück für das Mädchen, daß, was für Empfindungen ſie auch äußerte, jede am rech-

ten Orte ſchien. Ihre Verlegenheit mußte natürlicherweiſe der Mutter, ſo wie alles, was von des Mädchens gewöhnlicher Heiterkeit abwich, theils eine Folge des Schreckens, theils die natürliche Stimmung eines jungen Frauenzimmers ſcheinen, welches auf Einmal, ganz unvermuthet, in den Brautſtand verſetzt wird, einen Mann vor ſich hat, den es nie ſah, nie nennen hörte, und von dem ihr ganzes künftiges Schickſal abhangen ſoll. — Wäre die Freude über das unerwartete Glück ihrer Liebe ſichtbar geworden, nun, ſo war ja abermals nichts natürlicher, als daß eine gute Tochter ſich über die Errettung ihrer Mutter freuet u. ſ. w.

„Das iſt ein häßlicher Zufall! rief der Ritter. Hätte der Schlingel nicht vorſichtig reiten können! Wart, das ſoll ihm theuer zu ſtehen kommen!“

„Halten zu Gnaden, verſetzte der Kutſcher, reit Eins mal vorſichtig Carriere bey

Nacht und Nebel mit'nem loſen Pferde an der Hand, und uf'ner müd und matten Mähre, die den ganzen Gottesgeſchlagnen Nachmittag abgemarackt iſt, bis in die Nacht wie'n armer Hund! Nee, 'r Gnaden Herr Oberſtwachmeiſter nicht kumpabel! Ihr Gnaden hätten ſelbſten wohl Hals und Bein gebrochen! Bedenken S', daß es miſerablig deuſter darbautzen war wie in 'nem Sacke, und daß die Lazernen noch nicht angeſtochen waren, und's regnet wie mit Tonnen vom Himmel, ſo thäts regnen, und Hagel darmank, *) daß Eins nicht aus'n Augen ſehen konnte, nicht kumpabel, ſo daß ich man ſagen will. ..."

„Daß Du hingehen kannſt, und holen meinen Wagen!"

Der Kutſcher gieng.

„Das iſt ein häßlicher Zufall!" wiederholte der Ritter, gieng heftig auf und ab,

*) Dazwiſchen.

und biß quaſi vor Unmuth in die Nägel. — Zu Nanetten: „Dieſer Unfall ſichert den Urheber des Unternehmens vor aller Entdekkung!“ — Zur Mutter: „Es war doch nicht möglich die beyden Schurken zu verfolgen, ohne Sie in der Gewalt des Kutſchers zu laſſen, den ich zum zweyten male mit den abgerittenen Pferden wohl nicht eingeholet hätte, — denn Recht hat der Kerl, die Thiere waren ſchröcklich zuſammen geritten. — Daß der Urheber unentdeckt bleibt, verlaß Dich darauf, Monſieur Champagne, das will ich Dir nicht unvergolten laſſen!“

Die gutmüthige Wittwe legte treuherzig ein Fürwort für den Burſchen ein, und um den Ritter deſto eher zu beſänftigen, verſicherte ſie, daß ſie jetzt, da ſie gerettet ſey, um der glücklichen Folgen willen an keine Rache denke.

„Ich würde, verſetzte der Ritter, dieſe Denkart, die Ihnen ſo viel Ehre macht, von

ganzem Herzen billigen, wenn man erwarten dürfte, daß dieſer vereitelte Verſuch der einzige bliebe. Schon Ihr Spiegel wird Ihnen ſagen, Madame, daß Sie darauf nicht rechnen dürfen. Wenn nun dieſer Mann jetzt ungeſtraft entſchlüpft, wird er nicht zum zweyten mal die Vermeſſenheit noch weiter treiben? Wie hoffen Sie, ſich gegen einen Verzweifelten zu ſichern, der Sie heute aus Ihrem Hauſe holte, und morgen vielleicht die Verwegenheit hat, ſie aus Ihrem Zimmer zu holen? — Nein, Madame! erlauben Sie, daß ich heute noch bey dem Herrn von Sartine *) vorfahre, und nichts unverſucht laſſe, den tollkühnen Menſchen zur Rechenſchaft zu ziehen. Ich muß für die Sicherheit einer mir ſo theuren Perſon ſorgen. Sie ſind jetzt meine Mutter; Ihre Sache iſt die meinige. Ziehen wir den Frevler auch

*) Damals General-Polizeylieutenant in Paris.

nicht ans Licht, ſo wird doch Ihr Haus von Polizeyſpionen beobachtet, jede Unternehmung wird im Keime erſtickt, und Sartine müßte entweder ſelbſt der Mann ſeyn, oder Sie können ſich aller Unruhe entſchlagen.“ —

Nanette — der größte Neuling in der Welt, — hatte noch nie einen Hofmann in der Nähe geſehen, mithin erſtaunte ſie über die Dreuſtigkeit und Zuverſicht, womit der Ritter das alles ſagte. Sie wurde ganz irre, und war ſehr geneigt zu glauben, daß die Entführung ihrer Mutter würklich von einem andern unternommen ſey. Die Mutter fand das, was er ſagte, ſehr vernünftig, denn es ſchmeichelte ja der Eitelkeit, von der ſie, die es recht gut wußte daß ſie immer noch unter die erſten Schönheiten gehöre, wohl ſo wenig frey war, als irgend eine andre Tochter Evens. Sie überließ es ihm alſo, völlig nach ſeiner Einſicht zu verfahren; der Ritter hatte ſie würklich beſorgt

gemacht; und es wäre ja Thorheit geweſen darauf zu rechnen, daß, wenn der Unbekannte ihr mit einem da Capo aufwartete, zu rechter Zeit ein Herr von Biancourt bey der Hand ſeyn würde, um ſie vor Entehrung und Schmach zu bewahren. Sie erblaßte, wenn ſie ſich die beyden Terzerole auf ihrer Bruſt dachte, und die Angſt, die unausſprechliche Angſt, in der ſie geſchwebt hatte! Der Chevalier ſchien ihr ein Gott; ſie überhäufte ihn aufs neue mit Dankſagungen, und umarmte ihre Tochter für die Bereitwilligkeit, das Verdienſt ihres Erretters zu belohnen.

Am folgenden Tage verſicherte er ſie, die Anſtalten ſeyen ſo gut getroffen, daß der Unbekannte ein verlohrner Mann ſey, wenn er den Verſuch erneuere, ſich ihrer Perſon zu bemächtigen. — Herr Hagard elaborirte die Ehepakten; binnen acht Tagen war Nanette Frau von Biancourt; Madame Simon erfuhr nie, wer ſie entführet hatte;

der Ritter liebte ſeine Gemalinn mit immer gleicher Zärtlichkeit; von der jungen Dame aber wird unter der Hand verſichert, ſie habe ſich zu ihrem Privatgebrauche aus dem dreuſten und zuverſichtlichen Benehmen des Ritters gegen ihre Mutter, womit er aller Möglichkeit eines Verdachtes, der auf ihn hätte fallen können, vorbeugte, ſehr brauchbare Regeln abſtrahiret, und ſie in gewiſſen Fällen mit dem beſten Erfolg bey ihm ſelbſt angewandt. Jedermann war zufrieden, nur der Parlamentsadvokat Forteſerre war innerlich mißvergnügt, nicht eben, daß das Verſehen der beyden Emiſſarien dem ganzen Handel eine ſo erwünſchte Wendung gegeben hatte, ſondern daß dieſes glückliche Verſehen überhaupt vorgefallen war. Die anſehnliche Belohnung, die der Ritter ihm gab, wäre ihm dennoch geworden; aber die Sache wäre zum Proceß gediehen, und die Proceßkoſten hätten ihm den Sündenſold verdoppelt. Dieſes

Lucrum cessans fiel ihm ein wenig ſchwer zu verſchmerzen.

Madame Simon, die nun keine Tochter mehr zu hüten hatte, öffnete jetzt ihr Haus allen wackeren Leuten, und ſo viel man weiß, bereuete ſie es nie, daß ſie den Chevalier, der ihr ſtets mit der größten Aufmerkſamkeit begegnete, zum glücklichſten Manne gemacht hatte. Freylich war ſie manchem der hochadlichen Verwandten heimlich ein Stein des Anſtoßes: aber ihr großes Vermögen und ihre perſönlichen Verdienſte, nebſt der Denkart des Ritters, der in dieſem Punkte keinen Spaß verſtand, alles dieſes bewürkte ſo viel, daß ſelbſt die arroganteſte Dame und der naſeweiſeſte Junker es nie wagten, ihre geheimen Gefühle laut werden zu laſſen.

II.

Die Beinkleider
des
Biſchofs von Tarbes.

Nebſt einer Anekdote, den Verfaſſer des Journal de Verdün betreffend.

II.

Die Beinkleider des Biſchofs von Tarbes.

Bey den allermehrſten Menſchen iſt kein Gefühl ſo wenig berichtigt, keins das man mehr zur Unzeit, oder am unrechten Orte, und ſeltner da findet, wo es ſchlechterdings nicht fehlen müßte, als das Gefühl der Scham. Es iſt recht gut, daß es verhältnißmäßig ſehr wenig Menſchen giebt, die nicht

das Publikum reſpektirten; aber es wäre unendlich beſſer, wenn jedermann ſich ſelber reſpektirte.

Wenn man alſo den Menſchen zuſiehet, wie ihnen Kameele ſo glatt hinuntergehen, und winzig kleine Mücken im Halſe ſtecken bleiben: ſo kann man es ſchwerlich beym mitleidigen Achſelzucken bewenden laſſen.

Man ſage einem wohlgekleideten Manne, der ſeinen Weg gutes Muthes daher gegangen kömmt, jeden getroſt anſieht, jeglichen Gruß ganz unbefangen erwiedert: „Mein Herr, Sie haben ein großes Loch im Strumpfe!“ — einem andern: „Sie haben Ihren Haarbeutel verlohren!“ — einem drittten: „Sie ſind einem Wagenrade zu nahe gekommen; Ihr ſchöner weißer Frack iſt voll Theer!“ — einem vierten, fünften u. ſ. w. etwas ähnliches: ſo laſſen ſich funfzig gegen eins wetten, der nehmliche Mann, der kaum noch ſo zuverſichtlich gieng, wird wie ein

begoßner Hund ſich aus dem Staube machen, wenn er nicht gar in die erſte beſte Thür ſchlüpft, und das Erfoderliche von Hauſe holen läßt, um der Schmach zu entkommen, ohne Haarbeutel, mit einem Loche im Strumpfe, oder mit einem andern Zufalle, der dem Könige ſo gut wie dem Gewürzkrämer, dem beſten Menſchen wie dem verächtlichſten Buben alle Tage begegnen kann, auf der Straße geſehen zu werden. Sollte man nicht glauben, dieſe Herren, die in einer unbedeutenden Kleinigkeit die äußere Decenz betreffend, ſo delikat ſind, müßten noch weit delikater ſeyn in Dingen, wo es auf jene wahre Ehre ankömmt, die im eignen Buſen wohnet? — Nun, der Eine erröthete noch nie, wenn er für Geld und gute Worte das ungerechteſte Urtheil ſprach; der Andere wirthſchaftet freudig auf einen ehrloſen Bankerout los; dem Dritten kömmt es gar nicht darauf an eine Waiſe zu plündern, oder, während er zwan-

zig Louisd'or auf Eine Karte verſpielt, einen ehrlichen unvermögenden Schuldner wegen zehn Thaler zu drücken; der Vierte, der nicht einmal zum Kopiiſten ſeines Sekretärs tüchtig ſeyn würde, ſchämt ſich nicht ein Amt zu bekleiden dem der Sekretär kaum gewachſen iſt; der Fünfte trägt kein Bedenken einem guten Namen den Hals umzudrehen, um einen Einfall, den er für witzig hält, an den Mann zu bringen, u. ſ. w. und höchſtwahrſcheinlich macht keiner von allen dieſen Herren ſich mehr daraus mit zehn Löchern im Unterſtrumpfe, die niemand ſieht, oder mit einem zerrißnen Hemde, welches der elegante Frack bedeckt, durch die Gaſſen zu prunken, als mit einem heimlichen Brandmark im Gewiſſen. — Ich trat einmal unvermuthet in das Zimmer eines vornehmen Geiſtlichen in dem Augenblicke da ihm ſein Bedienter die theuere Gros de Tourne Summarie anzog. Gütiger Himmel, wie ſchämten ſich Seine Hochwür-

den! mehr fürwahr noch, als jemals ein begoßner Hund! — Und weswegen? Weil ich ſeine alten, gewiß mit zwanzig Flicken zuſammengeplätzten Beinkleider ſah, die ſein ſchmutziger Geitz ſich doch nicht ſchämte zu tragen. — So ſind die Menſchen.

Gegen das Ende des Jahres 1753 ernannte Ludwig der funfzehnte einen neuen Biſchof zu dem erledigten Stuhle zu Tarbes in Bigorre. Die Geſchichte, die nicht einmal den Familiennamen des neuen Monsieur de Tarbes aufbewahrte, ſondern bloß die Hoſen deſſelben der Vergeſſenheit entriß, ſagt kein Wort von dem Werthe und den perſönlichen Verdienſten des Mannes. Wer aber die Art kennet, wie gedachter Monarch das ſchönſte Königreich in der Welt regierte, und nur halbwege weiß, wie, und mit weſſen und welchen Kreaturen beſonders die erſten geiſtlichen Stellen beſetzt wurden, dem ſteht es immer frey zu muthmaßen, daß der

Mann zum Biſchof taugte, wie der Prinz von Soubiſe zum Feldherrn. Zur Zeit der Monarchie waren freylich der Grandeurs (Votre Grandeur war der ſehr beſcheidne Titel dieſer frommen Knechte Gottes,) in Frankreich 123, ſage Einhundert und drey und zwanzig Stück, wenn ich nicht irre, wozu noch über anderthalb Doſin Erzbiſchöfe kamen; das macht mehr als das vierte Theil aller in dem ganzen katholiſchen Europa vorhandenen Biſchöfe und Erzbiſchöfe und ſeitdem Grandeurs in Frankreich exiſtirten, eine ungeheuere Reihe aus; dennoch ſind die unter ihnen, die dem Hirtenſtabe würklich Ehre machten, mithin vor ſich ſelber nicht erröthen durften, Grandeurs zu ſeyn, eben ſo geſchwind aufgezählt, als in jedem andern chriſtkatholiſchen Reiche, und von unſerm Manne iſt nichts bekannt, weswegen man ihn mitzählen müßte. Gieng alſo das große Kameel der Biſchofswürde ihm ſo glatt hinunter, ſo

hätte eine ſo mückenhafte Kleinigkeit wie dieſe, die ich jetzt erzählen will, und die wohl dem großen Verfaſſer des Telemach hätte begegnen können, ihn billig nicht anfechten ſollen.

Wer jemals einen Erdenſohn zum Biſchof weihen ſah, der wird wiſſen, daß es in der katholiſchen Kirche keine feyerlichere, mit mehr Pomp verbundene, und umſtändlichere, ich möchte ſagen: langweiligere Cärimonie giebt. Sie nimmt einen völligen langen, halben Tag weg, und man krönet geſchwinder einen Kaiſer, als man einen Biſchof weihet, ſo daß wahrlich viel Geduld oder viel Neugier dazu gehört, das heilige Schauſpiel von Anfang bis zu Ende anzuſehen. Wie in der Päbſtiſchen Kirche alles bedeutend iſt, ſo hat man wahrſcheinlich dadurch zu verſtehen geben wollen, welch ein gewaltig ſchwieriges Ding es ſey, einen guten Biſchof zu machen! — Die Verſammlung beſteht aus

Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Weihbiſchöfen, Prieſtern, Seminariſten, Verwandten, Freunden und Bekannten des neuen Prälaten, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein ungeheuerer Zuſammenfluß von Neugierigen beyderley Geſchlechts die Kirche füllet. Den neuen Prälaten kann in der Welt nichts läſtiger und ermüdender ſeyn, als dieſe beſchwerliche Cärimonie; dafür haben ſie aber auch — oder nehmen ſich gemeiniglich ihr ganzes übriges Leben hindurch Zeit, von dieſer erſten Beſchwerde ſich zu erholen, und ſich, wie man es nennt, einen guten Tag zu pflegen. Es ſind nichts als Kniebeugungen, Proceſſionen, Märſche von Einem Ende der Kirche zum Andern, und alles das wird nicht etwa von Inſtrumentalmuſik, oder wenigſtens von der Orgel begleitet, ſondern es geſchieht mit der feyerlichſten Gravität, wird aber, wie ein Concert, durch das Taktſchlagen des Kapellmeiſters, durch Fauſtſchläge dirigirt; es iſt

akkurat, als wenn ein Regiment nach dem Trommelſchlag exercirt; denn jeglicher Schritt, jeglicher Marſch, jegliches auf die Knie Fallen und wieder Aufſtehen, jede presbyteriſche Evolution des heiligen Corps richtet ſich nach den Fauſtſchlägen des Cärimonienmeiſters auf ſein Ritual. Die Prieſter, Diakonen, Subdiakonen u. ſ. w. die im Dienſte ſind, wiſſen was ein, zwey, drey Fauſtſchläge bedeuten, und ſtellen ſich nach dem Signal in Reihe und Glied, formiren ſich in eine Gaſſe, in ein Bataillon quarré, in eine Kolonne, in einen Kreis, oder machen andre Evolutionen, nach Erfoderniß des Rituals.

Mitten unter allen dieſen Cärimonien traf die im Werk ſeyende Grandeur einer von jenen Zufällen, die freylich, wenn ſie zur Unzeit kommen, verdrießlich genug ſind, vor denen aber kein Sterblicher ſicher iſt. War es die neue Würde, die auf Monſeigneur eine ſo ausdehnende Kraft äußerte, oder ſonſt

eine Urſache, genug, die Schnalle hinten am Gurte der Beinkleider konnte der Gewalt nicht widerſtehen: ſie brach. — Andre ſagen, der einzige Knopf, der ſie vorn zuſammenge⸗halten, ſey abgeſprungen. Nostrum non est, tantas componere lites. Genug, das Faktum iſt richtig, daß die Beinkleider ſich öffneten; ob dieſes durch Schuld der Schnalle, oder des Knopfes, oder was beynahe eben ſo mög⸗lich wäre, des ausgerißnen Knopfloches ge⸗ſchehen ſey, das mögen Gelehrte ausmitteln, die zu ſo erheblichen Unterſuchungen Zeit haben.

Die Verlegenheit des neuen Biſchofs läßt ſich denken, aber nicht beſchreiben. Sein ganzer Troſt war, daß die lange Summarie (Soutane) ſeinen Unfall vor den Augen der Verſammlung verbarg, und die Hoffnung bey dem langſamen feyerlichen Marſche der Proceſſion die Sakriſtey zu erreichen, dort einen Augenblick hineinzuſchlüpfen, und dem

Unweſen abhelfliche Maaße zu ſchaffen. Aber auch dieſer Troſt hielt nicht lange vor! Freylich gieng er wie ein geſpannter Hahn, um die Beinkleider über den Hüften zu erhalten; aber die ſchwere goldne Uhr, die noch ſchwerere Geldbörſe und was er ſonſt in den Taſchen haben mogte, kam der Schwerkraft der Hoſen zu Hülfe, und ehe er ſichs verſah, ſanken ſie herunter bis auf die Ferſen.

Nun war Holland erſt recht in Noth! Der arme Prälat ward heiß und kalt, und der Angſtſchweiß ſtand ihm in großen Tropfen vor der Stirn. Seine Füße ſtacken in den leidigen Hoſen wie in Fußſchellen, und nolens volens mußte Monſeigneur Halt machen. Alles was zur Proceſſion gehörte, folgte dem Beyſpiele der Hauptperſon; jedermann begriff, daß etwas Außerordentliches vorgefallen ſeyn müſſe, aber was es ſey, errieth niemand. Aller Augen waren indeſſen

auf den Prälaten gerichtet, um es ihm ab-
zuſehen, was man zu thun habe; dieſer aber

S t a n d w i e e i n G r e n z p f a h l d a,

u n d ſ c h w i t z t e w i e e i n B r a t e n;

und der auf ſeine Grandeur koncentrirte Blick der ganzen Verſammlung trieb ſeine Verlegenheit bis aufs äußerſte. Er wußte nicht, welchen Heiligen er anrufen ſollte, und keiner, ſo alltäglich ſonſt die Wunder in der katholiſchen Kirche ſind, und ſo eine Kleinigkeit es für einen Heiligen ſeyn muß, ein Paar heruntergefallene Hoſen hinaufzuziehen, wollte dem bedrängten Hirten zu Liebe von freyen Stücken ein Wunder thun. Es ſah erbärmlich aus!

In dieſer großen und dringenden Noth blieb dem Biſchofe, der den Kopf zugleich mit den Hoſen verloren zu haben ſchien, nichts weiter übrig, als zu irgend einem natürlichen Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen. — Das allernatürlichſte hatte er gleich Anfangs

verſäumt; denn man ſage, was man will, hätte der Mann ſtracks im erſten Moment des Unglücks ſo viel Gegenwart des Geiſtes gehabt als ich einmal bey einer jungen Dame fand, — und gewiß, das Mittel iſt ſo ſimpel, daß man ſich wundern muß, wie es einem Manne, der ſich Verſtand genug zutrauete, den Biſchofſtab, zu führen, nicht eingefallen ſey? — ſo würde er dem Schickſale glücklich ausgewichen ſeyn, an dem feyerlichen Tage, da er zur Grandeur geſtempelt wurde, die Hoſen, gleich dem zerlumpteſten Bettler, zu verlieren.

„Nu? und was that denn die junge Dame?“

Das allernatürlichſte, was ſich in ſolchen Umſtänden thun läßt. Ich will Dir das Ding in der Ordnung erzählen. Es mögen wohl dreyßig Jahre ſeyn, daß ich — es war in Hildesheim auf der Straße, — ein ſchön gewachſenes und ſehr elegant gekleidetes Frauen-

zimmer dicht vor mir hintrippeln ſah, dem unter dem ſchönen ſeidnen Kleide etwas Rothes hervorhieng, das immer länger wurde, und, ſo ein Erzignorant ich auch im Damenputze bin, doch meines Bedünkens da nicht hangen mußte. Damals kleideten die Damen ſich ſehr kurz, und es ſieng an Mode zu werden, das Oberkleid, womit ſie heuer die Gaſſen fegen, mit Schnüren in die Höhe gezogen zu tragen. — Ein paar verdoppelte Schritte, ſo war ich dicht hinter ihr, und ſah deutlich, daß die Schöne in Gefahr war, ihren Unterrock zu verlieren. Du mußt ſie warnen, dachte ich. — „Meine Gnädige, wollen Sie wohl einem gutmüthigen Fremden die Bemerkung verzeihen, daß Sie keine zwey Schritte mehr thun können, ohne einen Jüpon von rothem Schwanenboy zu verlieren?“ — „Jeſu! Maria!“ rief die Dame, ſah herab zu ihren Füßen, und bemerkte nichts, weil vermuthlich das hintere Band geriſſen, und

das vordere vielleicht unter den Querder eines der oberen Röcke geklemmt ſeyn, und das Röckchen vorn in der Höhe erhalten mogte. Schon mogte ſie glauben, ich hätte ſie zum beſten, aber ein Blick nach hinten zeigte ihr das Korpus delikti, welches ſchon auf die Erde ſchleppte. — Sie ſtammelte mit glühend rothem Geſichte etwas, das einer Dankſagung glich, und verſicherte, ſie würde des Todes geweſen ſeyn; — aber ehe ſie noch den Mund öffnete, hatte ſie die Beſonnenheit das Einzige zu thun, was in dieſer Noth frommen konnte: ſie ſteckte die Hand durch den Schlitz der obern Röcke, zog den Deſerteur ſo gut es angehen wollte in die Höhe, und hielt ihn veſt. Ich verſicherte ſie lächelnd, daß es mir eine große Freude ſey, den Tod von einer ſo ſchönen Dame abgewandt zu haben, und ſah ſie in das nächſte beſte Haus ſchlüpfen, wo ein paar Nadelſtiche das Uebel vermuthlich wieder gut machten.

In der That, wofern Monſieur de Tarbes ebenfalls zu rechter Zeit ſeiner Hände eine durch das Taſchenloch ſeiner Summarie geſteckt, und mit derſelben ſeine Beinkleider mir nichts dir nichts getragen hätte: ſo müßte es doch mit unrechten Dingen zugegangen ſeyn, wenn er vermittelſt dieſer höchſt einfachen Operation, die vermuthlich für keinen der Anweſenden etwas Auffallendes gehabt haben würde, (ſo mancher, der mit ſeinen Händen nichts beſſeres anzufangen weiß, hat ja die üble Gewohnheit ſie in die Taſchen zu ſtecken; — wohl ihm und andern, wenn er ſie immer nur in ſeine eignen Taſchen ſteckt!) — ſo müßte es, ſag' ich, nicht mit rechten Dingen zugegangen ſeyn, wenn er nicht salva fama die Sakriſtey erreicht hätte. Er konnte doch unmöglich verlegner ſeyn, als meine junge ſchwarzäugige Dame es war. — Jetzt freylich, da die verzweifelten Hoſen Einmal auf die Ferſen herun-

tergefallen waren, und ihm nicht erlaubten, einen Fuß aus der Stelle zu ſetzen, fand dieſes ſimple Mittel nicht mehr ſtatt, und er hatte in ſeiner Noth keine andre Wahl, als: entweder zu ſeinem Spektakel aus den Beinkleidern herauszuſteigen, oder ſich nach fremder Hülfe umzuſehen.

Er wählte das Letztere, und winkte dem Cärimonienmeiſter Favret, der, gleich der ganzen gedrängten Verſammlung, Mund und Naſe aufſperrte, und nicht begriff, was er aus dem plötzlichen Stillſtande zur Unzeit, und der ſichtlichen Beſtürzung des neuen Biſchofs machen ſollte? Der Abbé Favret begab ſich ungeſäumt zu ihm, und Monſeigneur beichtete ihm ſein Unglück ins Ohr, und beſchwur ihn bey allem, wobey eine Grandeur einen Cärimonienmeiſter beſchwören kann, er möchte doch ſuchen, ihn aus der abentheuerlichen Verlegenheit zu helfen.

Nun ſtand freylich im Ritual kein Tit-

telchen davon, wie man ſich zu benehmen habe, wenn der Kandidat des Biſchofthums die Hoſen verliert: aber gerade bey großen und unerhörten Gelegenheiten zeigt ſich die Superiorität des wahren Genies in ihrer vollen Größe. Der Cärimonienmeiſter Favret (Dank ſey es der Muſe der Geſchichte, daß ſie der Unſterblichkeit ſeinen Namen entriß!) zeig.e bey dieſer hier den ganzen Umfang des ſeinigen. Er wagte ſich nicht nur an die große Unternehmung, vor etlichen tauſend profanen Augen ein Paar biſchöfliche Beinkleider um ein Paar biſchöfliche Lenden zu bringen, ſondern er führte ſie auch aus. — Von einem Manne, der darinn, daß er die Ohrenbeichte Seiner Grandeur ohne Lachen anzuhören vermogte, ſchon eine ſo große Schwierigkeit beſiegt hatte, läßt ſich allerdings erwarten, daß er eine Erlöſung, von welcher nichts im Ritual zu finden war, dem ungeachtet aus dem Rituale herauspauken würde.

Er verfügte ſich demnach mit aller Gravität ſeines Amtes wieder auf ſeinen Poſten, und that, um Monſeigneur aus der Patſche zu helfen, Einen ſtarken Schlag auf ſein Buch. Auf dieſes Signal formirten ſich die Prieſter, Diakonen und übrige geiſtliche Miliz ſofort in eine lange Reihe.

Er paukt zum zweyten mal, und nun zieht ſich dieſe Reihe in einen Kreis um den wie eingewurzelt ſtehenden Biſchof her, ungefähr wie die Unterofficiere, wenn die Parole gegeben wird.

Ein drittes Signal, und der Kreis drängt ſich enger zuſammen.

Nun begiebt ſich der Abbé Favret zu Monſeigneur in den Kreis, hebt ihm die Pontifikalia bis über die Hüften auf, bückt ſich ehrfurchtsvoll zu den hochwürdigſten Hoſen hinab, bringt ſie, nicht ohne Schwierigkeit, (denn die Kammerdienerfunktionen waren dem Abbé wohl nicht ſo geläu-

ſig, als das Cärimonienmeiſteramt,) an den gehörigen Theil des Leibes, beveſtigt ſie ſo gut es ſich thun läßt, verfügt ſich auf ſeinen Platz, pauckt auf ſein Buch, und der Kreis löſet ſich wieder in ſeine Reihe auf.

Tantae molis erat, lumbis circumdare braccas!!

Nachdem nun das kitzliche Geſchäft auf dieſe Art vollbracht war, gaben einige Schläge der beſchornen Miliz das Zeichen ſich in zwey Reihen zu formiren, die Proceſſion gieng wieder ihren Gang, und der Biſchof wurde fertig. Es hat wohl, ſeitdem es Biſchöfe giebt, niemals einer am Tage ſeiner Weihe ſo viel ausgeſtanden, als dieſer Biſchof von Tarbes bey einer ſo langen und demüthigenden Operation ausſtehen mußte. Den Augen der Prieſterſchaft um ihn her bloßgeſtellet zu ſeyn, ſehen wie dieſe ſich nur mit äußerſter Anſtrengung des lauten Gelächters enthielt, das war, ſo kränkend es ſeyn

mogte, noch immer das kleinſte und erträgliſchſte Theil ſeiner Beſchämung. Schlimmer war es, vor dem Blicke einer unzählbaren Menge von Zuſchauern, unter denen, wie ſichs von ſelbſt verſteht, das ſchöne Geſchlecht, (dem noch nie jemand Schuld gab, daß es irgend eine Gelegenheit zu ſehen und geſehen zu werden, leichtlich unbenutzt ließe) um vieles die größere Zahl ausmachte, ſo sans culotte dazuſtehen, und ſich, wie einem kleinen Knaben, die Höschen aufbinden zu laſſen. Indem ich über den Vorfall lache, kann ich nicht umhin Mitleid mit dem Manne zu haben, den er traf.

* * *

Kam dieſer Ehrenmann dadurch in große Verlegenheit, daß er in einem unglücklichen Augenblicke ſeine Beinkleider verlohr: ſo kam ungefähr vier Wochen ſpäter ein andrer franzöſiſcher Geiſtlicher, deſſen Namen die Ge-

ſchichte nicht verſchweigt, in eine ungleich weſentlichere Verlegenheit, weil er in einem noch unglücklicheren Moment die ſeinigen anzog.

Mehrere unſerer Leſer erinnern ſich ohne Zweifel noch des Journal de Verdun, welches in der Mitte dieſes Jahrhunderts bey Ganeau zu Paris in monatlichen Heften herauskam. Der Verfaſſer dieſes Journals und Held der kleinen Geſchichte, die ſich vielleicht nirgends beſſer als hier, wo ſie ein paſſendes Gegenſtück zu der vorhergehenden macht, erzählen läßt, war ein gewiſſer Abbé le Mascrier, ein Mann, der durch die mit Recht geſchätzte Description de l'Egypte, die er 1740 aus den Papieren des Herrn von Maillet, der ſechzehn Jahre hindurch als franzöſiſcher Generalkonſul in Egypten geſtanden hatte, in zwey Oktavbänden herausgab, in der Leſewelt noch nicht vergeſſen iſt.

Dieſer Mascrier war einer der aller-

ausſchweifendſten und liederlichſten Menſchen unter allen den vielen, die jemals der franzöſiſchen Kleriſey Schande gemacht haben; vielleicht hätte er ſich ſogar mit dem ſchändlichen Kardinal Dübois meſſen können. Die leidigen drey W, Weiber, Wein und Würfel, beherrſchten ihn völlig, und verſchlangen nicht nur was er an eignem Vermögen beſitzen mogte, ſondern auch die Einkünfte von ſeinen Pfründen und den anſehnlichen Ertrag ſeiner gelehrten Arbeiten; alles das reichte nicht hin, dieſe drey ungebändigten Leidenſchaften zu befriedigen. Hatte er heute alle Taſchen voll Geld, ſo war es eine Sache von acht, höchſtens vierzehn Tagen, und alles war durchgebracht, verſpielt, verſchwelgt, und mit dem niedrigſten Auswurf des weiblichen Geſchlechts verwirthſchaftet; dann nagte er am Hungertuche, und half ſich durch wie er konnte.

Es iſt ſehr begreiflich, daß eine ſolche

Lebensweiſe nicht nur mancherley Einfluß auf ſeine gelehrten Geſchäfte äußern, ſondern oft Stockung in denſelben bewürken mußte. Herr Ganeau, ſein Verleger, beklagte ſich oft gegen ihn, und machte ihm die ernſtlichſten Vorſtellungen: dann gelobte der Abbé alles was Ganeau wollte, hielt es bis er wieder Geld hatte, und lebte dann wieder in ſeiner aſotiſchen und ſotadiſchen Manier fort.

Eines Tages, als der Abbé Mascrier abermals alles bis auf den letzten Heller verpraſſet hatte, und nun wegen der unentbehrlichſten Bedürfniſſe in der äußerſten Noth war, kam Herr Ganeau auf den Einfall, einen Verſuch zu machen, ob dieſer unheilbare Sünder nicht einigermaßen im Zügel zu halten ſey? In dieſer Abſicht trug er ihm ein Zimmer in ſeinem Hauſe und ſeinen Tiſch an, verſprach für alle ſeine Bedürfniſſe zu ſorgen, unter der Bedingung, daß er fleißiger und ordentlicher arbeiten mögte. Der Abbé be-

ſann ſich keinen Augenblick; er verſprach alles, was der Buchhändler wollte, und nahm von ſeiner neuen Wohnung Beſitz.

Ein paar Tage gieng das herrlich; aber bald ward der Abbé des Dinges müde, ſuchte die alten Briefe wieder hervor, und trieb ſich in der Stadt herum; mogte Journale ſchreiben wer wollte. Hier war es, wo ihn Ganeau erwartete. Als der Abbé an einem Morgen aufſtand, und in die Beinkleider ſteigen wollte, fand er dieſe nicht, und doch war er ſich bewußt, ſie geſtern Abend mit nach Hauſe gebracht zu haben. Er klingelt; man kömmt.

„Wo ſind meine Beinkleider?“

„Wie kann ich wiſſen, wo Sie ſie hingelegt haben?“ erwiederte die alte Aufwärterinn.

„Sacre double! wo habe ich ſie hingelegt, als auf den Stuhl vor dem Bette?“

„Eh mon Dieu! ſo nehmen Sie ſie da

wieder weg. Was weiß ein honettes Mädchen von Beinkleidern? Ich war nicht auf ihrem Zimmer ſeit ich geſtern früh das Bett machte.“

Der Abbē tobte, und Caton verantwortete ſich. Das gab ein Gekreiſche. Herr Ganeau kam dazu: „Was giebts, mein Freund? Sie ſind ja entſetzlich aufgebracht! Caton, ich will nicht hoffen, daß Ihr Euch gegen den Herrn Abbē vergeſſen habt?“

Beyde ſchrien nun zugleich, die alte Magd, „daß der Abbē von ihr ſeine Hoſen fodre, von ihr, die um alles in der Welt ihrer Ehre nicht ſo vergeſſen würde, ein ſolches Ding nur bey Tage anzurühren, geſchweige des Nachts! — und der Abbē, „daß ſeine Beinkleider hier vor ſeinem Bette weg ſeyen, und daß der Teufel oder Caton ſie geholt haben müſſe.“

„Weiter nichts als das? ſprach Herr Ganeau: Ich dachte Wunder was Ihnen

wäre! — Ihre Hoſen, Herr Abbē, Ihr Rock, Ihre Weſte, Ihr Huth und Ihre Perücke hängen unten wohl verwahrt in einem Schranke, aus dem weder der Teufel, noch die keuſche Caton, noch Sie ſelbſt ſie holen ſollen. Um zu arbeiten reichen ein Paar Pantoffeln, ein Paar Strümpfe, ein Schlafrock, und eine Nachtmütze, die Sie von einem Ohre aufs andre ſchieben können, wenn Ihnen der Kopf nicht recht ſteht, mehr als aus. Das Uebrige dient nur Sie in Verſuchung zu führen. Sie wiſſen unſere Abrede und meine Bedingungen. Als Ihr Freund habe ich es Ihnen leichter gemacht, dieſe zu erfüllen. Wenn Ihnen die Ordnung nur erſt ein wenig zur Natur geworden ſeyn wird, ſollen Sie mir es Dank wiſſen, daß ich Ihnen die Mittel, Ihren üblen Gewohnheiten zu folgen, benommen habe. Man wird Ihren Arbeiten die Hohlköpfigkeit nicht anſehen, die auf die wüſten Schwärmereyen nothwendig folgen

muß; Sie werden à tête reposée arbeiten, und wir beyde werden uns wohl, und unſer Publikum noch beſſer dabey befinden.“

Monſieur l'Abbē peſtirte und machte den diable à quattre; Herr Ganeau lachte; und wer endlich aus der Noth eine Tugend machen mußte, das war der Abbē.

Dieſes neue Regime gefiel ihm aber ganz und gar nicht; er war nicht in ſeinem Elemente, wenn er ſich nicht im Schlamme der ärgſten Ausſchweifungen herumwälzen konnte. Herr Ganeau verſagte ihm indeſſen nichts Anſtändiges was er wünſchte, und trieb ſogar die Gefälligkeit ſo weit, zuweilen mit ihm zu ſpielen, auch wohl einmal ein wenig zu zechen: das war dem Abbē aber nicht hinreichend; ihm fehlte das dritte W, — vielleicht das gefährlichſte, das verderblichſte unter allen dreyen, wenn man ſich von demſelben hinreißen läßt, — ohne welches aber Mascrier, wie man ſagt, nicht fer

tig werden konnte. Enthaltſamkeit ſoll ſchlech-terdings nicht unter ſeine Tugenden gehört haben, deren man ihm überhaupt ſehr wenige nachrühmt; mithin war ihm die gezwungene Abſtinenz, in welcher ſein Wirth ihn hielt, eine unerträgliche Laſt. Er legte ſich dem-nach aufs bitten; Ganeau war taub. — „Geben Sie mir, ſprach er endlich, entweder meine Kleider wieder, damit ich ausgehen und mir Rath ſchaffen kann, oder ſeyn Sie ſo gütig und ſchaffen Sie ſelber ihn. Dieſen letzten Artikel, ſetzte er hinzu, können Sie mir in keine Wege abſchlagen, denn Sie ha-ben ſich ja freywillig verpflichtet, für alle meine Bedürfniſſe zu ſorgen; und ich ſage Ihnen rund heraus, ein Mädchen iſt für mich ein eben ſo nothwendiges Bedürf-niß, als das Brodt, das ich eſſe, und die Luft, die ich athme.“

Herr Ganeau beantwortete den Antrag durch ein ſchallendes Gelächter, und ließ es

damit gut ſeyn. Indeſſen dauerte es nicht lange, ſo nahm er deutlich wahr, daß die Geſundheit ſeines Autors zu leiden begann. Aus allem, was er für ihn that, kann man abnehmen, daß ihm daran gelegen war, ihn nicht zu verlieren; die Beſorgniß machte ihn alſo etwas nachgebender; er holte ſeine Kleider, und gab ihm Urlaub, aber nur auf vier und zwanzig Stunden. — „Geben Sie mir Ihr Wort und Ihre Hand darauf, Abbé, daß Sie ſpätſtens in vier und zwanzig Stunden wieder hier ſind?“

Herr Mascrier, der wer weiß was verſprochen hätte, um aus ſeinem Arreſte erlöſet zu werden, beſann ſich keinen Augenblick, ſein Wort zu geben.

„Gut, ſprach der Buchhändler: ſo ſind hier Ihre Hoſen und das übrige; und ich verſpreche Ihnen dagegen, daß, ſo lange Sie pünktlich nach Hauſe kommen, Sie alle Woche einen Tag zum Ausgehen haben ſollen.“

Der Abbē war vielleicht nie ſo geſchwind mit ſeiner Toilette fertig geworden, als dieſesmal. Er eilte zum Hauſe hinaus, wohin? das erräth ſich.

Die vier und zwanzig Stunden verließen; es vergieng noch ein Tag, und noch einer: aber kein Mascrier ließ ſich ſehen, oder etwas von ſich hören. — Der Buchhändler wurde unruhig, mehr aus Sorge für das Journal, welches durch dieſen Vorfall ins Stocken gerathen konnte, als um des Abbē's willen. Er erkundigte ſich bey ſeinen Bekannten: kein Menſch wußte etwas von ihm. Er forſcht ihm endlich mit allem Ernſte nach, und erfährt nach fünf bis ſechstägiger fruchtloſen Bemühung, daß man ſeinen Journaliſten in dem Augenblicke, da er einen Schlupfwinkel der niedrigſten Wolluſt verlaſſen wollen, beym Kopfe genommen und nach Bicetre gebracht habe. Die Urſache dieſer Züchtigung erräth ſich abermals: der

exemplariſche Geiſtliche hatte in dem ſchändlichen Hauſe einige Tage tüchtig geſchlemmet, und ſich ſo tief hineingewirthſchaftet, daß ſein Kaſſenbeſtand nicht hinreichte. Statt auf anſtändigere Mittel zu denken, ſich aus der Sache zu ziehen, fieng er, betrunken wie er war, Lerm an. Zum Unglücke war dies eins von denen Häuſern, die das Handwerk mit frecher Stirn trieben, weil ſie ſich mit den Polizeykommiſſarien abzufinden wußten. Sobald alſo Herr le Mascrier hier ſeine Zeche en Mousquetaire bezahlen wollte, verſtand die Oberprieſterinn das Ding unrecht, und ſandte zum Kommiſſar, der denn ebenfalls nicht viel Federleſens machte, ſondern kurz und gut verbaliſirte, und dem Herrn Abbē eine Wohnung in Bicetre, dem Hotel der Taugenichte, anwies, wo er nun Zeit genug fand Kalender zu machen, und es zu bereuen, daß er ſeine Beinkleider nicht ruhig im Schranke ſeines Verlegers gelaſſen hatte.

Ob und wie der Buchhändler Ganeau ihn aus dieſer Hölle, in welcher er allerdings an ſeinem rechten Orte war, erlöſet habe? — Ob dieſer ſich ſeiner fernerhin annahm? ihn wieder in den wohlthätigen Sansculotism verſetzte? — oder ob er ihn als einen keiner Beſſerung fähigen Menſchen ſeiner eignen Nichtswürdigkeit überließ? — das alles ſind Fragen, über die ſich keine Auskunft geben läßt. So viel iſt gewiß, daß das Journal de Verdun, welches unſtreitig bey dem Mäcen Ganeau der Mäcen des liederlichen Pfaffen war, durch dieſen Vorfall nicht ins Stecken gerieth. Daraus läßt ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß Ganeau ſich für ihn verwandt haben müſſe. Frankreich war damals die Höle des abſcheulichſten Deſpotismus, folglich war es beynahe eben ſo leicht, den ſchändlichſten Buben aus dem Kerker zu erlöſen, als den rechtſchaffenſten Mann hineinzubringen. Wer einen ern-

ſten Blick auf Frankreich in ſeiner damaligen Verfaſſung wirft, der wundert ſich nicht, daß die Nation den Despotismus der Regierung, die Inſolenz des ſittenloſeſten Adels, und die beynahe noch größere Inſolenz eines eben ſo ſittenloſen Haufens, der die ſchamloſe Stirn hatte, ſich Prieſter Gottes zu nennen, endlich wie Staub zermalmte: er erſtaunt vielmehr, daß ſie ein ſolches Joch ſo lange trug, und zuckt die Achſeln über den Blödſinn, der es für möglich hält, daß ſieben und zwanzig Millionen Menſchen, die ihre Energie dem verwüſteten Deutſchland und dem mit dem Schwerdte eroberten Italien ſo nachdrücklich dokumentirten, ſich jemals wieder in dies dreyfache Joch werden zwingen laſſen, welches ſie mit ſo unermeßlichen Aufopferungen zerbrachen.

III.

Albertine von Walding.

III.

Albertine von Walding.

Da Referent nicht abgeneigt iſt, aus der Geſchichte Albertinens, die er ſehr vollſtändig in ſeinem Pulte hat, die ſich aber, wenigſtens in unſeren Tagen, nicht vollſtändig bekannt machen läßt, künftig noch einen und andern einzelnen Zug auszuheben: ſo glaubt er nicht übel zu thun, wenn er ſeine Leſer vorher mit den Eltern Albertinens bekannt macht. In der Folge dürfte ihnen dieſe Bekanntſchaft zu ſtatten kommen;

wenn man jemands Eltern und Erziehungsgeſchichte hinlänglich kennt, ſo iſt er uns wunderſelten ein Räthſel, denn jegliches Ding, ſagt ein arabiſches Mährchen, hat etwas von ſeinem Urſprunge an ſich.

Albertine war das einzige Kind eines Gelehrten in Berlin, der keine andere Domainen hatte, als ſeine Feder.

Eine Feder, ſo gut ſie ſeyn mag, ausgenommen wenn ſie wie die, womit der Koran geſchrieben wurde, aus dem Flügel des Engels Gabriel iſt, nähret ihren Mann bey weitem nicht ſo gut, noch weniger ſo gemächlich, als ein fettes Kanonikat. Das Beſte noch, wozu ſie ihn führt, iſt irgend ein grünes Plätzchen am Parnaß, wo er nach Herzensluſt unter ſeinen Lorberbäumen erhungern und erfrieren kann; denn die Lorberreiſer haben das Schlimme an ſich, daß ſie ſo wenig wider Hunger und Durſt, als zur Kleidung dienen. Man ſagt zwar, ſie ſollen

vor dem Donnerwetter ſchützen, aber das iſt nicht wahr; ſie ſchützen vor nichts, und ziehen die Wanzen an, wie ſolches aus unzähligen Blättern inländiſcher und ausländiſcher kritiſchen Journale, aus Almanachen und Noëls, und vielen andern Büchelu in Proſa und in Verſen, gereimt und ungereimt, hervorgeht; ſo daß Du immer zweifeln magſt, ob Dein Lorber auch echter Art ſey, ſo lange er die dunkelniſtenden Wanzen noch nicht gereizt hat; ſo wie Du hingegen die Beſcheidenheit übertreiben würdeſt, wenn Du nicht anfiengeſt Dich für Etwas zu halten, ſobald die Wanzen beginnen an Deinen Schriften und an Deinem Rufe zu nagen. Dies im Vorbeygehen; denn, ex profeſſo von Ungeziefer zu reden, überläßt man billig den Kammerjägern.

Heutiges Tages — Ich ſchreibe dieſes Anno Chriſti 1798, oder Anno 6 der großen einen und untheilbaren Republick, das heißt:

in acht Zehntheilen Helligkeit der hellſten Dekade des, ſo Gott will! hellſten Jahrhunderts, in dem es auch wirklich, freylich antiphyſikaliſch genug, im Thale und Blachfelde ziemlich licht iſt, während um die Gipfel einiger der höchſten Berge her eine ſolche Dunkelheit herrſcht, daß die Leutchen nicht über ihre Naſe hinaus ſehen; — Heutiges Tages alſo iſt eine Feder für den der ſie recht fix zu handhaben weiß, und nicht zu Bette geht ohne ſeine ſo und ſo viel Bogen mit Dinte überzogen zu haben, zwar allerdings ein ganz einträgliches Inſtrument; ein Revolutionsalmanach, ein Paul Yſop ſind wie der Blitz aus dem Ermel geſchüttelt. Aber olim non erat ſic! Vor einigen Dutzend Jahren, als Deutſchland noch keine ſchöne Litteratur, mithin keine Leſewelt hatte, und das gedruckte Alphabet acht Groſchen im Laden galt, zahlten die Buchhändler nicht ſo viele Gulden für ein nützliches Manuſkript,

als heut zu Tage Louisd'or für eine Frivolität. Wer damals keinen andern Erwerb hatte als die Buchmacherey, der hätte immer die unerhörte Fruchtbarkeit des Verfaſſers der zwölf ſchlafenden Jungfrauen, oder die raſtloſen drey Finger des Verfaſſers des Erasmus Schleicher beſitzen mögen, er würde, wenn er gleich dabey ſo angenehm geſchrieben hätte als August Lafontäne, dennoch kaum etwas mehr als das liebe tägliche Brod aus dem Papiere herausgeackert haben. Albertinens Vater, ſo ſauer er ſichs vom frühen Morgen bis nach Mitternacht werden ließ, nahm demnach vom Erwerb des verfloßnen Jahres nie ſonderlich viel in das neue hinüber. Indeſſen, da ſowohl er als ſeine Gattinn, von Kindesbeinen an, an Arbeit und ſtrenge Oekonomie gewöhnt waren, ſo fühlten ſie ſich in einer Lage ſehr glücklich, die ihnen freylich keinen Ueberfluß, aber doch die nothwendigen Be-

dürfniſſe reichlich genug, und dabey eine der größeſten Glückſeligkeiten, die allervollkommenſte Unabhängigkeit, gewährte.

Er war der Sohn eines ſehr gelehrten und äußerſt rechtſchaffnen Predigers, der — weil er im hohen Grade uneigennützig und wohlthätig war, immer einen oder ein paar arme elternloſe Knaben erzog, und dabey die Mittel das Waſſer auf ſeine Mühle zu leiten, die manchem ſeiner Handwerksgenoſſen ſo geläufig ſind, verachtete, — faſt allemal ein Büchelchen ſchreiben mußte, wenn ſein liebes Weib eine Adrienne brauchte, oder ſein Mantel, ſeine Beinkleider, oder ſonſt ein Stück des prieſterlichen Ornats ſich platterdings nicht mehr unter der Nadel wollten halten laſſen. Daher würde er, als er ſtarb, ſeine Gattinn mit ihrem fünfjährigen Sohne (die älteren Kinder waren alle vor ihm in die Ewigkeit gegangen,) in traurigen Umſtänden hinterlaſſen haben, wenn er nicht zu

rechter Zeit geſorgt hätte, ſie in eine Witt-wenkaſſe zu kaufen, die ihr jährlich vierhun-dert Thaler zahlte.

Die edle Wittwe verwandte auf ihren Sohn was ſie ſich nur irgends abdarben konnte, und der Sohn zeigte ſich mit jedem Jahre dieſer Mutterliebe würdiger. Seine ſehr beſchränkten Umſtände lehrten ihn die Nothwendigkeit eines anhaltenden Fleißes ein-ſehen. Als Gymnaſiaſt und in ſeinen beyden erſten Univerſitätsjahren hatte er keine Zeit auf Thorheiten zu denken. Als ein würklich für die Wiſſenſchaften organiſirter Kopf ſtu-dirte er aus wahrer Neigung; und als ein armer Menſch, deſſen Mutter zu edel war Stipendien für ihn zu erbetteln, die ſo ſel-ten dem würdigen und ihrer bedürfenden zu Theile werden, weil ſo oft vermögende, mit-hin einigermaßen angeſehene Väter ſich nicht ſchämen ſie für ihre unnützen Jungen zu er-ſchleichen, — als ein armer Menſch, ſage

ich, der ſich kümmerlich durchhelfen mußte, benutzte er jeglichen Augenblick, der ſich ſeinen Studien und dem nothwendigen Schlafe abdingen ließ, um einige Groſchen mit Abſchreiben ſeiner Hefte für reichere und faulere Burſche zu erwerben, die, wo nicht im Kopfe, doch wenigſtens im Koffer, Gelehrſamkeit nach Hauſe bringen wollten. Hatte er etwas Temperament, ſo konnte es bey ſo angeſtrengter Arbeitſamkeit nicht empor kommen. Aber gegen das Ende des dritten Jahres ſchlug ſein Stündlein. Seine Mutter wurde gefährlich krank; die Hoffnung zur Geneſung verringerte ſich mit jedem Tage; ſie wünſchte ihren Sohn noch einmal zu ſehen, dem ſie ſeit den neunzehn Jahren, die ihr Mann im Grabe lag, beynahe ihr ganzes Daſeyn gewidmet hatte; er mußte den Muſenſitz eilig verlaſſen, und gerieth in eine ſehr gefährliche Lage.

Die Mutter, eine Frau von ſehr ausge-

bildetem Verſtande und dem vortrefflichſten Herzen, hatte in ſeiner Abweſenheit ein armes verlaßnes Mädchen von ihrer Verwandſchaft auf und angenommen. Unſer Mann kannte dieſes Kind zwar von deſſen Wiege an, es konnte aber vormals, das Wohlwollen der Blutsfreundſchaft abgerechnet, weiter keinen Eindruck auf ihn machen; denn, wie er als ein Jüngling von ein und zwanzig Jahren nach Halle gieng, war die kleine Wilhelmine erſt zwölf Jahr alt. Jezt, da er ſie wiederſah, war ſie funfzehn; man hätte ihr aber dem Körper und der Seele nach wenigſtens ſiebzehn gegeben, ſo ausgebildet war ſie nach beyden. Sie konnte für eins der ſchönſten Geſchöpfe gelten; aber auch ohne dieſe Fülle der Schönheit und Jugend würde ſie immer eins der liebenswürdigſten geweſen ſeyn. Den jungen Mann überraſchte ihr Anblick; ſein Herz war fort, ohne daß er es wußte, und die zärtliche

Sorgfalt, womit das entzückende Mädchen ſeiner alten Mutter wartete und pflegte, und die Achtung, welche ſeine Mutter dem Mädchen bewies, kamen dem Eindrucke mächtig zu Hülfe, den die reizendſte Figur auf ihn machte.

Wenig Tage nach der Ankunft ihres Sohnes, gab die Mutter ihren Geiſt in die Hände des Schöpfers zurück. Die junge Wilhelmine lief Gefahr ein Opfer ihres Schmerzes zu werden, als ſie die edle, großmüthige Frau erſtarret vor ſich ſah, deren kleinſtes Verdienſt um ſie dieſes war, ſie dem bitterſten Elende entriſſen, und drey Jahre lang ihren dürftigen Biſſen treulich mit ihr getheilet zu haben; die Bildung, die ſie mit der eifrigſten, mehr als mütterlichen Anſtrengung dem Mädchen gab, war eine weit größere Wohlthat. Das fühlte das gute Kind, ſo ſtark eine ſchöne Seele die unbezahlbarſte aller Wohlthaten zu fühlen vermag. Sie

empfand, wie jung ſie, und wie nothwendig ihr noch lange eine Rathgeberinn, eine Führerinn ſey! — Daß ſie jezt völlig hülflos, ohne Anhalt, ohne Schutz, ohne Ausſicht, ganz wie aus den Wolken gefallen auf der weiten Erde blieb, auf welcher ſie jeglichem Weſen fremd war, daran dachte ſie in den erſten Tagen des Jammers nicht einmal. Erſt als die Entſchlafene zu Grabe getragen war, geſellte ſich dieſer Kummer zu ihrem übrigen Schmerze.

Der junge Mann hatte ſeine Mutter unausſprechlich geliebt; er ſelbſt bedurfte Troſtes: aber er ſah Wilhelminen leiden, und vergaß ſeines eignen Grames um zehnfach den ihrigen zu fühlen. Er beſtrebte ſich, ſeiner Couſine eine Ruhe einzuflößen, von der er ſelbſt ſehr fern war; er hatte ja neun Jahre Erfahrung vor ihr voraus, und wußte ſchon recht gut, wie es in der Menſchenwelt hergeht; wußte, wie kümmerlich er ſich in

Halle hatte durchhelfen müſſen! Kein Wunder, wenn ſein innerer Kummer für das künftige Schickſal eines Mädchens, welches ihm ſchon über alles theuer war, den ihrigen, ſo groß er ſeyn mogte, um vieles überwog. Er gab ſich alle Mühe ſie zu tröſten, und ihre Sorgen für die Zukunft zu mildern: aber theils konnte er ſeine Troſtgründe nur aus theologiſchen und philoſophiſchen Gemeinplätzen herholen, und die würken denn auf junge muthloſe Herzen nicht allemal ſo ſtark, als die mindeſte würkliche Ausſicht, die man ihnen etwa zeigen kann; viele Menſchen lernen alsdann erſt mit unerſchütterlichem Vertrauen an die Vorſehung glauben, wenn ſie öfter aus hoffnungsloſen Lagen durch unerwartete Mittel gerettet wurden; — theils ſchienen ſein muthloſes Geſicht, ſeine zitternde Stimme, und die Seufzer, die ſich mitten im Tröſten aus ſeiner Bruſt drängten, ſeine ſtärkſten Troſtgründe zu widerlegen, — und

doch war ſein Herz voll Vertrauens auf Gott. Er wußte überzeuglich, daß niemand ſo leicht wahre Gefahr läuft, dem Elende zu erliegen, ſo lange er geſund iſt, und Muth und Willen hat, ſich zu helfen. Er kannte des Fabeldichters la Fontaine goldnen Spruch: Aide-toi, le ciel t'aidera! Thue das Deine, ſo hilft Gott weiter! aber — er ſah nicht ein, was hier das Ihrige ſey, welches ſie thun könne? — Freylich wußte ſie mit der Nadel umzugehen, und beſaß alle nützlichen Geſchicklichkeiten ihres Geſchlechts: aber geſetzt, ſie fände Gelegenheit Gebrauch davon zu machen, ſo giebt das alles nur ein ſehr dürftiges Brod, und wird früh mit dem Verluſte des Geſichts bezahlt. Zudem gehört außer dem Brodte noch Kleidung, Wohnung, Feuerung, und ſo manches andre zum Leben! — Zwar konnte ſie ein Damenkleid, eine Schnürbruſt, u. ſ. w. in der gröſseſten Vollkommenheit machen, und dieſes iſt aller-

dings eine Geſchicklichkeit, die ſehr gut nähret: aber — die Schneider ſind zünftig, und das Meiſterrecht in dieſer Zunft fällt ſowenig en quenouille, als weiland die Krone von Frankreich! — In Dienſte gehen wäre demnach ihr einziges Hülfsmittel geweſen: aber vor dem bloßen Gedanken ſtockte ihm das Blut in den Adern, und dem jungen Frauenzimmer vermuthlich nicht weniger. — „Eine Kammerjungfer! ſeufzte er: Gütiger Gott! — Nein, eher alles andre Ehrliche, als das! Lieber, wenn alle Stränge reißen, Köchinn bey einem ehrbaren Bürger, als Zofe bey einer Prinzeſſinn!“ —

Haushälterinn in einem anſtändigen Hauſe, dawider hätte er nichts gehabt: aber hier ſtand ihre große Jugend im Wege. Erzieherinn? Das würde er unter andern Umſtänden ſogar gewünſcht haben, „denn, ſprach er bey ſich ſelbſt, ſo äußerſt undankbar auch gemeiniglich dieſes Geſchäfft zu ſeyn, und ſo

gewiß es ſeiner Natur nach die mehrſten Perſonen, die es lange treiben, zur Gattinn und künftigen Hausfrau zu verderben pflegt, ſo hat es doch eine hohe innere Würde; und eine Erzieherinn, die ihr edles Metier verſteht, und die, beſonders in hochadlichen Häuſern, wo gemeiniglich alles es darnach macht, daß die Kinder verdorben werden müſſen, damit verbundenen Schwürigkeiten zu überwinden weiß, iſt faſt ehrwürdiger noch als ſelbſt eine gute Mutter; und ich weiß nicht, ob man diejenigen mehr als lächerliche Dunſe verachten, oder als unheilbare Narren bedauern muß, die den Dünkel bis zu dem hohen Grade von Albernheit treiben, den Erzieher und die Erzieherinn ihrer Kinder unter ihre Domeſtiken zu rechnen. Wohl aber weiß ich, daß derjenige ſehr undankbar ſeyn muß, der ſich einbildet, er habe durch das elende Gehalt, ſo er ihnen reichte, dieſen Perſonen ihre Mühe und die

Aufopferung ihrer ſchönſten Lebensjahre vergolten.“ — Dieſes alles begriff der junge Mann vollkommen; aber er begriff auch daß Wilhelmine kaum funfzehn Jahre zählte. In dem Alter iſt man noch keine Caroline Rudolphi, noch weniger eine Anne Daſſier; (zween Namen, die ich nie ohne die größte Ehrerbietung nenne, weil es in ihrem Fache die größten ſind, die ich kenne;) unſer Mann aber hatte einen Grundſatz, von dem zu wünſchen wäre, daß alle Welt ihn haben mögte: er hielt dafür, daß das Gemeine Weſen und Beſte allemal ſehr dabey zu kurz komme, wenn jemand ein Amt übernehme, dem er nicht auf das vollkommenſte gewachſen iſt, und daß beyde vor dem Publikum ſchamroth ſtehen müßten, der das Amt übernahm, und der es ihm anvertraute. Von Erziehern foderte er, was ſchlechterdings von ihnen gefodert werden muß, und davon hätte er ſich

um

um ſo weniger Ein Titelchen abdingen laſſen, da er den gebührenden Begriff von der Wichtigkeit des Geſchäffts hatte. Es war ihm nicht genug, daß eine Gouvernante mit ihren Eleven die Büchlein der Frau le Prince de Beaumont oder ähnliche durchgehen, und allenfalls mit einigen mehr oder wenigen ſoliden Anmerkungen begleiten könne; und ein dürftiger Biſſen Geographie und Geſchichte, ſo viel Naturhiſtorie als ſich aus einem mageren Bilderbuche lehren und lernen läßt, etwas Handarbeit, nebſt der Kunde deſſen was ſich im Umgange ungefähr ſchickt und nicht ſchickt, war ihm ſo viel wie nichts; — gleichwohl dünkt ſich die Erzieherinn, die ihren Zöglingen ſo viel, nebſt der Fertigkeit ungrammatiſches Franzöſiſch herauszuhaſpeln, beyzubringen weiß, gemeiniglich ſchon etwas Rechtes zu ſeyn; ſehr wenige können ſo viel, und die ſtupide Albernheit der mehrſten Eltern verlangt nicht mehr, und hält

die armen verwahrloſeten Papagenen für klei=
ne Wunder, beſonders wenn ſie überdem
noch eine Charade entziffern können! — Der
junge Gelehrte, der ſich ſeinen Begriff einer
tüchtigen Erzieherinn von ſeiner vortrefflichen
Mutter abſtrahiret hatte, verlangte von einer
ſolchen Perſon, daß ſie ihre Zöglinge den=
ken und leben lehre, und hielt alles übri=
ge für Nebendinge, wozu man keine Hof=
meiſterinn zu halten braucht, weil ſich
das alles, und zum Theil weit gründlicher,
in Jahresfriſt von einer Nätherinn und ei=
nem armen Schüler, für wenige Groſchen
des Tages, lernen läßt, und noch manche
andre Schnurrpfeiferey oben drein. Er fo=
derte demnach ſchlechterdings von einer Per=
ſon, die ſich das Erziehungsweſen zum Ge=
ſchäfft macht, daß ſie würklich erziehe,
das heißt, daß ſie das Naturell und den ver=
ſchiednen Charakter ihrer verſchiedenen Zög=
linge ſorgfältig ſtudire und ergründe; daß ſie

dieſelben r i ch t i g zu beurtheilen wiſſe; daß ſie dieſer Leidenſchaft die gehörige Richtung gebe, jener entgegen arbeite; dieſe Neigung zu beleben, eine andre ganz zu unterdrücken ſuche, u. ſ. w. mit Einem Worte: daß ſie die Kinder zu Menſchen bilde, troz aller der unzähligen Schwürigkeiten, die, beſonders in ſehr vornehmen Häuſern, ihr oft von den Eltern ſelbſt, oder von den ehrſamen Tanten, von den Beſuchern, und am allerhäufigſten von dem Geſinde, in den Weg gelegt werden. Er verlangte von ihr viel Urtheilskraft, Scharfſinn, Gegenwart des Geiſtes, Menſchenkunde, und eine gewiſſe Geſchmeidigkeit ſich nach der Verſchiedenheit des Naturells bey ihren Eleven zu richten, weil vielleicht unter dreyßig und mehreren Kindern ſchwerlich zwey ſind, bey denen ſich, wenn alles aus ihnen werden ſoll, was möglicherweiſe aus ihnen werden kann, völlig die nehmliche Methode ohne alle Modiſikation

anwenden ließe. Er verlangte von ihr das große Talent, unvermerkt zu bilden, und ſelten, oder beſſer nie, zu dociren, weil dadurch ſelten oder nie etwas bewürkt wird. Er foderte vor allen Dingen, daß ſie ſtets durch ihr Beyſpiel lehren, mithin ſtets Herr über ſich ſeyn, und ſich keine Schwachheiten erlauben müſſe, weil nichts an Schärfe dem Sinne beykömmt, den Kinder für die Schwachheiten und Fehler ihrer Vorgeſetzten haben; dies erfodert aber einen äußerſt veſten und geſetzten Charakter, der ſich bey funfzehn Jährchen noch nicht erwarten läßt. Er verlangte einen unerſchütterlichen Gleichmuth; eine Sanftheit die ſich nie verleugnet, ſelbſt da nicht, wo ſehr ernſtlich durchgegriffen werden muß; kein Schelten, kein Zorn, keine Heftigkeit, ſelbſt da nicht, wo ſtrengere Ahndungen nothwendig ſind, — denn alles das giebt ein böſes und ſehr gefährliches Beyſpiel, welches die Jugend ſich

nur zu gut merkt, und zuverläſſig nachahmt, ſobald ſie kann und darf, — was denn ganz wider den Zweck der weiblichen Bildung iſt. Das Weib ſoll ja unwandelbar ſanft ſeyn; ſeine Heftigkeit iſt lächerlich weil ſie ohnmächtig iſt; und alles was es allenfalls durch Ungeſtüm bewürkt, das kann es ja zehnfach, und unendlich leichter durch Sanftmuth, verbunden mit Veſtigkeit, bewürken. *) — Mit Einem Worte, er verlangte, daß eine Erzieherinn das ſey was ſeine Mutter war, von der er denken und leben gelernt hatte, und die es ihren Hauptzweck ſeyn ließ, ihm alle Tugenden zur Gewohnheit zu machen. Eine ſolche Frau verſprach Wilhelmine freylich wohl dereinſt zu werden: aber dermalen war ſie es doch noch nicht ganz. Sie beſaß mehr Ausbildung, als man von ihren Jahren fo-

*) Eine Wahrheit, die man dem ſchönen Geſchlechte überhaupt nicht oft und ernſtlich genug einſchärfen kann.

dern konnte, zumal wenn man in Anſchlag bringt, daß ſie die erſten zwölf Jahre hindurch faſt ohne Aufſicht, und ohne allen Unterricht als den man in einer Winkelſchule erhält, aufgewachſen war: aber eigentlich konnte man ihre Erziehung doch noch nicht vollendet nennen, und einige Erfoderniſſe zu einer heutigen Erzieherinn fehlten ihr ganz. Sie würde alſo, vorausgeſetzt daß ſie ſich bey Treibung des Geſchäfftes, Einſichten in daſſelbe und Fähigkeiten zu demſelben erworben hätte, die ihr jezt noch fremd waren, vielleicht aus einem Kinde guter Art (denn verdorbne zurecht zu bringen, das war ja von einer Perſon nicht zu fodern, die ſelbſt kaum erſt aufhörte Kind zu seyn,) allenfalls ein ganz ſchickliches deutſches Mädchen gezogen haben; ein gutes, ſchlichtes, edles Weib für einen guten ſchlichten Bürger: aber für dergleichen Kinder hält man keine Erzieherinnen. Der vernünftige reiche Bürger

oder Edelmann will ſeinen Töchtern eine Erziehung gegeben wiſſen, vermöge welcher ſie mit Anſtand und mit möglichſt kleiner Gefahr in der großen Welt leben können, zu der ſie gehören: und dieſe große Welt kannte Wilhelmine nicht einmal von weiten; überhaupt war, bey ihrer eingezogenen Lebensweiſe im Hauſe einer alten Wittwe, Menſchen- und Weltkunde noch zur Zeit von ihr ſo wenig zu verlangen als zu erwarten. In ſolchen Häuſern aber würde ſie ihren Pflichten nicht gewachſen geweſen ſeyn; denn, mit allen möglichen Kenntniſſen in der Welt, iſt man ohne tiefe Menſchenkunde allemal ein ſehr elender Erzieher. — Franzöſirende Maulaͤffchen aus den Kindern zu machen, was die mehrſten Mütter ſo gern aus ihren Töchtern gemacht haben wollen, dazu fehlte ihr vollends aller Zeug. Sie konnte nicht einmal franzöſiſch parliren, denn ſie hatte keine Gelegenheit gehabt es zu lernen; ihre Pflege-

mutter ſprach es nicht. Dafür ſprach und ſchrieb Minchen zwar ihr Deutſch faſt ſo rein und richtig als Gellert und Rabener: aber das iſt ja für eine Hauserzieherinn in Deutſchland ein völlig entbehrliches, ja hin und wieder wohl gar ein lächerliches Talent. Sie wird ja nicht dazu gehalten, daß ſie die Kinder Deutſch lehre! Das lernt ſich wohl, wo die gnädige Mama es gelernt hat, von den Kammerjungfern, Garderobemädchen, und übrigen Domeſtiken. Laßt die Gouvernante kein gebenedeyetes Wörtchen Deutſch verſtehen, deſto beſſer iſt ſie! — wiewohl daraus im mindeſten nicht folgt, daß ſie ihre Mutterſprache gründlich ſtudiret habe, und ihrer mächtig ſey. Laßt ſie die Unverſchämtheit ſo weit treiben, das Wort Deutſch mitten in Deutſchland, das ſie füttert, zum Schimpfworte zu brauchen, — laßt ſie ihre Eleven mit einem: Fi, que cela est alle-

mand! *) zurecht weiſen, wenn ſie ihnen für eine derbe Unart etwas recht Extra-Derbes ſagen will, wo Mutter oder Tante geſagt hätte: Fi, que cela est bourgeois! oder que cela ſent la roture! **) deſto beſſer iſt ſie! Die gnädige Mama, eines deutſchen Junkers Tochter, eines deutſchen Junkers Weib, die an einem deutſchen Hofe oder in einer deutſchen Stadt das Mark deutſcher Bauern verpraſſet, wird das ganz in der Ordnung finden.

Alles dieſes überdachte der wackere junge Mann, und fand daß ſeine liebenswürdige Couſine vor der Hand weder in einem vernünftigen, noch in einem albernen Hauſe, weder bey ganz kleinen Kindern, bey denen das Erziehungsgeſchäfft am ſchwerſten iſt, noch bey ſchon herangewachſenen, und bereits mit allem konventionellen Unſinn ver-

*) Pfuy, wie deutſch!

**) Pfuy, wie bürgerhaft!

trauten Mädchen, denen Wilhelminens edle Simplicität quelque chose d'infiniment bourgeois ſcheinen dürfte, zur Erzieherinn geſchickt ſey.

Die arme Wilhelmine war alſo würklich in einer ziemlich hülfloſen Lage, und das lag dem jungen Biedermanne um deſto ſchwerer auf der Seele, da er einen zwiefachen Beruf fühlte, ihr Schickſal wie ſein eignes anzuſehen. Sie hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, den er ſich nicht verhehlte; er fühlte es in aller Stärke einer erſten und wahren Liebe, daß ohne ſie kein Glück für ihn auf der ganzen Erde ſey. Unſtreitig war das ſchon ein mächtiger Beruf für ihn, den Menſchen. Der zweyte war eben ſo mächtig für den zärtlichen Sohn: ſeine ſterbende Mutter, die es am beſten fühlte, daß ſie keine Zeit zu verlieren habe, hatte den erſten Augenblick ergriffen, in welchem ſie mit ihm allein war, ihr ganzes Herz auszuſchüt-

ten. Nachdem ſie ihn von verſchiedenen erheblichen Familien-Umſtänden unterrichtet, und ihn angewieſen hatte, in welcher Schublade ihres Schreibetiſches er gewiſſe intereſſante Papiere und Dokumente aufbewahrt finden würde, fuhr ſie mit ſchwacher, oft unterbrochner Stimme fort: „Gott ſey gedankt, nun bin ich mit allem was Geſchäfft heißt, auf dieſer Welt fertig, in ſofern ich es vollenden konnte! Eins, mein theuerer, braver Sohn, — Ach, und dies Eine lag mir ſehr am Herzen! — muß ich unvollendet laſſen, die Erziehung meiner lieben Wilhelmine! Seit den drittehalb Jahren, die ſie unter meinen Augen gelebt hat, war ihre Bildung mein einziges ſeliges Geſchäft. Du ſiehſt, wie außerordentlich es mir gelungen iſt. Ich bin eine glückliche Mutter, und eine eben ſo glückliche Pflegemutter! Mein Gottfried und meine Wilhelmine haben nie eine einzige Minute meines Lebens

getrübt. Ich mogte an meinen Sohn denken, ich mogte mein Mädchen vor mir ſehen, ſo ſchwamm mein Herz in einem Meere von Zufriedenheit und Wonne. Jede Mühe, die ich an ſie wandte, — und ich trete mit der ſüßen Beruhigung vor Gott, daß ich mir keine einzige erſparte; ich labte mich immer an dem Gedanken: Vielleicht erziehſt du deinem würdigen Sohne ein würdiges Weib! — jede, jede hat ſie reichlich bezahlt; jede hat Gott mit Gedeihen geſegnet! Sieh, wie ſie ſo brav iſt, wie ſanft, wie gefühlvoll, wie emſig, wie ordentlich in allem! Nenne mir Eine Tugend, und ſieh ob Du ſie nicht in ihrem Buſen findeſt? Sieh ihr großes, offnes blaues Auge, wie ihre ſchöne Seele ſo heiter, ſo rein aus ihm blickt! Ihr Verſtand iſt ihren wenigen Jahren zuvorgeeilt; und ihr Herz, — liebſter Gottfried, ſelbſt das Deinige iſt nicht kunſtloſer, nicht edler, nicht ſchöner. — Mein

einziger Wunſch dieſe letzten Jahre her, war, Dich vor meinem Tode in einem Aemtchen, und an der Hand eines edlen Weibes zu ſehen! — An der Hand meiner Wilhelmine, wenn euere Neigung zuſammenſtimmete! Gott hat nicht für gut gefunden, mir dieſen Wunſch zu gewähren. Dich, beſter Gottfried, hinterlaſſe ich ohne ängſtliche Beſorgniſſe. Du biſt gut; Dein Charakter iſt veſt, und Deine Zeit haſt Du ſo angewandt, daß es, mit oder ohne Amt, nicht fehlen kann, Du mußt Dein Brodt verdienen können. Wäre es denn auch nur ein mäßiges Brodt, ſo weiß ich, daß Du ſehr wenig Bedürfniſſe haſt. Aber mein armes Minchen! Freylich wohl lehrte ich auch ſie, bey Wenigem reich ſeyn: aber wie iſt ſie im Stande, ſich auch nur dieſes Wenige zu ſchaffen? — Und dann . . . . . O mein Sohn, ſie iſt noch ſo jung! . . . . . Ohne Schutz, ohne Anhalt, ohne Führerinn! . . . . . Ich kenne

die Welt, in der ich ſie zurücklaſſe! — Das iſt der einzige Kummer, der mein Herz drückt!“

Sie faltete die abgezehrten Hände gen Himmel, und weinte.

Gottfried beſchwur ſie, ihr Herz von dieſer Seite zu beruhigen. Gute und ſchöne Seelen, ſagte er, hätten ſich vorzüglich des Schutzes der göttlichen Vorſehung zu getröſten; und da ſie an ſeinem Fortkommen in der Welt ſo wenig zweifle als er ſelbſt, ſo wäre dieſes ſchon ein Grund, ihre Beſorgniß wegen ihrer Pflegetochter zu mäßigen, denn ſo lange er Herr eines einzigen Groſchens ſeyn würde, könne ſie ſich verſichert halten, daß er ihn mit Minchen theilen werde. Er gelobte, ihr Rathgeber, ihr Leiter, ihr Beſchützer zu ſeyn. „Ich werde die Stelle meiner Mutter bey ihr nicht ausfüllen können, rief er: aber ich ſchwöre es dieſer vortrefflichen Mutter, daß ich thun

will was ich vermag! Ich ſchwöre, fuhr er fort und legte ſeine Hand in die ihrige: ich ſchwöre, den letzten Wunſch meiner Mutter ganz zu erfüllen! Von dieſem Augenblick an ſehe ich in Wilhelminen Ihr letztes Geſchenk, Ihre letzte ſegnende Wohlthat, meine künftige Gattin!“

Ein Funken von Freude blitzte in den faſt erloſchenen Augen der Sterbenden auf. „Amen! Amen! rief ſie, und drückte ſeine Hand an das Mutterherz: Jezt wandle ich zufrieden hinüber in die Ewigkeit, denn ich weiß gewiß daß unſer . . . . Hörſt du Gottfried? unſer Minchen Dir keine Schwürigkeit in den Weg legen wird, Deinen Schwur zu erfüllen. Ich weiß gewiß, wenn ein König ſich neben Dich ſtellte, ſo würde meine Wilhelmine Dich und Deine edle Armuth aller ſeiner glänzenden Herrlichkeit vorziehen. — Aber mein Sohn, ich entbinde Dich Deines Gelübdes, wenn Du

Deinem Herzen die mindeſte Gewalt anthun müßteſt.“

Er gab ihr die Verſicherung, er ſey ſo weit entfernt, ſeinem Herzen in dieſem Stücke irgend einen Zwang aufzulegen, daß er vielmehr offen erkläre, Wilhelmine ſey das erſte Frauenzimmer, welches er jemals unterſchieden habe, und das einzige, an deſſen Hand er glaube glücklich ſeyn zu können.

Das war in der That wahr; aber wahr iſt es auch, daß Gottfried die Hexe von Endor geheyrathet haben würde, wenn das ſeiner Mutter, die er, wie ſie es verdiente, mit der innigſten Zärtlichkeit liebte, eine Freude hätte machen können, — beſonders in ihren letzten Augenblicken, wo es darauf ankam, ihr den Uebergang in die Ewigkeit zu erleichtern. War ſie eine außerordentliche Mutter, ſo war er auch ein Sohn dergleichen es wenige giebt. Er fühlte innig, wie viel er ihr ſchuldig ſey; er hatte ſeinen Va-

ter

ter im fünften Jahre verlohren, ſie hatte ihn von ihrem mäßigen Wittwengehalte (was ſind vierhundert Thälerchen in Berlin?) erzogen, und vortrefflich erzogen; hatte, mit großen Einſchränkungen von ihrer Seite, ihn alles lehren laſſen was er zu lernen Luſt und Fähigkeit hatte, und das war denn ſehr viel; hatte ihn, wie geſagt, ohne Stipendien, mit Hülfe ſeiner eignen Arbeitſamkeit, auf der Univerſität erhalten; kurz, alles was er war, hatte er ihr zu danken. Kein Wunder, wenn der edle junge Mann eine ſolche Mutter vergötterte! Kein Wunder wenn ihm, auch ohne Hülfe ſeiner Leidenſchaft, eine Perſon ſehr nahe am Herzen gelegen hätte, die ihm dieſe Mutter ſo warm ans Herz legte.

Sie drückte ihm noch Einmal ſegnend die Hand, und warnte ihn mütterlich, ſich von ſeinem Herzen nur nicht übereilen zu laſſen. „Erſt Brodt, ſagte ſie, wenn auch beſchränktes, nur ſicheres, ſonſt ſtürzeſt Du

Dich in einen Strudel von Kummer und nagenden Sorgen, in den Du Wilhelminen, die Du glücklich machen wollteſt, mit hinein ziehſt. Minchen muß vor der Hand ..... O mein Kopf! .....“

Die Freude hatte ſie wohl zu ſtark angegriffen; ſie ſank vom Schlage gerührt in ihre Küſſen zurück, vermuthlich indem ſie ihm Anleitung geben wollte, wie er vor der Hand für ihre Pflegetochter ſorgen könne. Sie bekam, zu ſeinem größten Schmerze, die Sprache nicht wieder, und gab zween Tage nachher den Geiſt auf.

Bey dieſem doppelten Grunde zur innigſten Theilnahme an dem Schickſale Wilhelminens als Pflegebefohlne und Geliebte, war er ihrer Lage wegen äuſſerſt bekümmert. Je mehr er hin und her überlegte, wie dieſes liebe Mädchen ſich eine erträgliche Exiſtenz verſchaffen könne, bis er zu einem ſichern Brodte gelangt ſeyn würde, je weniger Aus-

kunft fand er; allenthalben war ihre Jugend im Wege. Das Einzige, wozu ſie alt genug war, würde Kammerjungfer geweſen ſeyn: dieſes blieb aber gerade der einzige Schritt, von dem es nach ſeiner Denkart entſchieden war, daß ein Frauenzimmer, welches irgend etwas auf ſich hält, ihn ſchlechterdings nicht thun müſſe. Denn er klaſſificirte die Menſchen nach einer ganz anderen Rangordnung, als die gewöhnliche iſt; und indem er von dem Nutzen und der inneren Würde eines Standes den Maaßſtab nahm, war es ihm vollkommen ausgemacht, daß z. B. eine Köchinn eine ſehr achtbare Perſon ſey; denn, ſagte er, ſie iſt eine eben ſo freye Perſon, als ein jedweder andrer Profeſſioniſt oder Künſtler; ſie dient nicht eigentlich, ſondern ſie treibt ihre Kunſt; ſie übernimmt Einen Zweig der Geſchäffte der Hausfrau, den dieſe in Häuſern von einem gewiſſen Range unmöglich ſelber übernehmen

kann. — Hingegen mit allen ſeinen fünf Sinnen begriff er durchaus nicht, was in aller Welt wohl die achtbare und nützliche Seite des Kammerjungernſtandes ſeyn könne, die ſchlechterdings im Dienen, Aufwarten und Gehorchen beſtehet? — „Die Köchinn, ſagte er, vermiethet ihre nützliche Kunſt, ſo wie der Zimmermann, der Mauermeiſter, der Tiſchler, die uns unſere Häuſer bauen, die wir ſelber nicht bauen können; die Kammerjungfer hingegen vermiethet ihre Perſon, ihre Freyheit, ihren Willen. Jene iſt eine Gehülfinn des Hauſes, ein unentbehrliches Mitglied deſſelben; dieſe iſt die Sklavinn der Eitelkeit, des Hochmuths, der Faulheit eines einzelnen Weibes oder Mädchens. Jene übernimmt ein Geſchäfft, dem die Hausfrau nicht allemal vorſtehen kann, ohne andre, oftmals höhere Pflichten zu vernachläſſigen; dieſe übernimmt ein Geſchäfft, dem jedermann, der geſunde Glieder hat, allein ge-

wachſen iſt und ſeyn muß, — das unrühmliche, in keine Wege und unter keinerley Geſichtspunkt Achtung verdienende Geſchäfft, eine träge oder eitle Perſon gleich einer Spielpuppe aus und anzukleiden, wie ein Hund vor ihr zu knien um ſie zu chauſſiren und zu dechauſſiren, ihre Launen, ihre Unarten, ihre Ungezogenheiten, — oft, wenn die gnädige Dame, was viele ſeyn ſollen, kurz angebunden iſt, Maulſchellen ſogar, mit hündiſcher Unterwürfigkeit zu ertragen; und wofür? für elende drey bis vier Louisd'or jährlich und etwan eine oder ein paar abgelegte, verſchoſſene Jacken und Fahnen! für die Ehre, ins Angeſicht Jungfer, und hinter dem Rücken Soubrette, Dariolette, oder wo Deutſch geſprochen wird, Zofe, Kammerkätzchen u. ſ. w. zu heißen, — Wörter die würklich nach Adelung das Bürgerrecht haben, in deſſen Wörterbuche gleichwohl einige körnigtere Benennungen

fehlen, die doch — wenigſtens das Adelsrecht haben müßten, weil man ſie am meiſten von hochadlichen Lippen hört, z. B. Treppenfleiſch! — Gütiger Gott! — Sollte Arbeitſcheue, Eitelkeit, und ſehr mißverſtandne Ambition ein wohlerzognes Mädchen ſo ſehr ſeiner eignen Würde vergeſſen machen können? — Ich würde in Entſtehung aller andern Nahrungswege Markthelfer, Hausknecht, Matroſe werden können, oder als gemeiner Soldat dem Staate dienen; aber kaum die äußerſte Gefahr des Hungertodes würde mich bewegen in die Livree zu ſchlüpfen, noch weniger Kammerdiener zu werden. Nein, ſie würde mich nicht bewegen, auch kann ſchwerlich eine Gefahr ſo dringend ſeyn; denn wer zum Schuhputzer oder Schuhanzieher geſund genug iſt, der iſt es unfehlbar auch znr Arbeit; und arbeiten iſt edel, iſt rühmlich, und der arbeitſame Tagelöhner ſteht in der Reihe der Menſchheit hoch über

einem inſolenten Tagediebe in der buntver=
brämten Sklavenjacke!“

So räſonnirte Gottfried. Ob er Recht
oder Unrecht habe, überläßt Referent denen
zur Ausmittelung, die die Sache näher an=
geht. Er leugnet aber nicht, daß ihm (frey=
lich bey flüchtiger Ueberſicht) nichts Gründ=
liches ins Auge falle, was Gottfrieden
wi erlegen könne; nnd daß er es daher ganz
nicht unerlaubt finde, von zwo Perſonen,
deren eine in einfacher, aber ſelbſtge=
kaufter Kleidung, ſich am Küchenheerde
die Hände bräunet, die andre aber die Hän=
de mit Mandelkleyen wäſcht, und ſich in
den abgeſetzten Kleidern ihrer Dame brü=
ſtet, deren Airs ſie in Karrikatur kopiirt,
die Erſte um vieles für die Vornehmere zu
halten, — und überhaupt der Meynung zu
ſeyn, es ſey eine ſehr gemächliche Sache für
diejenigen, die es ;mit der Menſchenwürde
andrer nicht eben genau nehmen, daß es

Leute giebt, die von ihrer eignen ganz keine Idee zu haben ſcheinen.

Nach langem Ueberlegen, welches ihn immer mehr überzeugte, daß er vorläufig in Wilhelminens Talenten keine Reſſourcen ſuchen dürfe, hielt unſer Mann es für das Beſte und Sicherſte, ſich an die zu halten, die er in ſich ſelbſt fand. Er hatte gerade ſo viel Zutrauen zu ſich, als er haben durfte. So mancher, dem er ſich an Kenntniſſen überlegen fühlte, ernährte Weib und Kinder: ſollte denn er nicht ſich und ein junges Mädchen ernähren können, welches nicht viel mehr Bedürfniſſe kannte als er ſelbſt? — und von deſſen Zartgefühle er überzeugt war, daß es Salz und Brodt in edler Unabhängigkeit, der fetteſten Küche bey Knechtſchaft vorziehen würde? — Da beyde ihre Grundſätze aus der nehmlichen Quelle geſchöpft hatten, ſo mußten ſie in ihrer Denkart ſehr nahe zuſammentreffen.

Er begab ſich ſofort in das Zimmer des Mädchens. „Sie wiſſen, liebſte Couſine, redete er ſie an, daß ich der Univerſal-Erbe unſerer verewigten Wohlthäterinn bin, und daß das beneidenswürdigſte Stück meiner Erbſchaft in der Fürſorge für Sie, mein beſtes Minchen, beſteht, die unſere Entſchlafne mir auf die Seele gebunden hat. Ich habe ernſtlich darüber nachgedacht, wie Ihnen am beſten zu rathen ſey. Wollen Sie mir erlauben daß ich Ihnen meine Ideen zur Prüfung vorlegen darf?“

„Zur Prüfung, lieber Vetter? — Sagen Sie: zur Befolgung. Sie ſind ganz das Bild unſerer Unvergeßlichen; von Ihnen nehme ich jeden Rath blindlings an.“

„Wenigſtens will ich offen ſeyn wie unſere Unvergeßliche! — Sie wiſſen, Liebe, daß meine ſämtlichen Glücksgüter in dieſem kleinen Hauſe, und dem etwas antiken Hausgeräthe beſtehen; daß mir alſo von nun an

kein andrer Weg offen ſteht, als das Weni-
ge, deſſen Sie und ich bedürfen, im Schweiß
meiner Stirn zu ſuchen. Der vernünftige
Menſch bedarf nicht viel. Man wird von
einer Handvoll Hirſe oder Kartoffeln gerade
ſo ſatt, als von Auſterpaſteten und Rehbra-
ten; nicht wahr, Liebe? Und wenn man ſich
ſatt gegeſſen hat, ſo läufts gerade auf eins
hinaus, ob man von Lachs und Steinbutt,
oder von einem Teller voll Grütze ſatt iſt.“

„Völlig auf eins!“ ſagte Wilhelmine.

„Und eine Handvoll Kartoffeln oder Rü-
ben in Unabhängigkeit ſind beſſer, als Fo-
rellen und Waldſchnepfen bey Knechtſchaft.
Indeſſen, dieſe Handvoll muß man haben,
um zu leben. Laß uns arbeiten, meine Beſte,
um ſie zu erwerben! Hören Sie mich an,
liebes Minchen! Wenn wir einige unnö-
thige Dinge zu Gelde machen, ſo wird das,
nebſt dem was ich noch vorräthig habe, auf
etliche Monate zu unſeren nothwendigſten

Bedürfniſſen auslangen, da wir Dach und Fach haben. Unterdeſſen laſſe ich mich examiniren, und iſt dieſe Unruhe, die mich von andern Beſchäfftigungen abhalten wird, nur erſt überſtanden, ſo iſt mir ganz nicht bange, daß ich nicht ſo viel verdienen ſollte, als wir beyde zu unſerm frugalen Tiſche bedürfen. Kleidung? Nun, die meinige ſoll ſich ſchon finden. Und die Ihrige? Wenn Sie aus dem Nachlaſſe unſerer Mutter alles ausſuchen was Ihnen an Kleidern und Wäſche nur irgends brauchbar iſt, ſo wird das, nebſt dem was Sie haben, für mehrere Jahrr hinreichen; und da Sie viele Geſchicklichkeiten beſitzen, ſo müßte es doch ſchlimm ſeyn, wenn Sie nicht Gelegenheit fänden, durch Anwendung derſelben das Wenige zu erwerben, was nöthig iſt eine beſcheidene Garderobe im Stande zu erhalten. Sind Ihre Wünſche eben ſo gemäßigt wie die meinigen, iſt Ihre Neigung zur Arbeit eben

ſo groß, Ihr Widerwille gegen Dienſtbarkeit eben ſo glühend, ſtimmen wir in unſeren Begriffen von Ehre, Freyheit und Menſchenwürde überein: ſo zweifle ich nicht, Sie werden lieber arm und frey für ſich ſelbſt arbeiten wollen, als nicht reicher, und vielleicht etwas beſſer von dem Abhube und den Ueberbleibſeln eines anderen Tiſches genährt, nach dem Winke andrer ſich beſchäfftigen, — lieber einfach, aber aus eignen Mitteln gekleidet, als mit abgelegten Flittern, woran andre ſich müde getragen, aufgeſtutzt ſeyn wollen. Ich ſage es Ihnen offenherzig heraus, liebſte Couſine, ich ſehe für Sie, ſo viel ich herumgedacht habe, ſchlechterdings keine andre Wahl, als entweder vor der Hand dieſen Weg einzuſchlagen, bis etliche Jahre mehr, und einige etwas ſorgfältiger und zweckmäßiger ausgebildete Talente Sie in den Stand ſetzen, den anſtändigen Poſten einer Erzieherinn, dem

man Sie jezt noch nicht völlig gewachſen finden mögte, mit Ehren zu übernehmen: oder zu . . . . . Es wird mir ſchwer dieſes Wort in irgend einer Beziehung auf Wilhelminen auszuſprechen, aber es muß heraus! . . . . . oder zu dienen im eigentlichen Sinne des Wortes, und in einer Klaſſe, die ich ſehr tief unter Ihnen finde; — vielleicht lebenslang zu dienen, indem die niedrige Stufe zu welcher Sie hinabſteigen müßten, Ihnen für immer den Weg zu einer anſtändigeren verſperret, ja, wohl gar einmal den liebſten Wünſchen Ihres Herzens in den Weg treten kann, — während jenes etwas ſtrenge Regime höchſtwahrſcheinlich nur von kurzer Dauer iſt. Denn ich glaube mir verſprechen zu dürfen, daß in kurzer Zeit, wenn auch kein Amt, doch gewiß mein Fleiß, meine unermüdliche Arbeitſamkeit, mir ein gemächlicheres Auskommen geben muß.“

„Sie beurtheilen mich ſehr richtig, er-

wiederte das Mädchen, wenn Sie mir den entſchiedenſten Widerwillen gegen Knechtſchaft zutrauen. Ich kenne kein größeres Unglück als im eigentlichen Verſtande dienen müſſen, wenn man nicht mit einer Sklavenſeele gebohren iſt. Indeſſen ....“

„Ach, Liebe! das Schlimmſte iſt, daß auch dieſe ....“.

Er ſtockte.

„Ich errathe, was Sie ſagen wollen. Nicht wahr, es gehört bey einem Menſchen, der von ſeinem Schickſale in eine ſolche Lage hinabgezwungen wird, viel Seelenadel und eine außerordentliche Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt dazu, um nicht unvermerkt die Denkart ſeines neuen Standes und alle Fehler deſſelben anzunehmen? — Das iſt eine Bemerkung, die ich öfter von meiner Pflegemutter gehört habe, und ſie vermehrt meinen Widerwillen. — Indeſſen, Ihnen zur Laſt fallen, lieber Vetter, — Ihre ge-

wiß nicht angenehme Situation noch drückender machen ....“

„Sie werden ſie erleichtern! fiel er ihr ſchnell ins Wort: Vielleicht hat manche der Arbeiten die meiner warten, ihr Unangenehmes; wenigſtens kenne ich verſchiedene die ich nicht um ihrer ſelbſt willen übernehmen würde; aber der Gedanke: Du arbeiteſt für Wilhelminen! — O, laſſen Sie meinem Herzen die Gerechtigkeit widerfahren, daß der alles Unannehmliche mildern wird! Beſte, glauben Sie es meinem Worte, ich würde für meine theuere Mutter nicht mit größerer Wonne mein ganzes Daſeyn verwenden, als für meine theuere Wilhelmine, die mir ..... Liebſte Couſine..... Wüßten Sie ..... Könnte ich Ihnen ſagen ..... Vielleicht iſt Ihnen der ſehnliche Wunſch bekannt, den meine Mutter lange in ihrem Herzen nährte ..... (Wilhelmine errôthete.) Mir hat ſie ihn

eröffnet ..... Wüßten Sie, daß mein Herz lange dieſer Eröffnung zuvorgekommen war! ..... (Wilhelmine glühete, und ſah vor ſich nieder.) Wüßten Sie das, ſo würden Sie empfinden, daß nichts drückend für mich ſeyn kann, wodurch ich Wilhelminens Unabhängigkeit erhalte; daß alles was ich für Wilhelminen unternehme ..... Doch, wozu die Umſchweiſe?“ rief er mit veſterer Stimme, indem er ſich ſchnell zu einem Muthe ermannte, von dem er bisher weit entfernt geweſen war. Trotz aller ſeiner Unerfahrenheit in dieſem Fache, nahm er doch, nach allgemeinen Geſetzen, aus dem glühenden Erröthen des Mädchens und aus ihrer ganzen Attitüde ab, beydes, daß er ihr nichts Neues, und nichts Unangenehmes ſage. — „Wozu die Umſchweiſe? rief er: Habe ich mich nicht anheiſchig gemacht, offen zu ſeyn? Ich bekenne Ihnen, daß mein Schickſal nur dann

erſt

erſt drückend werden muß, wenn Sie meinen Plan verwerfen ohne einen beſſeren an ſeine Stelle zu ſetzen. Ich liebe Sie mit der zärtlichſten Liebe; ich habe es meiner ſterbenden Mutter geſchworen, entweder durch die Hand ihrer Wilhelmine, oder nie durch die Hand eines Weibes glücklich zu ſeyn. Das war der Wunſch unſerer Entſchlafenen, von deſſen künftiger Erfüllung ganz allein das Glück meines Lebens abhängt. Ich war entſchloſſen, Ihnen dieſes Geſtändniß nicht eher zu thun, bis ich im Stande ſeyn würde, Ihnen mit meinem Herzen zugleich ein anſtändiges, ſorgenfreyes Loos anzubieten; und wenn ich jezt dieſem Entſchluſſe zuvoreile, ſo geſchieht es bloß um alle Ihre Bedenklichkeiten in Hinſicht auf meinen Plan auf Einmal zu heben, oder ſie unwiderleglich zu machen.“

„Sie haben ſie gehoben!“ flüſterte das Mädchen.

Gottfried, der in ſeinem ganzen Leben nicht Zeit gehabt hatte, einen Roman zu leſen, warf ſich nicht zu den Füßen ſeiner Geliebten, und wußte ſie dennoch zu überzeugen, daß ſie alle Glückſeligkeit über ihn ausgegoſſen habe, deren er empfänglich war. Ihm und ihr war jezt ein Gebürge von dem Herzen gewälzt; ſie waren eines Geheimniſſes los, welches ſie beyde gedrückt hatte.

Er flog hinaus, und kam mit einem Ringe wieder, den ſeine ſelige Mutter beſtändig getragen hatte. „Tragen Sie ihn ſo lange Sie leben, ſprach er, indem er ihn an ihre Hand ſteckte: er bindet mich, und läßt Sie frey. Ich will mir durchaus Ihre Jugend und die Stimmung des gegenwärtigen Augenblickes, in die das noch ſo warme Andenken an Ihre Pflegemutter Sie verſetzt, nicht auf eine unerlaubte Art zu Nutze machen. Sie kennen von der Welt noch beynahe nichts als die vier Mauern unſeres Hau-

ſes. Wer weiß, was für Verändrungen ein einziges Jahr mehr in Ihrem Herzen hervorbringen kann. Ich will gebunden, Sie ſollen frey ſeyn. Erſt in dem Augenblicke, er komme ſpät oder früh, in welchem ich Sie bitten kann, meine Hand anzunehmen, ſoll Ihr Herz entſcheiden. Mein einziger Wunſch iſt Ihr Glück. Theuere Liebe, wenn jezt bloß Ihre glühenden Gefühle für unſere Verſtorbene mir das Wort redeten, und Ihr Herz dereinſt das beſeufzete, wozu jene Gefühle Sie in dieſer Minute leicht bewegen könnten: ſo wären Sie nicht glücklich, und ich — elend! namenlos elend!“

„Edler Mann! rief ſie, Ihr Edelmuth iſt grauſam, denn er iſt ungerecht; er verkennt mich! Ich habe keinen Ring den ich Ihnen geben könnte; ich habe nichts als mein Wort; aber das giebt Ihnen nicht die Lippe, ſondern unmittelbar mein Herz, das ſich ſelbſt nicht mehr achten würde, wenn es

bey ſeinem letzten Schlage anders für Sie empfände, als in dieſem Augenblicke.“

Gottfried trauete dem Worte. Sie ſchwuren einander unwandelbare Liebe bis in den Tod, und hielten den Schwur, obgleich ſie ihn nicht mit Küſſen beſiegelten. Wilhelmine war die Sittſamkeit ſelbſt; ſie konnte zu keinen Vertraulichkeiten aufmuntern; ſie war nicht aus der großen Zahl de ces femmes qui ne veulent pas être respectées; und der junge Mann, der, wenn man ſeine Mutter ausnimmt, vielleicht nie einem Frauenzimmer die Hand, geſchweige den Mund geküſſet hatte, war nicht ſo zutäppiſch wie heuer unſere jungen Herren zu ſeyn pflegen; und, offenherzig geſagt, wir ſchätzen ihn deswegen nicht weniger. Wer nicht in der Geliebten eine Art von höherem Weſen ſieht, dem er ſeine ganze Ehrfurcht ſchuldig iſt, von dem läßt ſich doch in der That nicht ſagen daß er würklich liebe.

Lieben und Gelüſten iſt zweyerley Ding; und ſie, die ſo ſelten iſt daß man ſie, heutiges Tages, faſt nicht einmal in Romanen findet, die wahre Liebe, iſt immer eherbietig, furchtſam, beſcheiden; und geſetzt, ſie hätte einen ſchwachen Moment: ſo führt Ein Blick ſie wieder in ihre Schranken. Die Furcht zu mißfallen iſt ihr höchſtes Geſetz.

Wilhelmine war ein Mädchen voll geſunder Vernunft; der hellſte Kopf, der je auf den Schultern eines Weibes ſaß, hatte den ihrigen gebildet und ſie denken gelehrt. Folglich begriff ſie von ſelbſt, daß ein, für baare Bezahlung, vom Prieſter gedankenlos *) hergeſchnattertes Formular ſie nicht veſter an Gottfried binden könne, als ſie jezt durch ihr freywillig gegebnes Wort gebunden ſey; und daß, da die zarteſte Deli-

*) Während Seine Ehrwürden oft ſichtlich im ſchönen Buſen der Braut tief verlohren ſind!! —

kateſſe nichts dawider habe, daß ſie der-
einſt, nach angehörtem Formular, von der
Arbeit des Mannes lebe, der vor ihr ſtand,
und dem ſie nichts zubrachte, eben dieſe De-
likateſſe auch nichts dawider haben könne,
wenn ſie jezt von der Arbeit des nehmlichen
Mannes lebe, deſſen Lebensgefärthinn zu ſeyn
ſie jezt eingewilliget hatte. Und auf einen
Augenblick angenommen, ein äußerſt feines
Zartgefühl könne etwas dagegen einwenden:
ſo ſtand hier Ein Zartgefühl dem andern
entgegen; es war keine andre Möglichkeit
vorhanden, ſich für ihn zu erhalten. Denn
das wußte ſie gewiß, daß zur Kammerjung-
fer hinabſteigen völlig ſo viel ſey, als eine
ewig unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen
ſich und ihm aufführen. Sie konnte in die-
ſem Punkte über ſeine zarte Denkart nicht
im mindeſten ungewiß ſeyn, denn es war
die Denkart ſeiner Mutter und ihre eigene;
nie würde ſie einem Manne, der die Livree

getragen hätte, die Feinheit des Gefühls und den Adel der Seele zugetrauet haben, die ſie von dem Gefährten ihres Lebens foderte, den ſie ehren, den ſie ſchätzen, durch den ſie glücklich ſeyn ſollte.

Nur eine einzige Bedenklichkeit blieb ihr noch, und ſie verſchwieg ihm dieſelbe nicht. „Sie ſind ein junger Mann; wenn ich als ein blutjunges Mädchen unter Ihrem Schutze und in Ihrem Hauſe lebe, was wird die Welt davon denken?“

„Die Welt? Nu, was ſie will! Was ſie vielleicht ſchon dieſe vier Wochen her von uns gedacht hat, und was ſie liebreich von uns denken würde, wenn ich, oder wenn Sie, oder wenn wir alle beyde mehr als noch einmal ſo alt wären! — Was ſie denken würde, wenn wir auch an den beyden äußerſten Enden der Stadt wohnten, und ich Sie etwan alle acht oder vierzehn Tage einmal beſuchte, geſetzt auch ich käme nie, ohne

mit mehreren Ihrer Freunde und Freundinnen eingeladen zu ſeyn! — Das Urtheil edler Menſchen muß freylich jedem Edlen achtbar ſeyn: aber das Urtheil des vornehmen und gemeines Pöbels muß nie die Richtſchnur unſerer Handlungen werden; denn man thue was man wolle, ſo wird er nicht ermangeln es in ein ſchlechtes Licht zu ſtellen. Die mehrſten Menſchen ſind, um mich aufs glimpflichſte auszudrücken, nicht gut, und dieſe Nichtguten glauben ihren Vortheil dabey zu finden, wenn ſie jedem Menſchen ſo viel ſie können von ihrer eigenen — Nichtgüte leihen. Jedes Lob, das ein andrer erhält, ſcheint ihnen auf ihre Koſten gegeben, und wenn ſie andre tadeln und herabwürdigen können, glaubt das elende Geſindel ſich um eben ſo viel zu erheben. Außerdem iſt es allen Menſchen eigen, (ſelbſt den Guten, ſo lange ſie nicht durch Erfahrung gewitzigt ſind,) andre nach ſich zu beurtheilen; wer

alſo jemals hinter dem Ofen ſtak, der wird andre ſtets hinter dem Ofen ſuchen.“

„Das iſt es eben, was mich bedenklich macht!“

„Und woran Sie ſich auf keine Weiſe kehren müſſen. Wenn Wilhelmine aus Kenntniß und Ueberzeugung gut von mir urtheilt, und mein Herz mir zeugt, daß ich ihren Beifall verdiene: ſo mag, wer an keine Tugend glaubt, weil er in ſeiner Bruſt keine findet, immerhin denken was ihm beliebt; das ſoll mich von keiner einzigen meiner Pflichten abhalten. Meine erſte Pflicht iſt, in die Stelle meiner Mutter zu treten, und für Sie zu ſorgen, ſo ſehr ich auf jede edle Art für Sie zu ſorgen vermag. Die Welt? Hm! es iſt ſchon ein feines Weilchen her, ſeit ich die ſchiefen Urtheile verachten lernte. In Halle galt ich für menſchenſcheu bey den Beſſerdenkenden; für einen Pinſel bey denen, die ſich fidele Burſche nann-

ten, und für einen Knauſer faſt bey allen die mich kannten. Daß meine ſehr beſchränkten Umſtände, und mein unbegrenzter Wunſch in keinem Fache, von dem ich mir einmal Nutzen verſprechen konnte, ganz mittelmäßig zu bleiben, mir das harte Geſetz der äußerſten Sparſamkeit und der Eingezogenheit vorſchrieben, dieſe Wahrheit ließ ſich niemand träumen. Ein paar mogten mich noch oben drein für feig anſehen, weil ich mich gegen jedermann beſcheiden betrug, und manchen geringfügigen Anlaß zu Händeln lieber überſah: dieſe konnte ich denn leicht eines beſſeren belehren, und war jedesmal ſo glücklich es ſehr auf ihre Koſten zu thun. Freylich konnte man mich nicht leicht für dürftig halten, da ich immer ſehr anſtändig in Kleidern gieng, keine Kollegia frey bettelte, immer pünktlich bezahlte, nie Einen Groſchen ſchuldig, und nie ganz ohne Geld war; denn wenn ich beynahe bis zu meinem letzten

Friedrichsd'or herunter war, ſo lebte ich, um wahren Verlegenheiten vorzubeugen, ſchon ſo, als wenn ich keinen Gulden in der Taſche, und für keinen rothen Sechſer Kredit hätte. Daß ich nicht menſchenſcheu ſey, davon hätte man ſich durch den genauen Umgang mit ſechs oder ſieben der angeſehenſten Lehrer aus verſchiednen Fakultäten überzeugen können, zu deren Häuſern, Studirſtuben und Bibliotheken ich freyen Zutritt hatte, den ich ſehr benutzte, weil ich in ihren Studirzimmern oftmals mehr lernte als in ihren Hörſälen, und weil ich Gelegenheit hatte, in ihren Familien mir — was einem jungen Menſchen der durch die Welt will, ſo nöthig iſt, — einige Leichtigkeit im Umgange zu erwerben. Ich ließ alſo jeden glauben was ihm beliebte, lebte nach meiner Weiſe fort, weil es die einzige war, die mein Gewiſſen und die geſunde Vernunft billigen konnte, that immer heute was heute

noch gethan werden konnte, verließ mich nie auf den morgenden Tag, und finde jezt den unbezahlbaren Vortheil dabey, daß ich ſehr ruhig an das Examen denke, und mir getraue auf mehr als Eine Art mein Brodt zu verdienen, wenn ich auch lebenslang ohne Amt bleibe. Hätte ich auf die Meynung der Welt etwas gegeben, meine Zeit an unnützen Oertern und mit Spazierengehen verſchwendet, Schulden gemacht um ein fideler Kerl zu heißen, u. ſ. w. ſo wäre mein Elend jezt unüberſehbar, anſtatt daß ich mir nun getroſt mit der ſicheren Hoffnung ſchmeicheln darf, innerhalb weniger Monate über alle dringende Verlegenheit hinweg, und, was mehr als das iſt, der guten Meynung meiner Wilhelmine, und des Segens meiner Mutter nicht unwürdig zu ſeyn."

„Lieber Vetter, Sie ſind ein Mann! — Männer dürfen ſich eher über manches hinwegſetzen. Aber ein junges Mädchen? ....

Zumal wenn es in der Welt nichts weiter zu verlieren hat als ſeine Unbeſcheltbarkeit? . . . . .“

„Die es nie länger hat, als nichtswürdige Menſchen ſie ihm laſſen wollen? — — Hören Sie, liebes Kind, ich will Ihnen näher kommen. Was wird die Welt von Ihnen denken, wenn ſie z. E. für eine Galanteriehändlerin arbeiten, oder ſich als Kammerjungfer vermiethen? Wie? — So ſehr man Unrecht hat, wenn man in Hinſicht auf die Tugend einer Kammerjungfer und eines Fräuleins, ungläubiger im erſteren Falle iſt: ſo werden Sie dieſen Unglauben doch ganz allgemein finden, und zwar aus Gründen, die ſich recht gut hören laſſen. Der Stand eines Fräuleins hat für viele Leute etwas Imposantes; jener hat vielmehr für jedermann etwas Einladendes. Das Fräulein (vorausgeſetzt, daß es kein Bettelfräulein ſey,) iſt alſo ſchon dadurch ziemlich ſicher

vor aller Verſuchung von unten hinauf, es wäre denn daß Ihre Gnaden, was die Welt freylich von mehreren ſagt, ſehr ein- ladend wären, und die erſte Hälfte des We- ges ſelber zu übernehmen geruheten; die Kammerjungfer hingegen iſt Vornehmen und Niedrigen bloßgeſtellt. Ein Mann von ſoge- nannter Diſtinktion läßt ſichs nicht einfallen, daß er ein Mädchen, welches zu dem Geſinde gehört, — eine Zofe, — durch irgend eine Zumuthung beleidigen könne; und der Lakay iſt ja ihres gleichen. Jener, wenn ſie ſich beleidigt fühlte, würde das für Grimaſſe nehmen, und glauben, ſie wolle nur etwa ein ſeidnes Kleid herauskapituliren, wo ſeine Oekonomie mit etwas wenigerem loszukom- men glaubte. Und der Lakay würde dafür halten, das Kammerkätzchen trüge die Naſe nur ſo hoch, um anderer Kunden willen. Gerechtigkeit würde ihr keiner widerfahren laſſen. Kurz, ſie iſt den Zudringlichkeiten

eines jeden ausgeſetzt, und, wenn ſie nur nicht bis zum Widrigen häßlich iſt, in beſtändiger Verſuchung. Nicht zu gleiten iſt für ſie unendlich ſchwerer als für ihre Gnädige; und wer weiß? vielleicht haben es die Weltkundigen aus Beobachtung und Erfahrung, daß auf einem ſo ſchlüpfrigen Pfade nur wenige nicht gleiten? Das Vorurtheil iſt demnach immer und allenthalben wider ſie, obgleich vielleicht mehrere Gnädige heimlich taufen laſſen, als Kammerjungfern, die ſich nicht wohl auf einen oder ein paar Monate entfernen können, es öffentlich thun. Die alſo in den Stand hinab tritt, die muß ſich ſchon gefallen laſſen, daß, wer ſie nicht ſehr genau kennt, (und wer in aller Welt gäbe ſich wohl die Mühe, einen Domeſtiken genauer kennen zu wollen?) ſie kurzweg zu ihrem Stande rechnet. — Würden Sie alſo durch einen ſolchen Schritt im Urtheile der Welt gewinnen? — Ueberhaupt glaube ich

nach einer ſehr billigen Taxe annehmen zu dürfen, daß unter Einhundert Menſchen wenigſtens fünf bis ſechs und neunzig geneigt ſind lieblos zu urtheilen; ſo viel Erfahrung habe ich ſchon. Die Zahl derer, die ehrlos urtheilt, mag vielleicht um eine Kleinigkeit geringer ſeyn. Gut ſprechen die Menſchen nur von denen, die ihnen Vortheil bringen, und auch das nicht immer, — wenigſtens ſchwerlich länger, als die Vortheile dauern. Auf was für eine Art man eine Sache auch anfängt, den Randgloſſen entgeht man nie. Denken Sie an das Beyſpiel des Bauern, der mit ſeinem Sohne einen Eſel zu Markte führte. — Iſt Ihnen die Geſchichte bekannt?“

„Nicht, daß ich wüßte.“

„So hören Sie! Ein alter Bauer wollte „einen Eſel verkaufen. — Wenn das Thier „recht munter und wählich zu Markte kömmt, „ſagte er, ſo ſticht es den Liebhabern beſſer

ins

„ins Auge, und gilt leicht ein paar Gulden „mehr. — Er nahm alſo ſeinen Knotenſtab, „und befahl ſeinem Sohne, den Eſel an der „Halfter zu führen. Kaum hatten ſie ihr „Dorf ein Feldweges im Rücken, ſo begeg„neten ihnen Leute, die laut auflachten, daß „die beyden Grützköpfe im tiefen Wege wa„deten, während das laſtbare Thier ledig „nebenher ſprang. — Halb und halb haben „die Leute Recht, ſprach der Greis, und be„fahl ſeinem Sohne, dem Leichteſten von Bey„den, und deſſen Schuhe nicht in den beſten „Umſtänden waren, ſich auf den Eſel zu „ſetzen.“

„Ein Endchen weiter hin begegneten „ihnen andre Recenſenten, die ſich laut dar„über formaliſirten, daß der rüſtige Bengel, „wie ſie ſagten, zu Eſel, und der alte Greis „zu Fuße war. — Ein bischen widerſinnig „läßt es freylich wohl, ſprach der Alte: „Steig ab, Guſtel! Schade was für Deine

„alten Schuhe! ſie werden ſo kaum etzliche „Tage noch halten. — Und ſo ließ er den „Jungen abſitzen, und ſtieg nun ſelber auf.“

„Zweyhundert Schritte gieng das Ding „gut, denn ſo lange begegnete ihnen keine „Seele; aber in den erſten Wanderern fan„den ſich auch neue Kritikakler, die ein Aer„gerniß an dem Rabenvater nahmen, der „ſich nicht ſchäme noch gräme auf dem Thiere „einher zu trotten, während das arme Büb„chen im Schlamme die Schuhe ſtecken laſſe. „Sünd' und Schande ſey es, ſagten ſie! — „Der Alte fand würklich, daß ſein Knabe „viel Mühe habe, ſich einer Pfütze nach der „andern zu entziehen. Komm, Guſtel, rief „er: ſetz Dich hinten auf!“

„Das heiß ich Schinder! ſchrien die „nächſtkommenden Recenſenten: Das arme „Beeſt hat Mühe genug, ſich ſelber aus den „Schlaglöchern zu ſchleppen, und muß noch „die beyden Eſel tragen! Wenns noch Einer

„wäre, das ließe ein vernünftiger Menſch
„doch noch gelten; aber beyde! und das in
„ſo einem Wege! Pfuy! der Gerechte erbar-
„met ſich ſeines Viehes! — Ja wohl wird
„es dem Viehe ſauer, ſprach der Alte zu
„ſeinem Sohne, und es kann, wenn es ſo
„abgemarrackt zu Markte kömmt, leicht ei-
„nen Gulden oder was Unterſchied im Preiſe
„machen. — Auf dem erſten reinlichen Ra-
„ſenflecke alſo, den ſie erreichten, ſtiegen
„beyde ab, ſchnürten dem Eſel, wie einem
„Kalbe, die Füße mit der Halfter zuſammen,
„ſteckten einen Pfahl aus dem nächſten Zaune
„hindurch, und trugen nun den Eſel auf
„ihren Schultern. Es wurde ihnen ſauer,
„das iſt natürlich, zumal da der Eine ſtein-
„alt, und der Andre blutjung war: aber
„nachdem ſie jede andre Art unbeſcholten mit
„ihrem Thiere zu Markte zu kommen, verge-
„bens verſucht hatten, war dieſes ja die
„einzige Manier die ihnen noch übrig blieb.

„— Aber denk an mich, Guſtel, ſprach der „Vater: 's wird wieder keinem Menſchen zu „Kopfe ſeyn! Hätt' ich doch nimmer gedacht, „daß es ſo 'n krickelig Ding wäre, einen „Eſel zu Markte zu bringen!“

„Jezt blieb denn freylich alles erſt recht „ſtehen, machte Augen wie die Scheunthore, „belachte die ſonderbare Eſelträgerey, deren „Zuſammenhang es nicht begriff, und de- „klarirte, die beyden Narren ſeyen ein paar „dümmere Eſel noch als der Langohr, den „ſie trügen. — Das mögt Ihr ſelber ſeyn, „ſprach der Greis, dem die Geduld riß: Hole „Euch Narren mit einander wer Luſt hat „und Euch haben mag! Komm hier, mein „Sohn! ich ſehe wohl, wie man ein Ding „auch anfängt, ſo iſt es unmöglich allen „Leuten es recht zu machen; drum iſts am „beſten, man macht es auf die Art, die uns „ſelber am bequemſten iſt, und läßt die „Schöpsköpfe blöken. Uns paßte es am

„beſten, wie wir beyde uns von dem Bru„der dieſer Leutchen tragen ließen; dabey „laß uns bleiben. Es iſt ſo weit nicht mehr „hin nach der Stadt; ein halb Stündchen „Ruhe, eine Metze Gerſte, denk ich, und „ein paar Händevoll Heu werden ſchon ma„chen, daß man dem Thiere das biſſel Stra„paze nicht einmal anſieht; und ich wette, „dem Eſel iſt es lieber, er trägt uns, als „daß er ſich wie ein Schöps von uns tragen „läßt. — Während er ſo ſprach, hatte er „den Eſel losgebunden und aufgehalftert; er „ſetzte ſich auf, nahm ſeinen Guſtel hinter „ſich, ließ jeden Gänſekopf ſchnattern wie „ihm der alberne Schnabel gewachſen war, „und ſchwur lebenslang Diſteln zu eſſen wie „ſein Eſel, wenn er jemals wieder ein Ding „anders machen würde, als es ihm ſelbſt am „zuträglichſten ſcheine.“ —

„Wie es dieſem Greiſe gieng, fuhr Gottfried fort, ſo geht es allen Menſchen, mei-

ne liebe Couſine, und ſo wird es, wie wir es immer anfangen mögen, auch uns gehen. Jeder Tropf mäkelt, trätſcht, und urthelt ab ohne Kenntniß der Sache; und jeglicher Bube ſchwärzt und vergiftet die unſchuldigſten und edelſten Handlungen. Glauben Sie es ſicherlich, die nehmlichen Menſchen, die jemanden jezt zerreißen, weil er eine Sache nicht ſo und ſo gemacht hat, würden ihn eben ſo ſchäadlich zerreißen, wenn er ſie würklich ſo und ſo gemacht hätte. Uns kennt faſt niemand; aber dieſer faſt niemand kann es vielleicht ſeiner Anmerkungen werth finden, daß Sie in unſerem Hauſe unter meinem Schutze bleiben. Iſt das, ſo mögen Sie jede andre Parten ergreifen, ſeine Anmerkungen werden eben ſo wenig ausbleiben. Jezt wird er z. E. ſagen: ſie ſollte lieber hingehen und dienen. — Geſetzt aber, Sie ergriffen die Parten zu dienen, ſo würden die nehmlichen Leute ſagen: Das ſtille

Leben bey der alten frommen Frau und dem mürrigen (denn wills Gott werde ich hier wohl ſo gut für mürriſch und ſo weiter gelten, als in Halle,) und dem mürrigen Theologen ſtand dem Jüngferchen nicht länger an; ſie wollte ein bischen hinaus in die Welt; wollte die Arme frey haben, u. ſ. f. — Wem es hingegen konvenabler iſt, über mich herzufallen, der wird ſagen: Er eilt auch mächtig, daß er ſich das Kind vom Halſe ſchafft! Aus Achtung für ſeine brave Mutter, die das Mädchen wie ihren Augapfel liebte, hätte er ſich doch ein wenig anders nehmen ſollen! So ein junges Kind in Gottes weite Welt hinaus zu jagen, und der Verführung preis zu geben! wie das mit ſeiner Theologie beſtehen kann, weiß ich nicht; ich finde es ſchändlich. — Da haben Sie immer das Bäuerchen mit dem Eſel."

„Schlimm, daß es ſo iſt!" ſeufzte Wilhelmine.

„Es iſt aber nun einmal ſo, liebe Couſine! und da Sie und ich nicht im Stande ſind, die Welt zu ändern, die Narren vernünftig, und die Buben zu edlen Menſchen zu machen: ſo bleibt es allemal die vernünftigſte Partie, daß man, mit ſtrenger Rückſicht auf ſeine Verantwortlichkeit vor Gott und vor ſeinem eignen Gewiſſen, und mit eben ſo ſtrenger Rückſicht auf das Urtheil unterrichteter Leute von Ehre, ſich ſo entſchließe, wie man es für ſich ſelbſt und zu ſeinem Glücke am konvenabelſten findet, und dann ſich weder an die Schöpſe, noch an die Vipern kehre.“

„Gut, lieber Vetter; aber welche werden in Hinſicht auf uns die unterrichteten Leute ſeyn können?“

„Alle die uns näher kennen werden; alle die Scharfſinn und Urtheilskraft genug beſitzen, um unſern Charakter richtig aufzufaſſen, und eigne Tugend genug, um der unſri-

gen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. — Auf allen Fall, beſtes Minchen, werden Sie mich, und ich werde Sie leben und handeln ſehen. Sie mögen mich, ich werde Sie beurtheilen und richten. Habe ich Ihre Stimme, haben Sie die meinige, was kümmert uns dann, beſonders in der Lage in die ich glaube mich ſetzen zu können, das Urtheil einer ganzen Welt, die immer wird geſtehen müſſen, ſie kenne uns nicht? — Ich will Sie in keine Wege überraſchen; ich habe es Ihnen von Anfang an geſagt, daß ich Ihnen meine Ideen zu Ihrer Prüfung vorlege. Nehmen Sie ſich Zeit, meine Liebe! Prüfen, überlegen Sie, und wenn Sie etwas Beſſeres ſehen, ſo ſollen Sie mich ſehr bereit finden es zu billigen. Es würde mir ſehr lieb ſeyn, Sie in einem anſtändigen Hauſe als Geſellſchafterinn, und wenn es nach meinem Wunſche gienge, ohne allen Gehalt, zu ſehen: aber wir ſind ſo iſolirt, ſo ohne alle

Konnexionen! Wie ſinden wir ein ſolches Haus? Wenigſtens werden wir es nicht ſo gleich ſinden. — Vom Dienen kann auf keine Weiſe die Rede ſeyn. Geſetzt, Sie kennten das ganze Detail einer großen Haushaltung aufs genaueſte, was ich doch nicht vermuthe: ſo ſind Sie zu jung, als daß man Ihnen die Führung derſelben, nebſt der damit verbundenen Autorität über das Geſinde anvertrauen würde. Zu dem undankbaren Metier einer Gouvernante, wenn Sie auch, was Sie nicht ſind, dazu erzogen wären, ſind Sie ebenfalls noch zu jung. Alle übrigen Arten einer ſogenannten Kondition aber ſind unter Ihnen. Von Handarbeit ſich nähren wollen? — Liebſtes Kind, wenn Sie auch Tag und Nacht arbeiteten, ſo würden Sie ſich dennoch kaum vor Mangel ſchützen, gewiß aber Gefahr laufen Ihr Geſicht dabey zuzuſetzen, und überdem, bey ſo viel Jugend und Schönheit, ſich auf eine eben ſo mißliche

Gleitbahn wagen, als wenn Sie ſich in Dienſte begäben. Auf jeden Fall würden Sie immer einige Wochen oder Monate nöthig haben, entweder ſich zu Ihrer Arbeit einzurichten und Abnehmer zu finden, oder eine Herrſchaft zu ſuchen, und bis dahin hätten vermuthlich diejenigen, die ſich die Mühe nehmen wollen, über uns unbedeutende und unbekannte Menſchen zu denken, wofern es dergleichen giebt, ſich immer auch wohl ſchon ſatt gedacht. — Alles dieſes gehört mit in die Ueberlegung, um die ich mir die Erlaubniß nehme Sie zu bitten. — Bedenken Sie, daß wir nicht in einer kleinen Bicoque leben, wo jeder Müßiggänger ſich die Zeit mit mediſiren und klatſchen vertreibt, ſondern in dem großen Berlin, wo man ſich höchſtens um ſeine Bekannten bekümmert, und ſelten weiß wer im nächſten Hauſe wohnt. Weſſen Bekannte wären wir wohl? — Eine Frage noch, meine Theuerſte! In dem

Augenblicke, da meine Mutter ſich über die Art Ihrer einsweiligen Verſorgung näher erklären zu wollen ſchien, verlohr ſie Sprache und Bewußtſeyn; hat ſie Ihnen nicht etwa vor meiner Ankunft ihre Meynung hierüber eröffnet?“

„Das hat ſie leider nicht. Sie ſagte nur, ſie wolle mit Ihnen überlegen was am beſten zu thun ſey; ſie wiſſe überzeuglich, ſetzte ſie hinzu, daß ich in jedem Falle an ihrem Sohne einen brüderlichen Freund finden würde. — Ach, und ich finde mehr! ich finde einen väterlichen Freund!“

„Schöne Seele, wer könnte es mit Ihnen wohl nicht gut meynen? Ich gelobe es Ihnen in die Hand, Ihr Wohl ſoll, ſo lange ich lebe, mein vorzüglichſtes Augenmerk ſeyn. — Ich wünſchte, unſere Mutter hätte ſich näher gegen Sie ausgelaſſen! — Allerdings ſehe ich ſelber wohl ein was wir zu thun hätten, wenn alles wäre, wie ich es

gern hätte: Sie müßten ſich bey einer re-
ſpektablen Wittwe, oder ſonſt bey einer un-
beſcheltbaren Familie in Penſion geben; und
das wäre gerade mein Wunſch. Aber —
ich ſehe ſchlechterdings in den erſten etlichen
Monaten keine Möglichkeit, und in den etli-
chen nächſtfolgenden keine Wahrſcheinlichkeit
ein anſtändiges Koſtgeld aufzubringen; und
geſetzt, es fände ſich: ſo würde uns dieſe
Ausgabe um vieles von unſerm Ziele entfer-
nen, welches ohnehin nicht ſo ganz nahe zu
liegen ſcheint, daß wir nicht vielmehr dar-
auf zu denken hätten, es näher zu rücken.
Folglich bleibe ich der Meynung, ohne ſie
Ihnen im mindeſten aufdringen zu wollen,
wir müſſen die Glückſeligkeit unſeres ganzen
Lebens keiner falſchen Delikateſſe aufopfern,
ſondern es machen wie das Bäuerchen mit
dem Eſel, thun was unſerem künftigen Glücke
am wenigſten im Wege iſt, zufrieden ſeyn
wenn wir vor dem Richtſtuhle Gottes und

unſerer eigenen Ehre ſchuldlos daſtehen, und in unſer Bewußtſeyn gehüllt, liebloſe Urtheile mit eben der kalten Verachtung anſehen, mit welcher ein Schriftſteller, den langes Studium ſeines Faches und die Stimme der echten Kunſtrichter zu einigem Selbſtgefühl berechtigen, das armſelige Lob oder die ungezogene Petulanz eines recenſirenden Primaners *) anzuſehen pflegt. — Ich wiederhole Ihnen die Bitte, ſich Zeit zum Nachdenken zu nehmen. Bey Entſchlüſſen die man nach reifer Ueberlegung gefaßt hat, iſt man

*) Unter Primanern verſteht der Verfaſſer nicht bloß die lieben Unmündigen die würklich noch in Prima ſitzen oder derſelben kaum erſt, und viel zu früh, entſprungen ſind: ſondern alle die, gleichviel ob unbärtigen oder graubärtigen Knaben, die mit ihren dürftigen Kenntniſſen nicht, oder nicht viel über die Primam einer erträglichen Schule hinaus gekommen ſind, und gleichwohl Unverſchämtheit genug beſitzen, ſich einer öffentlichen Stimme anzumaßen. — Exempla sunt odiosa!

am wenigſten der Gefahr ausgeſetzt, ſie zu bereuen.“

Hiemit überließ er ſie ihrem Nachdenken, und begab ſich in ſein Zimmer.

Wilhelmine überdachte alles was er ihr geſagt hatte, und ſah, daß, wenn ſie glücklich werden wolle, ſie jezt ihre Bedenklichkeit, ſo ſchwer ſie dem jungen Mädchen auf dem Herzen lag, unterdrücken müſſe. Was aber dieſer Bedenklichkeit ein neues Gewicht gab, war der Gedanke, daß Gottfried noch weit mehr wage, als ſie; denn, wenn man ihren Aufenthalt in ſeinem Hauſe zweydeutig fände, ſo könnte ihm das, meynte ſie, leicht den Weg zu einer Predigerſtelle verſchließen, und dann hätte ſie ſich ſein Unglück vorzuwerfen. — Sie eilte, ihm dieſen Skrupel vorzutragen, und er erklärte, daß, wenn gleich dieſes geſchehen ſollte, er es ganz und gar nicht als ein Unglück anſehen würde.

So blieb es denn vorläufig bey ſeinem Plane. Er meldete ſich zum Examen, und beſtand es mit ungewöhnlicher Ehre. Seine anſpruchloſe Beſcheidenheit nahm ſo ſehr für ihn ein, als ſeine reife Gelehrſamkeit; er erwarb ſich ſo viele Gönner und Freunde, als er Examinatoren hatte; die Prüfung dauerte faſt noch einmal ſo lange als gewöhnlich, und war verſchiedene Tage hindurch in allen Zirkeln die Stadtneuigkeit. Das gab dem jungen Manne eine in ſeiner Lage ſehr wünſchenswürdige Art von Celebrität, ſo daß, wie er bekannt machte, daß er in verſchiedenen Sprachen und Wiſſenſchaften Unterricht zu geben wünſche, in weniger als acht Tagen alle ſeine Stunden, von acht Uhr Morgens bis ſechs Uhr Nachmittags, in den vornehmſten Häuſern ſehr vortheilhaft beſetzt waren. Sein hübſches Aeußeres, denn er war eine ſchöne männliche Figur, und ſein geſchliffenes Betragen nahmen umdeſto

deſto mehr für ihn ein, je ſeltner es leider zu ſeyn pflegt, daß junge Theologen Geſchicklichkeit und feine Sitten mit einander verbinden. *) In kurzer Zeit gehörte es zum bon ton, ſeine Kinder von ihm unterrichten zu laſſen, ſo daß, weil ſeine Zeit bald nicht mehr ausreichte, die Kinder mehrerer Eltern ſich in Einem Hauſe verſammelten, um gemeinſchaftlich ſeines Unterrichts zu genießen. Dadurch wurden ihm manche Stunden vier bis ſechsfach bezahlt, und einige Tage in der Woche brachten ihm jeglicher ſeinen

*) Woher in aller Welt ſollten die mehrſten derſelben Lebensart, Bekanntſchaft mit dem guten Ton, und feine Sitten (die doch dem Prediger wohl faſt nöthiger wären als Leuten aus den übrigen Fakultäten,) nehmen? Wie wenige unter ihnen giebt es, die nicht aus den niedrigſten Volksklaſſen wären, deren Sitten und Denkart ſie denn gemeiniglich mit in das Lehramt hinüber nehmen! — In Holland hat man die Verhütung dieſes Uebelſtandes zur Preisaufgabe gemacht.

Friedrichd'or, die übrigen wenigſtens einen halben ein.

Einer von ſeinen Examinatoren, der ihn vorzüglich lieb gewonnen hatte, und deſſen Empfehlungen er ſeine einträglichſten Informationen verdankte, lud ihn oft des Abends ein. Sie wurden bald vertraut mit einander: der Oberkonſiſtorialrath tadelte ihn, daß er ſo viele Stunden informire: „Sie behalten keine Zeit zum eignen Studiren, ſagte er; viele Lektionen die Sie in höheren Wiſſenſchaften geben, erfodern doch ſchlechterdings Vorbereitung, und man ſoll doch auch mit ſeiner Wiſſenſchaft und dem Zeitalter fortgehen." —

„Die Nächte ſind lang!" erwiederte Gottfried.

„Das ſind ſie! Aber die Geſundheit?"

„Gewohnheit, Ihre Hochwürden! — Ich bin von Kindesbeinen an gewohnt, nie über fünf Stunden im Bette zu ſeyn."

„Das mögen Sie immer, nur müſſen Sie die neunzehn Wachſtunden nicht mit lauter Kopfarbeiten zubringen! — Man glaubt ſich abgehärtet, aber nehmen Sie ſich in Acht! Verſtopfungen in der Leber oder ſonſt im Unterleibe, und ihr fürchterliches Gefolge, Hypochondrie, Hämorrhoiden und dergleichen mehr, laſſen ſich ſo unvermerkt, ſo ſchleichend herbeyſtudiren, und ſind dann ſchröckliche Gefärthen auf lebenslang! — Ich ſpreche aus leidiger Erfahrung mein junger Freund!“

Gottfried nahm hier Gelegenheit, dem Greiſe ſeine Lage und Plane zu vertrauen, um ihm fühlbar zu machen, daß er weniger Rückſicht auf ſeine Geſundheit, als auf die möglichſt einträgliche Anwendung ſeiner Zeit zu nehmen habe, und erzählte ihm kürzlich, was unſere Leſer bis hieher geleſen haben. Er geſtand ihm offenherzig, daß er Wilhelminens Bedenklichkeit wichtiger

finde, als er es ſich gegen das Mädchen mer=
ken laſſe; daß er ſehr wünſche, ſie in einem
Hauſe, wo er für ihre Sitten nichts zu be=
fürchten habe, auf den Fuß einer unbezahl=
ten Geſellſchafterinn auf einige Zeit anzu=
bringen; daß er aber, da er kein ſolches
Haus wiſſe, durch ſeine Umſtände gedrungen
ſey aus der Noth eine Tugend zu machen,
ſich mit dem innigen Bewußtſeyn ſeiner Ehre
und guten Abſichten zu wappnen, und an die=
ſem Harniſche die etwanigen Urtheile unkun=
diger oder ſchlechtdenkender Menſchen abglei=
ten zu laſſen.

„Sie wiſſen kein ſolches Haus?“

„Keins bis jezt, weil ich wider die vor=
nehmen adlichen und die reichen Kaufmanns=
häuſer einerley Einwendungen habe. Alles
andre beyſeite geſetzt, oder ſogar zugege=
ben, daß alles Uebrige wäre wie es ſeyn
ſollte, würde nicht ſchon der bloße Luxus,
in welchem dieſe Häuſer mit einander wett=

eifern, meinem guten Mädchen gefährlich werden können?“

„Eine ſehr gegründete Beſorgniß.“

„Dann wäre ſie unglücklich, und ich noch mehr. Ich werde höchſtwahrſcheinlich meiner künftigen Gattinn nichts als ſehr mittelmäßige Umſtände anzubieten haben, einen frugalen Tiſch und beſcheidene Kleidung. Meine Wünſche gehen ſogar nicht weiter hinaus. Jezt iſt ſie an ſolche Umſtände gewöhnt. Als Geſellſchafterinn einer Hochgebohrnen lernt ſie andre Bedürfniſſe kennen, die ihr dort freylich nothwendig ſind, die ich aber in der Folge nicht werde befriedigen können, und die zum Theil, nehmen wir zum Beyſpiel den Artikel der Kleidung und des Putzes, einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf den Charakter eines noch ſo jungen Kindes haben dürften. . . . . .“

„Bringen Sie immer das Herumflankiren auf Redouten, Maskeraden und Bällen

mit in Anſchlag, nebſt den Opern und Komödien, wo fürwahr die Sitten ſchwerlich gebeſſert werden.“

„Alſo ein Aufenthalt bey einer eingezogenen Wittwe, oder bey einem ohne Geräuſch lebenden Paare, welches ſeiner heranwachſenden Tochter mehr einen angenehmen Umgang mit einer liebenswürdigen Geſpielinn verſchaffen, als eine eigentliche Gouvernante geben mögten, das wäre es was ich finden mögte, und wovon ich nicht einmal weiß wo ich es ſuchen ſoll.“

„Würklich nicht? — Sie wären alſo nicht ſo ſehr mein Freund wie ich mir ſchmeichle, oder Sie haben keine vortheilhafte Meynung von der Verfaſſung und den Sitten meines Hauſes. — Im Ernſte, mein Freund, ich muß mich beklagen, daß Sie gar nicht daran gedacht haben, wie nothwendig meiner Tochter eine ſolche Geſellſchafterinn ſey! Sie iſt wenigſtens immer den

ganzen langen Vormittag allein, wie Sie wiſſen. Das iſt nicht freundſchaftlich von Ihnen! Glauben Sie Ihre Couſine unter dem Auge meiner Frau gut aufgehoben, ſo bringen Sie ſie morgen im Tage zu uns; Sie verpflichten uns dadurch ungemein, und wir werden ſie nächſt unſerer Tochter lieben.“

Dieſer unerwartete Antrag des würdigen Greiſes überraſchte den jungen Mann ſo ſehr, daß es ihm an Worten fehlte ſeine Erkenntlichkeit auszudrücken; aber ſein funkelndes Auge und ſein beredtes Geſicht ſagten deſto mehr. Beſſer, glaubte er, könne ſein Minchen nirgends verwahrt ſeyn, als in dem Hauſe dieſes reſpektablen Mannes. Er ſtand nicht einen Augenblick im Zweifel, ob er das Erbieten annehmen müſſe. Der edle Greis ließ ihn mit ſeinen Dankſagungen nicht zu Worte kommen: „Laſſen Sie uns, ſprach er und drückte ihm die Hand, unſere

Rollen nicht vertauſchen; wer von uns beyden dem andern zu danken hat, der bin ich; denn ich gewinne, und Sie bringen ein Opfer. Ein Mädchen, welches der Liebling einer Mutter war, die einen ſolchen Sohn erziehen konnte, muß ſehr liebenswürdig, muß ein vortreffliches Frauenzimmer ſeyn! Wie ſtolz wird meine Lotte ſich fühlen, ſie zu beſitzen! — Und ich? — Ich bin nicht blind für meine Vortheile: Wenn ich einen ſolchen Magnet im Hauſe habe, hoffe ich, daß Sie nicht mehr auf Einladungen warten werden, um eine Familie zu beſuchen, der Sie beſtändig willkommen ſind. Verlaſſen Sie ſich übrigens darauf, daß die näheren Beziehungen zwiſchen Ihnen und Ihrer kleinen Couſine ein tiefes Geheimniß unter uns beyden bleiben."

Nicht bloß der Wunſch dem jungen Manne den er liebte, einen Dienſt zu erzeigen war es, der den Oberkonſiſtorialrath ver-

mogte ihm ſein Haus für Wilhelminen anzubieten. Er kannte die Menſchen mehr von Seiten ihrer Schwäche, mithin that auch die Beſorgniß, der beſtändige zwangloſe Umgang der beyden jungen Leute mit einander könne in einer unglücklichen Minute irgend eine Thorheit veranlaſſen, das ihrige. Daher denn auch das widerholte Verſprechen des Geheimniſſes. Er glaubte dadurch dem jungen Paare in ſeinem Hauſe deſto mehr Zurückhaltung aufzulegen, wenn Minchen bloß im Verhältniß einer Pflegebefohlnen Gottfrieds bekannt wäre. Hätte er Gottfrieds Veſtigkeit, ſeine tiefe Ehrfurcht für Minchens Unſchuld, und die noch tiefere Ehrfurcht für alles was er Einmal als Pflicht einſah, genauer gekannt: ſo würde er ſeine gute Handlung ohne dieſe Beſorgniß verrichtet haben.

Ueber Tiſche ſagte er ſeiner Frau, ſie mögte doch morgen noch ein Bette in Lott-

chens Schlafzimmer aufſchlagen laſſen; ſein Freund ſey ſo gütig ſeiner Pflegebefohlnen, einer jungen Demoiſelle von ausgezeichnetem Werthe, zu erlauben, daß ſie einige Zeit mit Lottchen zubringen dürfe, um die Erziehung derſelben vollenden zu helfen.

Leſer die mit der Welt bekannt ſind, erwarten hier vermuthlich eine Eheſtandsſcene? — Man kennt die Predigerdamen; in der Regel iſt es wahrlich nicht ihre Sanftmuth, ihre Nachgiebigkeit, ihre Gefälligkeit gegen ihre Männer, noch die Bereitwilligkeit ſich den Willen derſelben zur Vorſchrift dienen zu laſſen, was ſie renommirt macht. Aber die Oberkonſiſtorialräthinn beſtättigte zu ihrer Ehre die Regel dadurch, daß ſie eine der ſeltnen Ausnahmen von derſelben war. Es mogte wohl ſchon fünf oder ſechs Jahre her ſeyn, daß ſie ihre ſilberne Hochzeit gefeyert hatte, aber in allen dieſen dreyßig Jahren hatte ſie in ernſthafteren An-

gelegenheiten noch nie einen anderen Willen gehabt als ihr Mann; denn ſie war eine wohlerzogene, ſehr vernünftige und ſehr verſtändige Frau, die, was nicht jede weiß, ihren Mann zu würdigen wußte, und überzeugt war, daß ſie ſich auf ſeine Einſichten beſſer als auf die ihrigen verlaſſen könne. Sie wartete ihres Haushalts, und miſchte ſich nie in die Geſchäffte ihres Mannes, außer wenn er, was ſehr oft geſchah, ſie ausdrücklich um ihre Meynung fragte. Beſonders war es ihr ein unverbrüchliches Geſetz, niemals zu widerſprechen, wenn ihr Mann ſich beſtimmt erkläret hatte. Dagegen herrſchte ſie unumſchränkt in Küche, Keller und Geſindeſtube; ſie nahm Geſinde an und ſchaffte es ab, ohne daß er ſich je darein mengte, denn er wußte daß ſie alles was zur Direktion des Hausſtandes gehört, beſſer verſtand als er. Auch hatte er ihr die ganze Laſt der Kaſſenverwaltung, der Hausrepara-

tur u. ſ. w. auf den Hals gewälzt, und gab ſich zuletzt gar nicht mehr die Mühe ihre Quartalsrechnungen nur nachzuſehen, da er ſie ſo viele Jahre hindurch immer zu ſeiner größten Zufriedenheit gefunden hatte; er wußte kaum, wer in den vermietheten Partien ſeines großen Hauſes wohnte, noch in weſſen Händen ſeine Kapitale waren, denn er war ſo glücklich, in allen Dingen dieſer Art ſich vollkommen auf ſeine Frau verlaſſen, und alles von ſich entfernen zu können, was ihn in ſeinen Amtsgeſchäfften, oder im ruhigen Umgange mit den ernſten Muſen ſtöhren konnte. Es war ein Haus, worinn weder der Mann noch die Frau, ſondern die geſunde Vernunft die Oberherrſchaft hatte, und in welchem jeder das gut hieß, was dieſe Göttin billigte; daher wurde auch in der ganzen Welt kein Haus beſſer und ruhiger adminiſtrirt als dieſes. Nie gab es ſkandalöſe Auftritte, und wenn etwa ein

Mädchen eine Schüſſel zerbrach, ſo fuhr darüber der Gottſeybeyuns nicht in die Frau. Verſah ein Domeſtik etwas, ſo wurde ihm das mit ſanftmüthiger Güte verwieſen; fuhr er nach zwey oder drey Erinnerungen immer noch fort ſeine Pflicht zu vernachläſſigen, ſo nahm die Oberkonſiſtorialräthinn der Gelegenheit in Acht, wenn alles Geſinde beyeinander war, dankte dem Nachläſſigen mit aller Gelaſſenheit für ſeine Dienſte, gab ihm ſeinen Lohn und Abſchied, und war dann unerbittlich. — Weil man nun ein für allemal wußte, daß das ihre Weiſe ſey, und übrigens ihre Leute bey leichter Arbeit gut genährt und bezahlt wurden, ſo war ſie gemeiniglich gut bedient, und brauchte ſehr ſelten zu dieſer Extremität zu ſchreiten.

So ſah es in dem Hauſe aus, welches ſich Wilhelminen öffnete.

Die Oberkonſiſtorialräthinn nahm alſo den Antrag ihres Mannes mit eben ſo weni-

ger Befremdung auf, als hätte er bloß ſein Frühſtück auf morgen um eine halbe Stunde früher beſtellt. Sie verſicherte ihn, daß alles zu rechter Zeit in Ordnung ſeyn ſolle, und ſagte mit der ihr eignen feinen Art unſerm Gottfried, der bey ihr hoch am Brette ſtand, viel Verbindliches, welches dadurch noch mehr Werth erhielt, daß es ſichtlich von Herzen gieng.

Noch an keinem Abend war Gottfried ſo froh, aber auch zugleich ſo beklemmt nach Hauſe gegangen, als heute. Nicht nur weil die Nachrede vermieden wurde, die faſt unmöglich ausbleiben konnte, wenn zwey ſo junge Leute Jahre lang mit einander wirthſchafteten, ſondern noch weit mehr um beſſerer Urſachen willen, war ihm das Erbieten ſeines ehrwürdigen Freundes willkommen: ſeine Wilhelmine mußte ſich nothwendig in einem ſolchen Umgange ſehr ausbilden; ihre Erziehung wurde vollendet; ſie bekam etwas

Welt, lernte unter Menſchen leben, und er-
langte Einſichten in die Führung eines größe-
ren und wohlgeordneten Hausſtandes. Seit-
dem er den geſchlagenen Tag ſeinem Berufe
außerhalb Hauſes widmen mußte, beſorgte
er, nicht ohne Grund, daß die Einſamkeit,
die vollſtändigſte Abſonderung von aller Welt,
eine beynahe ſechzigjährige Magd abgerech-
net, die ſchon als er gebohren ward bey ſei-
ner Mutter gedient hatte, der jungen Wil-
helmine in mehr als Einer Hinſicht nach-
theilig ſeyn werde. In einem Alter von
funfzehn Jahren iſt man nicht zum Anacho-
reten gemacht. Dieſe wichtige Beſorgniß
war nun gehoben. Aber — er ſollte ſich von
Wilhelminen trennen! nicht mehr mit
ihr unter dem nehmlichen Dache wohnen!
nicht mehr bey Tiſche ſie gegen über haben!
nicht mehr, wenn er zu Hauſe war, jedes
Viertelſtündchen der Erholung mit ihr ver-
plaudern, nicht jede Veranlaſſung benutzen

können, ihren Verſtand und ihr Herz zu bilden! — Das ſchien ihm eine ſehr harte Fodrung an ſich ſelbſt! Indeſſen ſie war gerecht; Wilhelminens Beſtes machte ſie; und kömmt bey einem edelmüthigen Manne wohl jemals ein ſelbſtſüchtiger Wunſch in Betracht, wenn von dem Beſten der Geliebten die Rede iſt? — Ehe er alſo noch ſein Haus erreichte, war Gottfrieds Herz ſchon mit ſeinem Opfer fertig, und er konnte ſeiner liebenswürdigen Freundinn eine Neuigkeit, die ſie beruhigen mußte, mit völlig heiterer Stirn ankündigen. „Freuen Sie ſich; mein Minchen! Sie finden eine Stelle als Geſellſchafterinn bey einem ſchätzbaren jungen Frauenzimmer beynahe von Ihrem Alter, — bey einer jüngeren Schweſter, mögt ich ſagen; denn Sie werden als ein Kind im Hauſe angeſehen werden.“ — Und nun erzählte er.

Dem Mädchen gieng es wie ihm: ſie

em-

empfieng die Nachricht mit Freude und Schmerz; aber ſie hatte noch nicht Gottfrieds Stärke; der Schmerz erhielt bey ihr ſehr bald das Uebergewicht. Sie hatte ſehnlich eine Auskunft gewünſcht, ihren guten Namen vor den Kommentaren giftiger Zungen in Sicherheit zu ſetzen: und nun eine ſolche Auskunft ſich fand, als böte die Vorſehung ſelbſt ſie dar, ſchlug ihr das Herz bis in den Hals; die giftigen Zungen waren auf Einmal tief in das Dunkel des Hintergrundes verſetzt; Trennung von ihrem Gottfried, mit dem zu leben ihr nun zur ſüßen Gewohnheit geworden war, das war jezt das Einzige was ſie dachte und wovor ſie bebte. — So iſt der Menſch! Selbſt die beſten und billigſten ſeiner Wünſche ſtehen unter einander ſo im Widerſpruche, daß hundertmal für Einmal ſogar die Allmacht Gottes nicht ausreichen würde, ſie zu befriedigen.

Gottfried, der ſo gut wie ſie ein

ſchweres Opfer brachte, hatte als Mann und Philoſoph ſofort ſein ſträubendes Gefühl unter dem Gehorſam der Nothwendigkeit gefangen genommen, ſobald er ſich dieſe dachte. Bisher hatte er die etwanigen Urtheile großmüthig verachtet, ſo lange es nicht möglich war ſie für ihn und Wilhelminen günſtig zu ſtimmen, wofern beyde nicht die wahre Glückſeligkeit ihres ganzen künftigen Lebens aufopferten. So wichtig ſchien ihm ein bischen ungegründetes Stadtgeklaſche nicht. Jezt aber ſtand es in ihrer Macht, neben der Unbeſcheltbarkeit, die ihnen ihr Herz bezeugte, auch die Unbeſcholtenheit zu erzwingen, ohne daß das mehr koſtete als eine temporäre Aufopferung, als eine Selbſtverleugnung auf eine überſehbare, wenn gleich in den Augen der Liebe, welcher jede Minute der Entfernung ein Tag, und jeder mit dem geliebten Gegenſtande verlebte Tag eine Minute ſcheint, ſehr lange und langweilige Zeit. Dieſer

Preis ſchien ihm billig; er erſparte vielleicht manchem ſeiner Mitbürger viel Nichtswürdigkeit.

Wilhelmine hingegen fühlte jezt nur die Größe des Opfers, und die Nothwendigkeit ſchien ihr je länger je weniger nothwendig. — Die Schönen philoſophiren eben ſo wohl als wir, nur, leider Gottes! mehrentheils zur Unzeit, und nicht allemal konſequent. Ihre Wünſche ſind gemeiniglich die Baſis ihrer Weltweisheit und die Prämiſſen ihrer Syllogismen. — Wilhelmine, die vor etlichen Stunden kaum den Muth hatte an das Fenſter zu treten, weil ſie fürchtete, die Vorübergehenden mögten mit Fingern auf ſie deuten, fand jezt auf Einmal daß es kleinliche Schwäche ſey, beym vollen Gefühle ſeiner inneren Unbeſcheltbarkeit ſich an grundloſe Beurtheilungen zu kehren. Ihr Herzchen murrte heimlich über ſich, daß es dieſer Schwäche fähig geweſen ſey, und glaubte

ſich jezt, da es zu ſpåt war, ſtark genug, jeder unverſchuldeten Gloſſe Troz zu bieten. Håtte ſie nur nicht dieſen Mittag noch Gottfrieden ihre Unruhe merken laſſen, wer weiß, wåre er beym Oberkonſiſtorialrath wohl nicht auf dieſes Kapitel gekommen! — Den Leuten nicht unter die Zunge zu fallen war ihr wohl recht lieb: aber konnte das denn nicht vermieden werden, ohne daß ſie ſich von Gottfried trennen mußte? —

Das hieß nun freylich dem lieben Gott ein Mirakel zumuthen: aber auf dergleichen kleine Mißgriffe kömmt es einem Mådchen nicht an. Die Spötter ſagen den Schönen nach, daß ſie ſelbſt, einen einzigen Fall abgerechnet, in allen übrigen ſelten recht wiſſen was ſie eigentlich wollen. Dieſe erklåren das zwar für Verleumdung: allein es ſcheint doch eher zu beſchwören als zu bewetten, daß dieſesmal die Spötter nicht eben Unrecht haben.

„Alſo morgen ſchon?“ — ſagte ſie, als Gottfried ſeine Erzählung geendiget hatte.

„Wenn Sie noch einige Tage brauchen, Ihre Wäſche und Kleider in Ordnung zu bringen, ſo muß das allerdings von Ihnen abhangen!“ erwiederte er mit dem ruhigſten Tone, den er zu erzwingen vermogte. Er fühlte alles, was in dieſem Morgen ſchon lag.

„Ich war ſo ganz nicht vorbereitet! — Es wird mir faſt nicht möglich ſeyn in acht Tagen fertig zu werden! — Ach, lieber Vetter, wenn es nur gute Menſchen ſind! —“

„Die beſten Menſchen die ich kenne. Schon die Art uns zu verbinden beweiſet das. Sollte man nicht glauben, wir wären es, die ihnen eine Verbindlichkeit auferlegten? Sie mögen beurtheilen, ob ich ſo viel Stolz beſitze als zu einem rechtſchaffnen Manne erfoderlich iſt; aber ich verſichre Sie, mit allem dieſen Stolze erröthe ich nicht, dieſen

Menſchen Dank ſchuldig zu werden. Vielmehr erhöhet es mein Selbſtgefühl, daß Leute wie dieſe, mich ſo freundſchaftlicher — ich mögte ſagen: ſo väterlicher Wohlthaten würdig achten. Ich hoffe, Sie werden ſich dort in einer ſehr angenehmen Lage fühlen." (Wilhelmine erſtickte einen Seufzer, der ſich aus ihrer Bruſt drängte.)

„Geſetzt, fuhr er fort, Sie träfen dort Eigenheiten: — und liebe Couſine, wer hat wohl nicht die ſeinigen? — ſo hoffe ich, ſie werden erträglicher ſeyn, als Sie dieſelben in irgend einer (ich mögte ſagen, faſt in jeder) bezahlten Lage finden dürften. Für ihr Geld halten ſo viele Menſchen ſich Alles erlaubt. Wenn die gnädige Dame geſagt hat: Dafür wird ſie bezahlt: ſo iſt Alles geſagt; ſie hält ſich vor aller Welt und bey ſich ſelber für gerechtfertigt. Und die Kaufmannsdame? Nun, in der Regel iſt

die faſt noch inſolenter als oft die Hochgebohrne, und das geht ſehr natürlich zu. Ich bin meiner Sache nicht völlig gewiß, ob in den Häuſern der Gelehrten die meiſte Humanität herrſcht: aber die Präſumtion haben ſie wenigſtens für ſich, daß ſie da am erſten zu ſuchen ſey, — vorausgeſetzt daß man mit der Benennung: Gelehrter, nur nicht ſo verſchwendriſch umgehe, ſie auf die Legion derer auszudehnen, die in ihrer Diſciplin nur ungefähr was zum Handwerke gehört, und oft auch das, ſo wenig es iſt, kaum zur Nothdurft innehaben. So iſt zum Exempel ein Schöps, deſſen ganze literariſche Habſeligkeit ſich darinn koncentrirt, je alle ſechs Tage bey tiefer Todesſtille im Hauſe eine erbarmungswürdige Homilie aus dem holen Schedel und zwanzig Poſtillen herauszuſchmieren, um ſie am ſiebenten Tage mit triefender Stirn vor etlichen hundert gemißhandelten Ohren abzukrähen, trotz ſeiner

großen Wolkenperüke und des ſchwimmenden ſeidnen Talars, kein Gelehrter, denn dieſer klägliche Schlag von Tröpfen iſt gemeiniglich wacker aufgedunſen, und gegen alle diejenigen ſehr ungeſchmeidig, vor denen er nicht kriecht. Gelehrte ſind nur, die, wie mein Oberkonſiſtorialrath, in ihrem eigentlichen Fache und denen die in genauer Verbindung mit demſelben ſtehen, vollkommen zuhauſe, und in wenig anderen Fächern des menſchlichen Wiſſens völlige Fremdlinge ſind, — oder mit andern Worten, die von dem was man vor ihnen gewußt hat, das Wiſſenswürdige wiſſen. So viele Leute dieſer Art ich noch gekannt habe, mit denen lebte es ſich im Ganzen ſehr gut. Je größer der Mann, deſto beſcheidner. Ich getraue mir zwar nicht zu behaupten, daß in ſolchen Häuſern der Geiſt des Mannes ſich durchgehends auf die Frau verbreite: indeſſen in dem Hauſe meines Freundes iſt es würklich

ſo; bey ihm und bey ihr finde ich die nehm-liche liberale und humane Denkart, ein ſich immer gleiches, nicht cärimoniöſes, aber äußerſt verbindliches Betragen voll der fei-nen Aufmerkſamkeit, welche allein jene wahre Politeſſe ausmacht, die ſich aus keinem Kom-plimentirbüchlein lernen läßt, weil ſie nicht in leerer, ſchaler Phraſeologie beſteht, ſon-dern in Thun, in Ergreifung des Augenblicks, in der Kunſt würklich zu verbinden, es ſey durch Worte oder durch Handlungen. Wo ich dieſe feine, ungekünſtelte Politeſſe — die Höflichkeit des Herzens mögt ich ſagen, — antraf, da ſchloß ich immer auf Güte und Würde des Charakters, und betrog mich ſel-ten; wo ich jenes ſchale Gepränge, jenes leere Wortgeklimper fand, da ſchloß ich alle-mal auf Falſchheit, und betrog mich nie. Alles verſpricht mir demnach, daß Sie im Schooße dieſer Familie ſehr angenehm wer-den leben können. Auch Ihre Garderobe iſt

recht gut für dieſes Haus, in welchem, der groſsen Mittel ungeachtet, kein thörichter Luxus, noch weniger lächerliches Grosthun herrſcht; Sie brauchen dort nicht täglich in Seide zu gehen, vielmehr würde es Ihnen verdacht werden, denn ſelbſt die Oberkonſiſtorialräthinn trägt ſich wie Sie, und kleidet ſich nur bey beſondern Veranlaſſungen in Seide. In allen Stücken iſt Beſcheidenheit und edle Simplicität der Ton des Hauſes. Um deſto beſſer paſſen Sie hinein. —“

Alles das gefiel Wilhelminen genug, aber — Gottfried lebte nicht in dem Hauſe! Mit welcher Sehnſucht erwartete ſie ihn nicht, wenn er jezt zu Mittage oder Nachmittags um ſechs nach Hauſe kam! Wie langſam verfloſſen ihr die Stunden, wenn er auſser dem Hauſe war! Künftig ſollte ſie ganze Tage und Wochen leben, ohne ihn zu ſehen! ohne von ihm zu lernen! — (denn er ſuchte immer, über was für einen Gegen-

ſtand er ſich auch mit ihr unterhielt, ihre Einſichten zu erweitern und ihre Begriffe zu berichtigen; und für ſie war keine von ſeinen Bemerkungen verlohren. Er war ein ſcharfſinniger Beobachter, und kannte, obgleich er noch nicht fünf und zwanzig Jahr alt war, die Menſchen weit beſſer, als mancher der unter ihnen grau geworden iſt.) — Gottfried kannte ſein Minchen viel zu genau, als daß er nicht alles was in ihrer Seele vorgieng, auf ihrem Geſichte geleſen hätte, und es koſtete ihm Mühe ſeine Rührung zu verbergen. Mancher an ſeiner Stelle würde es bereuet haben, in der Vertraulichkeit gegen ſeinen Gönner ſo weit gegangen zu ſeyn: er aber war nicht der Mann, der aus Selbſtſucht etwas hätte bereuen können, was er für Pflicht hielt. Und beydes war Pflicht, ſo wohl einem edlen Manne, der ihm ſehr ſprechende Beweiſe des lauterſten Wohlwollens gegeben hatte, kein Geheimniß aus ſei-

ner Lage und Abſichten zu machen, als auch ein freundſchaftliches Erbieten anzunehmen, welches ſo ſehr zu Minchens Vortheil war, obgleich es ihn und ſie auf einige Zeit um etliche ſüße Viertelſtunden des Tages brachte. — Aber wäre das möglich geweſen, ſo würde Minchen ihm noch lieber geworden ſeyn, da er ſah, wie ſo mit ganzer Seele das holde Geſchöpf an ihm hieng!

Ohne ſich alſo merken zu laſſen, daß er ſie errathe und zu beruhigen ſuche, fuhr er fort ſich mit ihr über ihren künftigen Aufenthalt zu unterhalten; er ſagte ihr was er von der Einrichtung des Hauſes wußte; ſchilderte ihr Lottchen als ein ſanftes, liebenswürdiges Mädchen von vieler Munterkeit und Witz, den Jahren nach zwar nur Ein Jahr jünger als ſie, der Ausbildung nach hingegen wohl um drey bis vier Jahre zurück; und ſetzte endlich hinzu: es würde Schade ſeyn, wenn Wilhelmine in den

angefangenen Lektionen auf halben Wege ſte-hen bliebe; in ihrer künftigen Wohnung ſey es ſehr früh Tag, weil der alte Herr jeden Morgen um ſechs Uhr ſchon auf ſeinem Stu-dirzimmer zu ſeyn pflege; er glaube dem-nach, es werde keine Schwürigkeiten haben, daß er wie bisher, täglich von ſieben bis achte ſeinen Unterricht bey ihr fortſetze, bis ihm eine bequemere Vormittagsſtunde frey würde.

Das war ein kräftiges Wort des Troſtes für Wilhelminen! — Ein zweytes kam hinzu; heute war es Sonnabend; es wurde alſo veſtgeſetzt, daß ſie morgen bloß einen kurzen Beſuch bey ihren Gönnern abſtatten wollten, und Minchen erſt übermorgen über acht Tage ſich völlig hinbegeben ſollte. Da-durch gewannen ſie zween Sonntage, das heißt: zween ganze Tage, an denen Gott-fried keine Geſchäfte außerhalb Hauſes hatte, die ſie alſo ganz für einander leben

konnten. Uebrigens hoffte Gottfried, daß ſie in wenig Wochen ihres neuen Aufenthalts gewohnt ſeyn, und die Trennung weniger fühlen würde.

Dieſer Abrede gemäß ſtellte er Wilhelminen am folgenden Tage ihren künftigen Freundinnen vor, die ſich, ehe eine Stunde vergieng, ſo für ſie eingenommen fühlten, daß ſie ſich nur mit Mühe zu einem Aufſchub von acht Tagen bequemten. Aber wahr iſt es auch, daß derjenige mit einem Herzen ohne alle Empfindung hätte gebohren ſeyn müſſen, dem es möglich geweſen wäre, das ſüße Geſchöpf ohne Theilnahme zu ſehen. Die tiefe Trauer, die ſie noch für ihre Pflegemutter trug, und ein bischen Schwermuth, das ſich aus dem unſchuldigen Geſichtchen nicht ganz wollte hinweglächeln laſſen, vermehrten das Intereſſante ihrer ſanften Phyſiognomie; und wenn ſie den Mund öffnete, ſo haderte man mit jedem Geräuſche, wo-

durch man um einen Laut dieſer melodiſchen Stimme gebracht wurde, die mit ſo vieler geſunden Vernunft und ſo richtiger Urtheilskraft ſprach. — Selbſt der alte Herr fühlte ſeine Erwartung weit übertroffen, obgleich Gottfried ſie ziemlich hoch geſpannet haben mogte. Er beſtand darauf, Wilhelmine gehöre von nun an zur Familie; bat ſichs aus, ſie ſeine Tochter nennen zu dürfen, und wollte von ihr keinen andern als den Vaternamen annehmen. Seine Frau und Tochter folgten mit Eifer dem Beyſpiele, und Wilhelmine hatte auf Einmal Vater, Mutter und Schweſter, ſo ehr- und liebenswürdig als ihr Herz es immer wünſchen konnte, und wußte ſie ſich zu erhalten bis der Tod ſie trennte.

Gottfried hatte richtig geurtheilt. In weniger als vierzehn Tagen war ſeine Couſine völlig eingewöhnt, wozu freylich die Stunde die er ihr täglich gab, das ihrige

beytrug. Die Nothwendigkeit, das wußte er aus eigner Erfahrung, entwickelt in dem Menſchen außerordentliche Kräfte; man braucht nur zu müſſen, um ſehr viel zu können was man ſelbſt ſich nicht zugetrauet hätte. Und war nicht das Mädchen ohne alles Verhältniß beſſer daran als er? Sie lebte in dem angenehmſten Umgange, und er, wenn er ſein theils mühſames, theils langweiliges, theils ekelhaftes, theils bey ſchlechten Subjekten ganz verſchwendetes, ſeiner Neigung ganz zuwiderlaufendes Tagewerk vollendet hatte, war mit ſich ſelber allein, und mußte, wenn er Erholung von ſeiner Arbeit brauchte, ſie nur in einer andern Arbeit ſuchen. Auch beſchloß er bey ſich, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, um dieſen Zuſtand möglichſt abzukürzen.

Er hatte einige Abhandlungen zum Drucke fertig. Trug er ſelbſt ſie einem Verleger an, ſo wußte er, wie der gewöhnliche Schlag

von

von Buchhändlern denkt; und wer die räſonnablen waren, wußte er nicht. Einige armſelige Gulden, die ihm kaum das Licht, geſchweige ſeine Nachtwachen vergütet hätten, wären alles geweſen was er hätte erwarten können. Er ſteckte ſeine Papiere in die Taſche, gieng zu ſeinem Freunde, und bat ihn um Rath. Dieſer behielt die Handſchrift zur Durchſicht, und hatte er vorher eine ſehr vortheilhafte Meynung von dem jungen Manne gehabt, ſo wurde ſie jezt ungemein erhöhet, ſo wie er dieſe Schriften durchgieng. Gottfrieds Gelehrſamkeit hatte er gekannt; hier aber war er auf den Standpunkt geführet, von dem er Gottfrieds großes Genie und ſeine mannigfaltigen Talente einigermaßen überſehen konnte. Es war ihm unmöglich das Manuſkript aus der Hand zu legen, ehe er es völlig durchleſen hatte; nun aber ſetzte er ſich ſtill hin, bot ſelber allen ſeinen Genius auf, um nicht, wie es berühm-

ten vorredenden Mäcenen unberühmter jungen Männer von großem Talente zuweilen gehen ſoll, bey der Vergleichung mit ſeinem Schützlinge gar zu ſehr zu verlieren, und arbeitete eine Vorrede aus. Darauf ließ er ſeinen Verleger zu ſich bitten, trug ihm die Handſchrift zu eben dem Preiſe den er ſelbſt zu nehmen pflegte, und auf eben die Bedingungen an, und ſchloß in Gottfrieds Namen den Kontrakt. Kaum war dieſes Geſchäfft in Richtigkeit, ſo trat Gottfried herein, der zum Abendeſſen eingeladen war, und der würdige Greis freuete ſich, zwiſchen zweyen Männern die er beyde liebte, den Grund zu einer Freundſchaft zu legen, die für beyde vortheilhaft ſeyn mußte. „Dieſer Herr, ſagte er zu Gottfried, indem er ihm den Buchhändler vorſtellte, wird den Verlag Ihrer Handſchrift übernehmen, zwar nicht auf die allerbeſten, aber doch auf ſehr gute Bedingungen. Ich bin gewiß,

ſetzte er verbindlich hinzu, daß dieſes das einzige mal ſeyn wird, daß Sie den Verleger geſucht haben, und dieſer nicht Sie.“

Nun fieng er an von andern Dingen zu ſprechen, und kam den ganzen Abend nicht wieder auf jenen Punkt zurück. Erſt als Gottfried weggieng, ſteckte er ihm den Kontrakt in die Hand.

Wie gerührt war der junge Mann, als er bey ſeiner Nachhauſekunft aus dieſem Papiere den ganzen Umfang der Güte ſeines edelmüthigen Freundes erſah! — Weit entfernt von ſeinen erſten Verſuchen die günſtige Meynung zu hegen die ſie verdienten, hielt er ſie für — erſte Verſuche, und ſah das tiefe Stillſchweigen des Oberkonſiſtorialraths ſeit den zehn oder zwölf Tagen die ſie in ſeinen Händen waren, für kein vortheilhaftes Zeichen an. Aber ſo war der vortrefliche Greis; er hielt ſich nicht beym Schwatzen auf, wenn er Willens war zu handeln; da-

bey war es ihm ein Vergnügen, wenn er angenehm überraſchen, beſonders wenn er Erwartungen übertreffen konnte. Die kleine Unruhe die er den ganzen Abend hindurch an ſeinem jungen Freunde wahrnahm, that ihm freylich leid; indeſſen ihn in Gegenwart des Buchhändlers zu überraſchen, das erlaubte ſein Zartgefühl ihm nicht. Er hatte geglaubt mit dieſem Manne fertig zu ſeyn ehe Gottfried käme; ſie mit einander bekannt zu machen hatte er ſich auf einen andern frohen Tag vorbehalten. Jezt, da die Ungeduld den angehenden Schriftſteller ein wenig früher als gewöhnlich hergetrieben, und beyde einander nun doch einmal getroffen hatten, bat er ſeinen Verleger, den Abend vollends bey ihm zuzubringen.

Die Ehre von einem ſolchen Manne aus freyem Triebe beym Publikum eingeführt zu werden, rührte ihn mehr, als das für die damalige Zeit ſehr anſehnliche Honorar. —

Freylich würde er ohne dieſe Ehre lange genug am Pulte haben ſchwitzen und frieren können, ehe er ſich Celebrität genug errungen hätte um anſtändig bezahlt zu werden. Sein Verleger, wenn er einen gefunden hätte, würde ihn ſchon untergehalten, würde es hübſch bey ſich behalten haben, daß ſeine Schriften einen ſehr guten Handelsartikel ausmachten. Manche dieſer Herren wiſſen ſich ſo gut durch neue Auflagen unter der alten Jahrzahl zu helfen, beſonders wenn ſie Verfaſſer vor ſich haben, die nicht in hinlänglich ausgebreiteten Konnexionen ſtehen, um dergleichen Unwürdigkeiten zu entdecken.

Arbeit iſt unter allen Freunden der einzige, der ſeinen Mann nie im Stiche läßt. Gottfried ließ ſichs nicht verdrießen, wenn er um ſechs Uhr nach Hauſe kam, noch ſechs bis ſieben Stunden am Pulte zu ſitzen; mithin war er, wie ſein erſtes Buch erſchien, bereits im Stande ein zweytes unter die

Preſſe zu geben, welches derſelbe Verleger ſehr freudig zu eben den Bedingungen über- nahm; — ein ſichrer Beweis, wie gut er bey dem erſten ſeine Rechnung gefunden hat- te. Dieſer Mann, der die literariſchen Be- dürfniſſe der Zeit beſſer kannte als der junge Schriftſteller, ſchlug ihm nun ſelbſt ver- ſchiedne Arbeiten vor, und bald thaten ihm mehrere auswärtige Buchhändler Anträge. Er arbeitete mit Leichtigkeit; in ſeinem Kopfe gab es keine leeren Fächer, und der Aus- druck, woran der Schriftſteller ſich allemal am geſchwindeſten erſchöpft, machte ihm noch keine Schwürigkeit. Er fand daß er am Pulte den er liebte, mehr erwerben könne als mit Unterricht, den er nicht liebte, — wie es denn einem denkenden Kopfe nicht anders als unerträglich ſeyn kann von Haus zu Haus zu trotten, und immer und ewig die erſten Anfangsgründe wiederzukäuen. Er fand ſogar, daß er ſich ſelbſt mit dem Infor-

miren verdarb; denn durch das beſtändige Anſtrengen ſich zu kindiſchen Fähigkeiten hin-abzulaſſen, wird man allmählig ſelbſt gewiſ-ſermaßen zum Kinde, gewöhnt ſich unvermerkt zu einer Kleiniglichkeit im Denken und in Be-griffen, und geht endlich mit Männern um als ob man Kinder vor ſich hätte. Aller-dings war der Erwerb des Pultes weit müh-ſamer: aber, meynte er, wenn man doch Einmal Holzarbeiter ſeyn ſoll, ſo iſts doch beſſer Tiſchler zu ſeyn als Schwefelhölzchen zu ſchnitzeln. — Er hatte nicht Unrecht. Hier mit der Geduld und Selbſtverleugnung eines Märtyrers die Anfangsgründe der la-teiniſchen Sprache, dort die Anfangsgründe der Geographie und Hiſtorie, in dieſem Hauſe die erſten Linien der Geometrie, in jenem die erſten Gründe der Logik und Me-taphyſik zu lehren, in einem andern die lie-ben zehn Gebote, die leider! niemand hält, und den Glauben, den wenige glauben, ei-

nem Knäblein oder Mägdlein einzubläuen, und was ein Stundengeber ſonſt noch für mancherley erſte Gründe lehret, das iſt in ſo weit recht gut: aber das erfodert keinen Gelehrten; jeder nur halbwege rechtliche Primaner iſt dem Gewerbe über und über gewachſen. Wer alſo wahren Beruf zu etwas Höherem in ſich fühlt, der iſt es Gott, der ihm ſeine Talente gab, der Welt, und ſich ſelber ſchuldig, ſeine Zeit, die ſich nicht wieder kaufen läßt, nicht mit Beſchäfftigungen zu verſchwenden, zu denen es immer Leute genug geben wird. Hat er vorzügliche Gaben und Neigung zur Bildung junger Leute, ſo ſuche er lieber ein Schulamt oder eine Stelle als Hauslehrer, ſo können dieſe Gaben, die er als Stundengeber ſelten oder nie anwenden kann, wahren Nutzen ſtiften. Das Hauſiren mit primis lineis muß ein Mann der mehr zu lehren weiß, billig denen überlaſſen, die nur ſo viel gelernet haben, es ſey

denn daß ihm, wie unſerm Gottfried, auf den Stutz kein andres Mittel ſich zu nähren zur Hand wäre.

Auf Gottfried würkten außerdem zwo mächtige Gottheiten, deren Eine ſehr hell und voll Leben vor ſeiner Seele ſchwebte, und laut ihm zurief; die andre aber tief im Hintergrunde verborgen ſtak, und ſo leiſe liſpelte, daß er es ſich ſelber kaum geſtand ihre Stimme zu hören, obgleich ihr Flüſtern ſo viel über ihn vermogte als jener laute Zuruf. — Jene war die Unabhängigkeit, dieſe der Ruhm. Als wandelnder Informator war er keinen Tag ſein eigner Herr; er hieng von einer Menge Menſchen, und ſogar von der Uhr ab; und wenn er heute ſtarb, wer wußte morgen daß er gelebt hatte, außer den wenigen mit denen er lebte? — Er freuete ſich demnach jedesmal wenn ihm eine Stunde erledigt wurde, und ließ ſich nicht bewegen ſie wieder zu beſetzen; im kurzen

gewann er ſich den ganzen Nachmittag frey, der ihm nebſt den Abendſtunden am liebſten zur Arbeit war.

Wilhelmine ihrerſeits war in dem Hauſe des Oberkonſiſtorialraths ſo glücklich als ſie es ſeyn konnte. Jedermann fand ſie ſo liebenswürdig als ſie wirklich war, und beyde Eltern machten zwiſchen ihr und ihrer Tochter keinen Unterſchied. Daß ein ſolches Mädchen ſich in einem ſolchen Umgange ungemein ausbildete, war kein Wunder. Und eben ſo natürlich war es, daß ihr Umgang hinwiederum ſehr nützlich für Lottchen wurde.

Lottchen war ein liebes gutes Mädchen, aber unglücklicherweiſe wußte ſie früh, daß ſie ſchön, und das einzige Kind reicher Eltern ſey, mithin auf eine glänzende Partie Anſpruch machen könne. Ihre Eltern hatten ihr das wahrlich nicht in den Kopf geſetzt; es fehlt aber in anſehnlichen Häuſern

wunderſelten an Leuten, die entweder aus Unverſtand, oder weil ſie irgend eine Art von Rechnung dabey finden, die Kinder verderben. Hier war es die Amme, die nachher als Kinderfrau im Hauſe geblieben war, und noch jezt kein ander Geſchäfft hatte als Lottchen zu bedienen. — Das Köpſchen voll von ihrem kleinen Perſönchen und von ihrem künftigen Glanze, hatte Lottchen nur immer Geſchmack an dem gefunden, was zu einer galanten Erziehung gehört. Sie tanzte ſchöner, als Leute von gründlicher Einſicht es an einer Perſon, die nicht zum Theater gehört, anſtändig finden; ſie konnte eine Lomber- oder Whiſtpartie vollzählig machen; ſie ſang wie ein Engel; ſie ſpielte das Klavier, die Harfe, die Laute ſo gut als es von ihren Jahren zu fodern ſtand; ſie ſprach erträglich Franzöſiſch und etwas Italiäniſch; das war aber auch der ganze Inbegriff ihrer erworbnen Vollkommenheiten. Von der Seite des

Soliden hatte ſie ſich ganz vernachläſſigt, weil ſie glaubte, eine Perſon wie ſie, brauche das nicht. Der Natur war ſie viel Verſtand ſchuldig, und ihr nicht giftiger Witz machte ſie würklich angenehm; aber ſie ſelbſt bemerkte bald, — nicht nur was leicht wahrzunehmen war, daß die vorzüglichſten unter den wackeren Leuten, die ihr Haus beſuchten, (ihr Vater war des Abends nicht gern allein,) ſich lieber mit Wilhelminen unterhielten, ſondern daß ihre Freundinn in der That den Vorzug vor ihr hatte weit unterhaltender zu ſeyn, — ihre Freundinn, die weder tanzen, noch die Laute ſpielen, noch Franzöſiſch ſprechen konnte, nicht einmal eine Karte kannte, und nicht halb ſo ſchnabelſchnell war wie ſie. Man begegnete dieſer wie einer ausgebildeten Perſon, und ihr mitunter wie einem kleinen Mädchen; gleichwohl waren ſie kaum ein Jahr aus einander. Das kam doch bloß daher, daß dieſe ihren Verſtand gebildet hatte?

Lotte gehörte nicht genug zu ihrem Geſchlechte, um ihre Freundinn, die ſo gut, ſo lieb war, wegen dieſes Vorzuges zu haſſen, aber der Ehrgeiz, der Geiſt der Nacheifrung erwachte in ihrer Seele. Sie glaubte, wenn ſie ſich Mühe gäbe, Wilhelminen wohl noch einholen zu können, zumal wenn dieſe ihr zu Hülfe käme. Minchen ſelbſt hatte ihr ja erzählt, was für ein dummes Gänschen ſie geweſen ſey, als ihre Pflegemutter ſie zu ſich nahm. Hatte dieſe in etwa drittehalb Jahren, bloß unter der Leitung einer armen alten Frau, und mit Hülfe einiger Bücher, ſo weit kommen können, was durfte ſie dann nicht von ſich erwarten, da ihr ſo viele andre Hülfsmittel zu Gebote ſtanden? — Dies war in den erſten vier Wochen ſeit Wilhelminens Eintritt in das Haus.

Jedes ernſtere Buch war bisher dem kleinen lüſtigen Dinge ein Greuel geweſen; jezt fiel ſie mit Heishunger über die etlichen Bü-

cher her, die Wilhelminens kleine, aber ſorgfältig gewählte Sammlung ausmachten. Im Huy war ſie mit dem erſten fertig, das ihr in die Hände gefallen war, und eben ſo mit dem zweyten und dritten. Ihre Freundinn bemerkte und mißbilligte das. Ein Buch verſchlingen, ſprach ſie, oder es gar nicht geleſen haben, laufe beynahe auf eins hinaus. Man müſſe bedächtig und wenig auf einmal leſen, viel über das Geleſene nachdenken und nachfragen, mit Einem Worte, es recht verdauen, und ſo in wahre Nahrung des Geiſtes verwandeln; man müſſe über keine einzige Stelle hinweg ſchlüpfen, ehe man nicht gewiß ſey, ſie vollkommen verſtanden zu haben. „Da ſind Sie nun, fuhr ſie fort, geſtern in Einem Tage mit Gellerts moraliſchen Vorleſungen fertig geworden. Wären Sie jezt wohl im Stande, mir Rechenſchaft von dem Buche zu geben? — oder allenfalls nur von einer Vorleſung, die Sie

jezt ſehr nahe angeht, über die Pflichten in Abſicht der Anwendung unſerer Verſtandeskräfte? — Ich meyne eine genaue Rechenſchaft, die es bewieſe, daß Sie dieſen Abſchnitt würklich durchdacht hätten?“

Lottchen wußte nicht einmal gewiß, ob überall ein ſolcher Abſchnitt im Buche ſtehe.

„Sie haben alſo Ihren geſtrigen Tag mit dem Gellert in der Hand getödtet, und können nicht ſagen, daß Sie Gellerts Moral geleſen haben. Auf dieſe Art würden Sie Ihres Herrn Vaters ganze große Bibliothek durchleſen können, und hätten dennoch keine Lektüre, — und blieben immer ſtehen wo Sie ſind, oder zögen, die verquackelte Zeit ungerechnet, gar Nachtheil aus Ihrer Beſchäfftigung; denn, fragen Sie nur meinen Vetter, ob es nicht beſſer ſey völlig unwiſſend zu ſeyn, als hie und da einen halbverſtandnen, oder oft völlig mißverſtandnen, aus der

Reihe in die er gehört herausgeriſſenen Satz von ungefähr aufgefangen zu haben? Nicht die Menge der Bücher, die man gedankenlos durchlief, nur die wenigen die man durchdachte, machen unſere Beleſenheit aus. Auf dieſe Art kommen Sie alſo nicht vorwärts. Laſſen Sie uns künftig vorerſt Eine Stunde des Tages veſtſetzen, in der wir mit einander leſen, und zwar in der Ordnung, wie meine Pflegemutter mich leſen ließ, als ich ungefähr ſo weit war, wie Sie gegenwärtig ſind. Laſſen Sie uns dann gemeinſchaftlich über das, was wir laſen, reflektiren, und wo wir mit unſern kleinen Einſichten zu kurz kommen, meines Vetters oder Ihres Vaters Einſichten zu Rathe ziehen, die uns ihre Leitung nicht verſagen werden. Mit Gellerts Moral anfangen, hieße die Pferde hinter den Wagen ſpannen. Ich ſage es Ihnen offenherzig, liebſtes Lottchen, Sie bedürfen noch einiger Vorbereitungen, ehe dergleis

gleichen Schriften Ihnen faßlich ſeyn werden, und ehe Sie Geſchmack an ihnen finden können, obwohl Sie nicht ſo weit zurück ſind, als Ihre edle Beſcheidenheit es Ihnen einbildet. Sie ſind nur noch nicht völlig da, wo Sie ſeyn könnten. Die tägliche Gelegenheit mit den feinſten und aufgeklärteſten Leuten zu leben hat viel für Sie gethan; Ihr eigner Fleiß muß jezt das übrige thun, muß die Lücken ausfüllen, und Ordnung, Licht und Zuſammenhang in Ihre zerſtreuet aufgeſammelten Begriffe und Kenntniſſe bringen, die Ihnen alsdann erſt nützlich ſeyn werden.“

Bey dieſer Entſchließung blieb es veſt. Die beyden Mädchen ließen es ſich Ernſt ſeyn, die eine zu lernen, und die andre alles das viele zu lehren was ſie ſelbſt wußte. In weniger als einem Jahre war Lottchen nicht mehr zu erkennen; aus dem kleinen queckſilbernen Dinge, das Euch bey der ernſthafteſten Anrede mit einem witzigen Einfalle in

die Queere kam, und die Dürftigkeit ſeines Geiſtes hinter Tändeley und Muthwillen zu verſtecken ſuchte, war eine geſetzte junge Perſon geworden, die in ihre Unterhaltung etwas mehr als Witz und Tändeley legte, die ſchon aus ſich ſelber etwas zu ziehen wußte, und der man es wunderſelten anmerkte, was für ein Buch ſie zuletzt geleſen hatte.

Das war nicht Wilhelminens einziges Verdienſt um ihre junge Freundinn. Sie ſchaffte ihr das Vertrauen auf ihren Reichthum und die daher entſprungene Abneigung für manche weibliche Kenntniſſe und Beſchäfftigungen, oder vielmehr Geringſchätzung derſelben, ziemlich aus dem Köpfchen, und brachte ihr Geſchmack an mehreren Arbeiten bey. Sie machte ſie auf die häufigen Beyſpiele durch Verſchwendung, durch Bankrout, oder durch andre Zufälle an den Bettelſtab gerathener Reichen aufmerkſam, und foderte ſie auf, ihr einen einzigen geſunden Menſchen

zu zeigen, der bey nützlichen Geſchicklichkeiten und dem Willen ſie anzuwenden, zum Bettler hinabgeſunken ſey? Lottchen konnte freylich mancherley Arten von ſeidnen Geldbeutelchen und Handſchuhen ſtricken, ein wenig in Marly nähen, der damals ſehr getragen wurde, ein Blümchen aus Haaren, und andre Kindereyen verfertigen: aber ſie war nie dahin zu bringen geweſen, einen ordentlichen Saum oder eine Nath zu nähen, ſo daß ihr Vater oft mit einigem Unwillen ſagte, in ihr ſey eine Hofdame verdorben. Wilhelmine hingegen trug kein Stück an ihrem Leibe, welches ſie nicht mit eigner Hand verfertigt hätte. Sie ſchuf ſich ihre Moden ſelbſt, und wenn gleich ihre Kleidung gemeiniglich die wohlfeilſte war, ſo war ſie doch, ſelbſt in dem größten Zirkel von Damen, allemal am beſten angezogen, ſie, die keiner Kammerjungfer bedurfte. Lottchen, die ſich ganz nach ihr zu bilden

ſuchte, weil ſie ſah, daß ihr in allem was ſie that, der Beyfall wie ihr Schatten folgte, lernte bald mit der Nadel umgehen, ihre neuen Kleider ſelbſt verfertigen, ihre getragenen umändern oder ausbeſſern, und fand daß es ſehr ſchön ſey, wenn man mit allem umzugehen weiß, geſetzt auch man wolle keinen Gebrauch davon machen. Mannichfaltigkeit der Geſchicklichkeiten gewährt überdem den Vortheil, daß man Abwechſelung in ſeine Beſchäfftigungen bringen kann, mithin iſt ſie ein kräftiges Verwahrungsmittel vor Ueberdruß, und vor der Erbplage des ſchönen Geſchlechts, aus der die mehrſten Thorheiten deſſelben entſpringen, der Langenweile. Lottchen, die, ſeitdem ſie zu groß war mit der Puppe zu ſpielen, oft Stundenlang gegähnt hatte, (denn man kann doch nicht immer auf dem Klaviere ſpielen, oder ſein leiblich Angeſicht im Spiegel beſchauen! — und wie geſagt, an ihre geiſtige Phyſiognomie dachte

Lottchen vor Wilhelminens Eintritt in das Haus gar nicht;) eben dieſes Lottchen hatte jezt keinen Augenblick Langeweile; vielmehr ſchienen ihr die Tage zu kurz, ſo ordentlich ſie auch ihre Zeit eingetheilet hatte, — oder vielmehr gerade dieſer Ordnung wegen.

Beyde Eltern ſegneten die Stunde, in welcher Minchen ihr Haus betreten hatte, und wetteiferten in den Beweiſen ihrer Liebe und Dankbarkeit. Beyde würden ſie in ihrem ganzen Leben nicht bey ihrer Tochter bewürkt, noch das aus ihr gemacht haben, was Wilhelmine — oder wenn Du lieber willſt, der erweckte Geiſt der Nacheiferung, in kurzer Zeit aus ihr machte. Der Vater war ein Mann, der ſeinem Amte lebte, (das iſt ein ander Ding als von ſeinem Amte leben,) und, wenn ſein Amt ihn nicht foderte, an ſeinen Schreibtiſch gefeſſelt war. Ihm blieb nicht viel Zeit, ſich

mit Lottchen zu beſchäfftigen, und hätte er ſie gehabt, ſo war (wie denn jeder Acker nicht jegliche Frucht trägt,) er zu allem eher als zum Erzieher eines Mädchens geſchaffen. Dieſes Geſchäfft überließ er ganz ſeiner Frau, und meynte, wenn ſeine Tochter ſo würde wie ihre Mutter: ſo wäre ſie ſo gut wie man ſeyn könne, — und darinn hatte er ziemlich Recht. Nun ſah er freylich wohl, daß Lottchen in manchem Stücke nicht ſo wurde, auch ließ er wohl zuweilen ein ernſtliches Wörtchen darüber fallen: aber das ließ Lottchen geſchwind zum andern Ohre wieder hinausgehen, und alles blieb wie es war.

Die Oberkonſiſtorialräthinn war eine vortreffliche Gattinn und Hausfrau, aber ebenfalls keine Erzieherinn, — um ſo weniger da ſie ſelbſt keiner eigentlichen Erziehung genoſſen hatte. Dem guten Beyſpiele ihrer Eltern, dem frühen Umgange mit Leuten die

berechtigt waren Achtung zu verlangen, und ihrem eignen guten Naturell hatte ſie alles zu danken was ſie war. Zur Zeit ihrer Kindheit verhielt es ſich bekanntlich mit der Pädagogik überhaupt, und beſonders mit der Mädchenerziehung, ganz anders wie jezt; von eigentlicher Geiſteskultur war kaum die Rede; und wofern ein Mädchen nur die einzige negative Tugend beſaß, in Hinſicht auf das ſechste Gebot unbeſcheltbar zu ſeyn, und wußte wenn es erröthen müſſe, ſo hieß es tugendhaft, wenn es auch keine einzige poſitive Tugend beſeſſen hätte. Der Landes-Katechismus und der Himmelsweg, das waren die Bücher faſt alle, mit denen man ſie geplacket hatte, und ſie erinnerte ſich noch recht gut, wie ihr die Knie geſchmerzt hatten, wenn ſie vor den Ofen knien mußte, weil ſie ihren Lex aus einem von beyden nicht auf den Fingern herzuplappern gewußt hatte. War ſie damit ſo weit gekommen, daß je-

dermann ſie als eine verſtändige Frau ehrte, und ihr gelehrter, erfahrungsvoller und weltkluger Mann ſie oft in ſchwürigen Vorfällen um Rath fragte: warum ſollte denn ihre Tochter ſich über den Büchern blind und bleich liegen, oder ſich überſichtig nähen, zumal da dieſe ihrem künftigen Manne wohl drey mal ſo viel zubringen werde, als ſie dem ihrigen zugebracht hatte, und wohl andre für ſich könne nähen laſſen? — Eine brilliante Erziehung gab ſie ihr, theils weil das heuer unter vermögenden und anſehnlichen Leuten ſo Gebrauch war, theils weil die Jugend dasjenige was dazu erfodert wird, mehrentheils mit Vergnügen lernt. — Nicht als ob es ihr nicht große Freude gemacht haben würde, wenn Lottchen wegen jeder möglichen Vollkommenheit bewundert worden wäre, es ſey wegen ſolcher, auf welche ſie ſelbſt keinen Anſpruch machen konnte, oder ſogar wegen der, die ihren eignen Werth

ausmachten; zum Neide war das edle Weib zu groß; liebte ſie doch Minchen von ganzem Herzen, neben der gleichwohl ihre Charlotte ſehr im Schatten ſtand: *) — aber, wie denn die Mütter ſo ſind, ſie ſah und bewunderte die würklichen äußeren Vollkommenheiten und das liebenswürdige Herz ihres Mädchens, und brachte darüber diejenigen nicht in Anſchlag, die ihr fehlten. Sie ſah dem einzigen Kinde, das lieber ſich

*) Referent muß ſich hier die Bemerkung erlauben, jedoch ohne der braven Oberkonſiſtorialräthinn das mindeſte von ihrem Werthe ſtreitig machen zu wollen, daß nicht leicht jemand die Schleifmaſchine haßt, die ſeinen rohen Diamant brilliantiren ſoll. Das war ihr ja Minchen, nicht aber die Folie durch die ihre Lotte glänzen ſollte. Je mehr Vorzüge alſo Wilhelmine neben der Bereitwilligkeit ſie zu Lottens Vortheil anzuwenden beſaß, um deſto lieber würde ſie, nach dem Geſetz des Eigennutzes, auch einer Mutter von übrigens minder ſchätzbaren Charakter geweſen ſeyn.

amüſiren als das Köpſchen anſtrengen mogte, ein wenig zu ſehr durch die Finger, und meynte, ein ſchönes und reiches Mädchen komme doch wohl durch die Welt und in den Himmel, wenn es auch eben nicht alles gelernet habe was ein Oberkonſiſtorialrath weiß. — Das Einzige was Mütterchen für ihr Leben gern anders gehabt hätte, und worüber ſie ſeit Jahr und Tag predigte, (denn es war ihr Fehler, wenn ihr einmal bey Töchterchen dies und jenes nicht zu Kopfe war, häßlichlange Predigten zu halten, die überall nie taugen, und dem Mädel bey weitem nicht ſo auferbaulich ſchienen als ihr,) das war der in ihren Augen ſehr ſchlimme Umſtand, daß Lottchen nicht die mindeſte Luſt, ſondern vielmehr die ſtärkſte Abneigung blicken ließ, ſich um den Hausſtand zu bekümmern. Der Hausſtand war, wie billig, ihr Element. „Ich hätte mir ja, Gottlob, eine Haushälterinn halten können, ſo gut

wie andre, ſagte ſie oft zu ihrer Tochter: aber ich würde mir das zur ewigen Schande rechnen. Die Leute würden geſagt haben, ich verſtände nichts vom Haushalt; und das iſt das Schimpflichſte was man einer Frau nachſagen kann. Es iſt als wenn man von einem Prediger ſagte, er könne nicht predi- gen, oder von einem Huſarenoberſten, er könne nicht reiten. Ich bitte Dich, Lottchen, um alles was Dir lieb iſt, lade die Schande nicht auf Dich! Ich will Dich nicht auf Deine Vortheile verweiſen, — denn für- wahr, für das was in einem großen Haus- ſtande, auf den die Frau nicht ſelbſt das Auge hat, verſchleudert, verwahrloſet, ver- partirt und verſchleppt wird, und für die Schwänzelpfennige, kannſt Du gut und gern Deine Kutſch' und Pferde unterhalten, wenn ich wenig ſage; — aber davon will ich nicht einmal den Mund aufthun; ich verweiſe Dich bloß auf Schimpf und Schande! Selbſt wenn

Du eine Haushälterinn hältſt, muß ſie wenigſtens wiſſen, daß Du das Metier ſo gut verſtehſt wie ſie, und daß ſie nicht Deiner Ungeſchicklichkeit abzuhelfen da iſt." — So ungefähr endigten ſich faſt immer die Predigten, die auf Lottchen durch Gewohnheit und Ueberdruß je länger je weniger würkten, obgleich die alte Dame dann und wann ſtatt des Kavalleriſten der kein Reiter iſt, einen Fürſten der ſein Land nicht kennt noch regieren kann, oder ſonſt ein ſtattliches Ingrediens zu ihrem Gleichniſſe nahm, wo ſie beſſer gethan hätte vor allen dieſen Predigten her kurz und gut zu befehlen: „Lottchen, ich will, daß Du künftig unter meiner Aufſicht den Hausſtand führen ſollſt!" ſo hätte Töchterchen gehorcht, und Mütterchen ihrer Lunge geſchonet. Jezt, da man ihr freye Hand ließ, war Lottchen keine Närrinn, in ihrem Putze Küche, Keller und Vorrathskammer zu durchkriechen, ſich vor dem Mehlkaſten zu

beſtäuben und vor dem Feuerheerde die Blonden und Entoilage gelb zu räuchern, und den Puder aus der Friſur zu ſchmelzen.

Durch Wilhelminens Eintritt in die Familie änderte ſich auch das; denn kaum war dieſe im Hauſe hinlänglich warm geworden, ſo bat ſie ſelbſt es ſich von der alten Dame aus, ihr diejenigen Hausſtandsgeſchäffte zu übertragen, zu denen ſie ſie fähig glaube, um ſich unter einem ſo vortrefflichen Auge zu ſchwereren zu bilden. Anfangs witzelte ihre Geſpielinn darüber, und ſagte, ſie müſſe die ſchmuzigen Hände wohl ſehr lieben! — Jene beantwortete das ernſthaft, und gab ihr zu verſtehen, das größte Vermögen könne ohne die Kunſt es in allen ſeinen Theilen gut zu verwalten, gar leicht zu Grunde gehen; daher ſey es oft beſſer, einem Manne gründliche Kenntniſſe und Einſichten, als ein großes Vermögen zuzubringen, beſonders Einſichten in Dinge,

wegen welcher der Mann ſich ganz auf die Frau verlaſſen müſſe. „Ich weiß nicht, ſetzte ſie hinzu, ob ich jemals einem Hauſe werde vorzuſtehen haben; geſchieht es aber, ſo ſoll mir niemand vorwerfen, ich verſtände irgend etwas nicht, das dazu erfoderlich iſt. Und geſchieht es nicht, ſo ſchaden mir wenigſtens dergleichen Kenntniſſe nicht; ſie helfen doch immer, andre Leute richtig beurtheilen, und das Maaß der Schätzung welche ſie verdienen, beſtimmen zu können.“ —

Das machte einigen Eindruck, der aber immer noch nicht ſtark genug war. Aber nicht lange nachher kam bey einem großen Souper ein Kuchen auf die Tafel, der auſſerordentlichen Beyfall fand. Die Mutter, die ſich eben ſo viel auf Wilhelminens als auf Lottchens Geſchicklichkeiten zu Gute that, bemerkte daß er ein Produkt von Minchens Kunſt ſey. Natürlicherweiſe ſagten mehrere Perſonen bey dieſer Veran-

laſſung der jungen Grazie etwas Artiges; und einige die vorher den Kuchen hatten vorbeygehen laſſen, waren jezt ſo galant ſich davon auszubitten, und in das allgemeine Lob der ſchönen Konditorinn einzuſtimmen. — Das würkte auf Lottchens Ehrgeiz, gleich einem elektriſchen Schlage! Sie gönnte zwar gern einem jeden ſein verdientes Lob, und liebte ihre Wilhelmine herzlich genug, um ſich aufrichtig zu freuen, wenn man ihren größeren und kleineren Talenten Aufmerkſamkeit und Gerechtigkeit widerfahren ließ: aber — ſie mogte doch auch gar zu gern für ſich ſelbſt Lob einärndten! Sie war bereits ſeit einigen Wochen in ihr funfzehntes Jahr getreten, und verſtändig genug um zu fühlen, daß ſie den Beyfall, den ſie oft genug erhielt, immer nur durch brodtloſe Künſte, durch Frivolitäten, erwarb, auf die ſie ſich jezt, da ſie höhere Vorzüge kannte, bey weitem ſo viel nicht mehr zu Gute that; — ja

daß ſie ihn manchmal nur als ein Kompli⸗ment anzuſehen habe, das man mehr ihren Eltern mache, als ihr. Wie nun ihre Mut⸗ter Wilhelminen vollends den öffentlichen Lobſpruch gab, „ſie könne ſich auf ihre älte⸗ſte Tochter (ſo nannte ſie Minchen im⸗mer,) faſt ſo gut als auf ſich ſelbſt verlaſ⸗ſen, und ihr fehle nichts weiter als etwa noch eine Erfahrung von höchſtens fünf bis ſechs Monaten, um das größte Haus ſo gut regieren zu können als eine,“ — da glühete das gute Lottchen vor tief empfundner Scham, keines ähnlichen Lobſpruches würdig zu ſeyn. — Die Folge war, daß Lottchen nach einem inneren Kampfe von etlichen Ta⸗gen, in welchem der Ehrgeiz endlich über den Widerwillen gegen häusliche Geſchäffte und die Liebe zur Bequemlichkeit ſiegte, von freyen Stücken ihre Mutter erſuchte, ſie zur Haushaltung anzuführen. Es gieng ihr dann wie es uns Menſchen oft geht, ſie ge⸗

wöhn⸗

wöhnte ſich innerhalb etlicher Wochen an die Sache, und Gewohnheit machte ſie ihr erſt erträglich, dann angenehm, — wenigſtens in ſofern ſie in Aufſicht und Anordnen beſteht; denn im Uebrigen, wo Wilhelmine herzhaft mit zugriff, nahm Charlotte ſich ſehr in Acht, ihre weißen ſeidnen Händchen nicht zu kompromittiren! Jene hingegen gieng in alle Details der Theorie und der Praxis, und wurde groß in dem Fache, in welchem ihre Freundinn, der es nützlicher geweſen wäre es auszulernen, nur mittelmäßig blieb. Auch ſah man in der Küche ſie weit lieber als die reiche Erbinn, die, obwohl ebenfalls ſanft und gutmüthig, doch mehr Gebieteriſches und unbedingt Gehorſam Foderndes auch bey nicht gar zu einſichtvollen Befehlen hatte, und zuweilen, weil ſie ſich in die Autorität noch nicht recht zu finden wußte, von geringfügigen Verſehen viel Aufhebens machte, bey denen Wilhelmine geſagt haben

würde: Nur ſtill, daß Mutter es nicht hört! — Minchen gewann ſich durch ihre Freundlichkeit und Beſcheidenheit die Herzen der Leute; ſie ſtudirte das Geſinde mit großer Aufmerkſamkeit, und es iſt Schade daß ihre Bemerkungen in dieſem Fache nicht hieher gehören; ſie würden für manche Hausfrau, auch wohl für manchen Hausvater, ein ſehr brauchbares Handbuch machen. Die Köchinn im Hauſe war eine Virtuoſinn in ihrer Kunſt, und außerdem eine gute Perſon; Minchen erwarb ſich ihre Dankbarkeit durch einige Kleinigkeiten, die ihr faſt nichts als die Mühe des Verfertigens koſteten. — Man weiß, was für Würkung ein ſchönes geſticktes Halstuch, eine hübſche geſtickte Haube, ein Paar ſeidene Handſchuhe u. ſ. w. auf ein Mädchen machen, das gern ſo geputzt in die Kirche gehen mögte als andre, und von ſeinem Lohne nicht viel erübrigen kann. Minchen brauchte alſo Annen nichts mehr abzuſtehlen,

denn Anne hatte keine Kunſtgeheimniſſe mehr für ſie, und lehrte ſie alles was ſie wiſſen wollte, ohne einmal darum gebeten zu ſeyn. — Lottchen hingegen kam dem Feuerheerd nicht gerne zu nahe.

Aber das war nicht der einzige Vorzug, den Wilhelmine dort Gelegenheit fand ſich zu erwerben: ſie vervollkommnete jedes ihrer Talente, und erwarb ſich neue. Ihre Pflegemutter hatte ſie alles treulich gelehret was ſie ſelbſt wußte; ſie zeichnete ein Stickmuſter recht hübſch, ſie konnte ein paar Dutzend alte Arien auf dem Klaviere heraustrommeln, u. ſ. f. Lehrer, die ſie in dergleichen angenehmen Geſchicklichkeiten weiter gebracht hätten, und Sprachmeiſter konnte die vortreffliche Frau nicht bezahlen, die von ihrem Armüthchen einen Sohn auf der Univerſität zu erhalten hatte. Sie vertröſtete ihr liebes Mädchen immer darauf, daß ihr Sohn, wenn er wieder nach Hauſe käme sich eine

Freude daraus machen würde, ſie in allem zu unterrichten wozu es jezt an Kräften fehlte. In des Oberkonſiſtorialraths Hauſe nun hatte ſie alle mögliche Gelegenheit ſich vollends auszubilden; die Eltern wollten nicht nur, daß ſie an allen Stunden welche Lottchen erhielt, Antheil nehmen ſollte, in ſofern das thulich war, ſondern ſie beſtanden darauf, daß ſie in denen Fächern worinn ſie noch gar nichts gethan hatte, z. B. im Franzöſiſchen, beſondre Stunden nehmen mußte, und hielten ſie in allen Stücken wie ein leibliches Kind. Sie griff ſich an, und innerhalb weniger Monate war Lottchen theils eingeholt, theils übertroffen. Beyde waren gute Köpfe, aber — Lottchen wußte ſich reich, Minchen wußte ſich arm; jene war träge und verließ ſich auf ihr Gedächtniß, dieſe war thätig und brauchte immer ihren Verſtand; jene ſchlief gern von zehn Uhr bis um ſieben, dieſe nur von zwölf Uhr bis um

fünfe; jener wurde viel durch die Finger geſehen, dieſe überſah ſich ſelber nichts. — Dazu kam noch, daß Gottfried ein geſchworner Verächter aller Mittelmäßigkeit war, und ſie betete Gottfrieden an.

Drittehalb Jahre waren nun reichlich ſeit dem Tode der Pflegemutter, und zwey in ihrer jezigen Lage verfloſſen. Gottfried hatte ſich in dieſer Zeit tüchtig angegriffen. Er hatte gelebt, zwar mit großer Oekonomie, aber doch ohne ſich unter das Anſtändige und Nothwendige hinab einzuſchränken; er hatte immer Fleiſch zu ſeinem Gemüſe, und mitunter auch ein Glas Wein zu einem Braten gehabt; er hatte ſeine Wilhelmine reichlich mit allem Erfoderlichen, und mit Gelde zu ihren kleinen Ausgaben verſorgt, und fand ſich dennoch im Beſitze eines baaren Ueberſchuſſes von beynahe zweyhundert Friedrichd'or, obgleich er ſeinen Hausſtand noch durch einen armen Schüler vergrößert hatte,

der ihm als Amanuenſis diente. Er hatte das viele Unbrauchbare aus ſeines Vaters hinterlaßner Bibliothek in eine Auktion gegeben, und es durch neuere und nützlichere Werke erſetzt. Er hatte ſich einen kleinen Apparat von den nothwendigſten phyſikaliſchen und mathematiſchen Inſtrumenten nach und nach zuſammengebracht, ſo daß er in dieſen Wiſſenſchaften, die er leidenſchaftlich liebte, in ſeinem Hauſe einen ziemlich vollſtändigen Unterricht geben konnte; — denn das Hauſiren mit erſten Linien hatte er ganz aufgegeben, und alle ſeine Information auf eine einzige tägliche Vormittagsſtunde reduciret, in welcher ſich zu Erlernung der Naturlehre und Mathematik ein Dutzend junger Leute bey ihm verſammelten, die nicht Willens oder nicht in der Lage waren eine Univerſität zu beziehen, und dieſe Wiſſenſchaften vollſtändiger zu lernen wünſchten, als es ſich auf einem Gymnaſium thun läßt. Dieſes war

denn zugleich ſeine dem Pulte abgedungene Erholungsſtunde, deren ganzen ziemlich anſehnlichen Ertrag er zur Vermehrung ſeiner Inſtrumente und Bibliothek beſtimmte. — Er ſah ſich demnach in Umſtänden, wie er ſie in den kühnſten Augenblicken ſeiner Hoffnungen nicht, — wenigſtens nicht innerhalb einer ſo kurzen Zeit, erwartet hätte, und glaubte ſich ſchmeicheln zu dürfen, daß dieſe guten Umſtände bey fortdauernder Arbeitſamkeit ſich ungefähr in dieſem Maaße erhalten würden. Glänzender verlangte der zufriedene Mann ſie nicht.

„Sie ſehen, ſprach er eines Tages zu ſeiner Verlobten, indem er ihr von dieſem allen Rechenſchaft gab, Sie ſehen, daß es für Menſchen die ſich zu beherrſchen wiſſen, und die etwas gelernt haben, ſo wunderſchwer nicht iſt durch die Welt zu kommen, wenn ſie es nur gehörig angreifen, und Vergnügen an der Arbeit finden. Ich bin in

meiner Art ein wohlhabender Mann, und bin es, Dank ſey unſerm alten Freunde, durch die Arbeit zweyer kurzen Jahre. Ohne das was er für mich that, wäre ich vielleicht in acht bis zehn weit mühſeligeren Jahren nicht ſo weit, — ja vielleicht Zeitlebens nicht weiter gekommen, als daß von einer Oſtermeſſe zur andern Null für Null ungefähr aufgegangen wäre. Ich würde mich leer geſchrieben haben, ehe mich der Buchhändler für etwas anders als ſeinen Tagelöhner angeſehen hätte. — Und nun noch alles das, was dieſes edle Paar für Sie that, und immer noch fortfährt zu thun! Das iſt noch unendlich höher zu ſchätzen als die etlichen hundert Thaler, die ich dadurch daß er mich ſo ehrenvoll beym Publikum einführte, mehr verdient habe.“

„Gewiß, liebſter Vetter, wenn wir unſer ganzes Leben dazu verwenden, ſo bezeugten wir ihnen doch unſere Dankbarkeit nicht hinlänglich.“

„Eben deswegen, und da wir ſchon jezt unſere Inſolvenz empfinden, laſſen Sie uns unſere Schulden nicht vergrößern! Laſſen Sie uns hier der Güte ein Ziel ſetzen, beſtes Kind! — Durch die Arbeiten, über die ich mit verſchiedenen Buchhandlungen kontrahiret habe, ſehe ich auf ſechs Jahre Beſchäfftigung und anſtändiges Auskommen vor mir, — reichlicher noch, als ich es bis jezt hatte. Ich habe baares Geld genug geſammelt, um alle Koſten unſerer Einrichtung zu beſtreiten, und noch einen Nothpfennig übrig zu behalten. Sagen Sie mir, liebſtes Minchen, warum wollen wir es noch länger verſchieben, ganz glücklich zu ſeyn?“

„Haben Sie denn ſchon ein Amt, lieber Vetter? Soll ich mir einmal den Vorwurf zu machen haben, daß ich Ihnen den Weg zu Ihrer Beförderung verſperrte?“ —

„Den Weg zur Beförderung vom unabhängigſten Manne zum abhängigen? — Iſt

es würklich meine Wilhelmine, die mir das ſagt? — (Lächelnd) Wie, oder liegt Ihnen ſo viel daran, Frau Paſtorinn zu heißen? — etwas zu heißen was Sie darum doch nicht ſind? Denn wenn Carl Gottfried B*** Prediger iſt, iſt ſeine Frau darum Predigerinn? kann und darf ſie predigen? — den Leuten für einen Groſchen mit aufgeleg-ter Hand ihre Sünden vergeben? — Tauf-gebühren verdienen? — Es iſt eine von den Thorheiten unſerer Nation, über die ſich unſere Nachbarn nicht ſatt lachen können, daß wir Geheime Räthinnen, und Kriegsrä-thinnen, und Doktorinnen, und Majorinnen, und Paſtorinnen, und Gott weiß was noch alles für Innen haben, wenn alle andren Nationen ſich bloß mit Frauen behelfen. Liegts Ihnen am Titel? Den Plunder ver-kaufen die Fürſten jezt für civile Preiſe; ehe vier Wochen vergehen, ſollen Sie einen Titel haben, der Ihnen den Rang über alle Pa-

ſtorinnen giebt; — nur müſſen Sie mir nicht anmuthen, daß ich ihn zugleich führen ſoll. Ich bin, für mein Individuum, durchaus wider allen Flitterſtaat, gönne ihn gern einem jeden, der ſonſt durch nichts gelten kann, aber ſich doch ſo gern mit in die Reihe haben mögte, und erinnere mich dabey der Sau mit dem goldnen Halsbande, verachte ihn aber an allen Leuten von einigem wahren Verdienſt, — und Sie, mein theueres Minchen, haben ſo viele Verdienſte! Ich dächte, wir wendeten das Geld edler an? — Etwa zu einer Verſorgung für meine Wittwe? — Bey dem hohen Range den Ihnen Ihr Herz und Ihre Talente gegeben, ſollte ich meynen daß es Ihnen ſehr gleichgültig ſeyn könne, ob Sie am oberſten oder am unterſten Ende dieſes oder jenes Tiſches ſitzen? Da wo Wilhelmine ſitzt, iſt allemal ein Ehrenplatz. — Mögten Sie gern Frau Doktorinn heißen, ſo ſagen Sie mir

nur in welcher Fakultät, die theologiſche ausgenommen? Ich verſtehe von der Rechtsgelahrtheit gerade nur ſo viel, als nöthig iſt ſie, ſo wie ſie heute iſt, nicht außerordentlich hochzuſchätzen, und von der Arzneygelahrtheit nicht mehr als ein bischen reichlich zu der Einſicht hinreicht, mir nur in wenigen und ſehr beſtimmten Fällen einigen Glauben an ihren kliniſchen Theil zu erlauben: aber das macht nichts; es giebt Doktoren die Fülle, die weniger wiſſen, und in ſechs Monaten kann ein fleißiger Kopf ſehr viel lernen. Wollen wir die ſechs Monate verſchwenden, und etwa vierzig Louisd'or wegwerfen, ſo ſollen Sie Doktorinn ſeyn trotz einer in der Welt. Aber wird uns das zu beſſeren, edleren Menſchen machen? Werden Sie mehr Gattinn, mehr Mutter Ihres Hauſes, mehr Freundinn ſeyn?"

„Wäre ich die Tochter eines Fürſten, und Sie ſtänden auf dem Standpunkte wie

jezt, ſo würde ich, wenn meine Wahl frey wäre, keinen andern Rang wünſchen, als den Ihr Herz mir gäbe. — Ich habe Sie geduldig ausreden laſſen, obwohl ich Sie zum erſtenmal in meinem Leben mit Ungeduld anhörte. Zum Lohn meiner Geduld belehren Sie mich, wodurch verdiente ich die Ungerechtigkeit, die Sie mir jezt bewieſen? Was habe ich je gethan oder geſagt, das Sie — Sie, der mich kennen ſollte, veranlaſſen könnte, mich einer ſo — mehr als kindiſchen Eitelkeit fähig zu glauben?“

„Zu glauben, Liebe? — Ich glaubte nicht; ich beſorgte nur! Sie ſprachen von einem Amte . . . . .“

„Als von einem ſicheren Brodte.“

„Und von Beförderung, der Sie . . . . .“

„Nun ja, der ich nicht gern in den Weg treten mögte. Stehen Sie nicht am Eingang einer glänzenden Carriere? Iſt es nicht höchſtwahrſcheinlich, mehr noch als wahr-

ſcheinlich, lieber Vetter, daß Sie, wenn nur der erſte Schritt gethan ſeyn wird, ſchnell von Stufe zu Stufe bis zur höchſten in Ihrem Fache ſteigen müſſen? Und ſoll ich Sie nicht daran erinnern, wenn Sie ſich dieſen erſten Schritt durch eine voreilige Heyrath unmöglich machen wollen?“

„Liebe Wilhelmine, was Sie als höchſtwahrſcheinlich betrachten, iſt klare Unmöglichkeit. Doch davon nachher. Sie ſprachen von einem Amte und ſo weiter; Sie haben ein paar Jahre in dem Hauſe eines angeſehenen Mannes als zur Familie gehörig gelebt; die angeſehenſten Leute begegneten Ihnen als der älteſten Tochter des Hauſes, und giengen auf den Fuß der völligſten Gleichheit mit Ihnen um. Sie ſind gewohnt worden, mit lauter Perſonen zn leben die in der Rangverordnung ſtehen; alles iſt Ober oder Geheim, auch wohl Excellent und Gnädig, und von dem allen werden Sie bemerkt

und zum Theil fetirt. Sie ſind ein Frauenzimmer und jung. Wäre es ein ſo unerhörtes Wunder, daß die Idee, ſich unter die Bemerkung aller dieſer Leute hinabzuſtellen, Ihnen eine unangenehme Empfindung verurſachte? Und die bloße Beſorgniß (vom Glauben iſt keinesweges die Rede,) daß dieſes Wunder möglich ſey, iſt die eine ſo große Ungerechtigkeit?"

„Doch, lieber Vetter! denn ſie that mir weh. Ich hatte gehofft, Sie kennten Ihre Wilhelmine!"

„Mein beſtes Mädchen, ich ſehe Sie zu ſelten, beſonders unter vier Augen, als daß ich mit mathematiſcher Gewißheit beſtimmen könnte, was für Veränderungen in Ihrer Denkart Ihr Aufenthalt in dieſem Hauſe bewürkt haben kann; ich werde jezt bey manchem Gegenſtande erſt ſondiren müſſen, ehe ich wiſſen kann wie Sie darüber denken. Der Unterſchied, anfangs bloß mit einer ein-

gezogenen, bejahrten, philoſophiſchen Frau, nachher aber in der großen Welt zu leben, iſt zu abſtechend groß, um nicht unvermerkt manchen Unterſchied in der Denkart herbeyzuführen. Genug wenn Ihr Herz Ihnen blieb. — Mein einziger Wunſch und die erſte Pflicht die mir mein Herz vorſchreibt, iſt, Sie ſo glücklich zu machen als ich kann. Vermag ein beſcheidener Titel etwas zu Ihrem Glücke beyzutragen, ſo glaubte ich mich erbieten zu müſſen den Widerwillen, den Sie an mir gegen jeden andern Titel als meinen Namen kennen, einigermaßen aufzuopfern. Gnügt Ihnen mein bloßer Name, ſo iſt das eine edle Urkunde mehr, daß Sie nicht zu Ihrem Nachtheile in der großen Welt lebten. — Noch iſt er zwar ſehr unbekannt: aber ich bürge Ihnen dafür daß er bekannt werden ſoll, ſo weit man Latein und Deutſch lieſet, und nicht zu ſeiner Schande.“

„Auch wenn er ewig unbekannt bliebe, unterbrach ihn Wilhelmine, und von allen andern Seiten mir Glanz und Reichthum winkten, ſo ziehe ich mit ihm eine Hütte vor. Aber mir, mein theuerſter Freund, wer bürget mir, die ich bis jezt freylich Sie kenne, daß Umſtände, Lagen, Verhältniſſe künftig keine Aendrung in Ihrer Denkart, — keine Reue herbeyführen, ſich alle Ausſichten zu einem Looſe, das Ihnen, wie Sie fühlen müſſen, auch wenn Sie noch ſo beſcheiden denken, nicht entſtehen kann, ſelber benommen zu haben? — Darum, wahrlich, bloß darum wünſchte ich vorzüglich, daß Sie zuvor im Amte ſtehen mögten.

„Wer Ihnen bürgt? — Ich ſollte glauben, die Veſtigkeit meiner Grundſätze, die, beſonders in dieſem Punkte, durch die Vermehrung meiner Einſichten und die täglich zunehmende Beveſtigung in meinen Ueberzeugungen, immer unerſchütterlicher werden.

Dies iſt der Punkt, auf den ich zu kommen verſprach. Was glauben Sie, daß die erſte Beſtimmung und Pflicht eines Mannes ſey, der ſich den Wiſſenſchaften widmete?“

„Mich dünkt: ſeine Gelehrſamkeit zum Beſten der Welt anzuwenden, und ſo viel Nutzen zu ſtiften als er vermag.“

„Sehr richtig! Gerade das iſt einer von meinen unwandelbarſten Grundſätzen. Nach ihm habe ich mich und meine Kräfte zu prüfen geſucht, und bin überzeugt, daß ich aus meiner Studirſtube vielen, von der Kanzel herab hingegen keinen, oder höchſtens nur einen ſo unbedeutenden Nutzen ſtiften kann, daß er nicht der Mühe lohnt ſo viele Jahre ſtudiret zu haben. Was in unſeren Tagen, beſonders in Städten, der Prediger außerhalb der Kanzel noch nützen kann, das kann jeder andre ehrliche und verſtändige Mann ebenfalls; und Gebühren für Kopulationen und Sündenvergeben einſtreichen, das heißt

wohl nutzen, aber nicht nützen; — und beyläufig geſagt, dieſs Gebühren, nebſt denen die man dem Prieſter Gottes bezahlen muß dafür das man gebohren wird wie dafür daß man ſtirbt, die den Eheſtand und das menſchliche Leben erſchweren, und für arme Handwerker, Tagelöhner, Wittwen und Waiſen eine himmelſchreyende Auflage ſind, dieſe Gebühren, dieſe Gerechtſamen der Stole ſind mir, der ich nicht davon leben mögte, und Millionen Menſchen eine ſehr anſtößige Sache. Sie nützen zu nichts, und ....“

„Lieber, Sie bedenken nicht, daß mancher Prediger ohne dieſe Einkünfte nicht leben könnte, und mancher mit ihnen noch dürftig genug lebt.“

„Das iſt immer des Predigers Schuld. Hat er etwas Gründliches gelernt, (und wer das nicht hat, bey Gott! der müßte doch kein ſolcher Bube ſeyn ein Predigtamt zu

ſuchen und anzunehmen!) ſo kann er ſchrei-
ben. Das Reich der Gelehrſamkeit iſt ein
unerſchöpfliches Bergwerk; müſſen doch hun-
dert und aber hundert Rektoren und Profeſ-
ſoren den Rektor und Profeſſor die größere
Hälfte des Jahres hindurch ebenfalls aus
dem Dintenfaſſe des Schriftſtellers ernähren.
Wie? oder ſollte die Prieſterſchaft allein be-
rechtiget ſeyn auf Koſten des Publikum zu
tagedieben? — denn ich kenne geübte Red-
ner, die auf ihre Predigten die ganze Woche
hindurch keinen Augenblick, und kaum des
Sonntags Morgens, ehe ſie die Kanzel beſtei-
gen, ein halbes Stündchen wenden. Einem
geſchickten, und zum Denken gewöhnten Man-
ne kann ſie überhaupt nicht mehr als höch-
ſtens Einen Tag koſten, wenn er ſie buch-
ſtäblich niederſchreibt. Und brauchte er, —
denn manchem ſonſt geſchickten Manne fließt
der Ausdruck nicht zu, — brauchte er zween
Tage: ſo hat er immer noch vier müßige

Wochentage übrig. Soll er die bloß verfaullenzen? — Laß ihn denn nicht klagen, wenn er bey einer geringen Stelle darbt. Je mehr Gelehrſamkeit er in dem Falle beſitzt, deſto weniger iſt er zu bedauern. Das bischen Predigen wird ihm allemal theuer genug bezahlt. Ein Kandidat bekömmt ja an den mehrſten Orten höchſtens nur Einen Gulden für eine Lohnpredigt, die er dem Herrn Paſtor abnimmt; und dieſe muß noch dazu ſehr ausgearbeitet ſeyn, wofern er anders nicht Luſt hat das Seniorat unter den Kandidaten zu erwerben. Hat aber ein Mann gerade nicht mehr gelernt, als ſo ebenhin zum brauchbaren Landprediger erfoderlich iſt, oder wäre er gar, was leider! ſehr viele ſind, ein ganz unwiſſender Menſch, ſo wäre es allerdings unbeſonnen oder unverſchämt, wenn er als Schriftſteller vor das Publikum treten wollte. Im letzten Falle möge Gott vor allen Dingen denen die ſchwere Sünde ver-

zeihen, die den Schöps zum Hirten mach≈ten!! Aber meynen Sie nicht, meine Liebe, daß es in dem Falle eben ſo ehrlich, und wenigſtens eben ſo nützlich ſey, eine gute Uhr, ja ſogar eine gute Pflugſchaar, oder ein tüchtiges Paar Hoſen zu machen, oder ein andres nährendes Handwerk nebenbey zu treiben, als taliter qualiter eine Predigt zu machen? Der Apoſtel Paulus predigte und ſchrieb beſſer als der Herren einer, aber ſein Brodterwerb war das Teppichmachen. Der König von Spanien iſt ein geſchickter Drechs≈ler, und der jezige Dauphin von Frank≈reich *) iſt einer der künſtlichſten Schlöſſer in dem großen Reiche, welches er einmal beherrſchen wird. Ein Handwerk verſtehen, ſchändet alſo keinen Menſchen, folglich auch keinen Prediger. Und ſich lieber, wenn die

*) Carl der III von Spanien war Drechsler und Jäger, und der nachmals als Ludwig XVI ſo unglückliche Mann war ein trefflicher Schlöſſer.

Pfarreinkünfte zum Nothwendigen nicht ausreichen und der Kopf zum Arbeiten zu ungeſchickt iſt, dieſes Nothwendige durch die Arbeit ſeiner Hände verſchaffen, als, wie ſo mancher thut, zu den elendeſten Nichtswürdigkeiten hinabſinken, das iſt vor aller Welt rühmlich und ehrenvoll, — iſt anſtändiger ſogar, als elend predigen; es entwürdiget wenigſtens die Religion nicht, wie das Einkaufen in dieſelbe für Geld, das Sündenvergeben für Geld u. ſ. w.

„Aber, fuhr er fort, um wieder dahin zu kommen, wovon Sie mich ablenkten: der Predigerſtand hatte vormals ſeinen Nutzen; er könnte ihn noch haben, aber im Ganzen hat er ihn nicht mehr, und die Millionen die er dem Staate koſtet, ſind, ſo wie die Sache jezt ſteht, mehrentheils weggeworfen. Es iſt Zeit, daß die Regenten das Ding ernſtlich zu Herzen nehmen, und ohne Zweifel wird das bald geſchehen; wo nicht unſere Kinder,

doch gewiß unſere Enkel werden es erleben. Die Lage der Sachen wird mit jeglichem Jahre imperiöſer, und es ſcheint beynahe phyſiſch und moraliſch unmöglich, daß unſere jezige Kirchenverfaſſung ſich lange über ein halbes Jahrhundert hinaus halten könne; ſogar ſteht zu befürchten, daß manches Land das Kind mit dem Bade ausſchütten werde. Das iſt wenigſtens ſehr einleuchtend, daß, wenn auch nur die Hälfte dieſer — leider! größtentheils im Müßiggange verzehrten Millionen auf Verbeſſerung der Schulen und auf Erziehungsanſtalten (wobey eine tief bis auf den Grund greifende Reform der Univerſitäten ebenfalls nothwendig wäre,) gewendet, und drey Viertel der unnützen Predigten in nützliche Katechiſation verwandelt würden: der gewiſſe Erfolg dieſer ſeyn würde, daß wir unterrichtete und beſſere Menſchen und Bürger bekommen würden. Dann würde der Predigerſtand, deſſen Nutzen mir jezt ſehr

problematiſch iſt, wieder von einiger Nütz-
lichkeit ſeyn können, vorausgeſetzt daß man
nur tüchtige Männer zu Predigern machte,
und ſie ernſtlich anhielte ihrem Amte zu le-
ben. — Ich will Ihnen mein ganzes Herz
ausſchütten. Ich weiß viel Gutes und Edles,
das mancher Prediger als Menſch, als
Bürger, als Schriftſteller gethan und
gewürkt hat; frage ich aber: Was hat er
als Prediger gewürkt? — ſo hinkt es
gemeiniglich mit der Antwort. — Wie es
hier iſt, wiſſen Sie; und ungefähr eben ſo
werden Sie es in allen Städten finden.
Durchreiſen Sie alle Dörfer Deutſchlands,
oder jedes anderen Landes wo es Prediger
giebt, und ſehen Sie einmal zu, wie viele
Bauern Sie im Durchſchnitt unter jeglichem
Hundert finden, die in Religionsſachen und
in der chriſtlichen Sittenlehre merklich weiter
wären als — bald hätte ich geſagt, ihr
Vieh? Ich nehme bloß die wenigen Länder

aus, wo für den Schulunterricht beſſer geſorgt iſt als in den mehrſten bisher geſchah, z. B. Holſtein, *) wo, wie ich von Reiſenden höre, ein Bauer der nicht wenigſtens leſen und ſchreiben, und zur Noth rechnen kann, faſt unter die Seltenheiten gehört, einige von denen adlichen Güter abgerechnet, wo

*) Gewiß, die Däniſche Regierung, die es, zu ihrer unſterblichen Ehre, gar nicht für gefährlich, ſondern für ſehr nützlich hält, ſo viel geſunde Vernunft, und Kenntniſſe und Licht wie möglich unter das Volk zu verbreiten, hört nie auf die ſtärkſten Beweiſe zu geben, wie ſehr ihr Erziehung und Schulunterricht am Vaterherzen liege. Aber bey Gelegenheit der neuen Liturgie, die doch um vieles vortrefflicher iſt als die bisherige, die gar nichts taugt, hat ſichs gezeigt, wie eifrig eine Menge Paſtoren den wohlthätigen Geſinnungen der Regierung entgegen arbeiten. — Der wahre Prediger iſt unter hellen Köpfen viel; die Bonzen, die Schamane, die Angekoke hingegen wiſſen, daß ſie nur im Reiche der Dummheit Etwas ſeyn können. Sie herrſchen in der Finſterniß dieſer Welt.

noch die Leibeigenſchaft herrſcht, und viel⸗
leicht der Junker aus Princip die Dummheit
zu unterhalten ſucht, — aus eben dem ver⸗
werflichen Princip, aus welchem unter un⸗
ſern Fakirn und Talapoinen ſo mancher das
Licht lieber auszuputzen, als abzuputzen und
zu verbreiten ſtrebt.“

„Ich trage Bedenken, fuhr er fort, mich
über dieſen Gegenſtand ſo umſtändlich aus⸗
zulaſſen, als ich es zu ſeiner Zeit in einer
eignen Schrift zu thun willens bin. Aber
fragen mögte ich Sie doch, ob Sie in Einem
Punkte glücklicher geweſen ſind, als ich und
alle die vielen denen ich die nehmliche Frage
vorlegte: Haben Sie jemals erlebt, oder
von einem wahrhaften Manne ein Beyſpiel
gehört, daß eine Predigt je einen ſchlechten
Menſchen gebeſſert hätte?“

„Das habe ich zwar nicht, erwiederte
Wilhelmine, ich glaube aber doch, daß
es geſchehe.“

„Und ich glaube es nicht, weil ich mich überall noch faſt keines Beyſpiels erinnere, daß je ein ſchlechter Menſch ſich ernſtlich gebeſſert habe. — Ich rede hier nicht von Jugendfehlern, die freylich mancher in den Jahren der reifenden Vernunft mit Beſchämung ablegt; ich rede von würklich ſchlechten Menſchen in reiferen Jahren. — Im Gegentheil, meine Liebe, mache ich mich anheiſchig, Ihnen gerade unter denen die alle Sonntage zwier in die Predigten laufen, die allerſchlechteſten Menſchen zu zeigen die die Erde trägt, — man müßte ſie denn unter denen die die Predigten halten, noch ſchlechter finden, wofern wir der Geſchichte aller Zeiten und Völker, und unſrer eignen Erfahrung glauben; — wir brauchen nicht eben bey denen Erzböſewichtern ſtehen zu bleiben, die, mit dem ſchnöden Vorwande des Glaubens bewaffnet, gegen den Menſchenverſtand zu Felde ziehen, und von denen unwiderleg-

lich geſchrieben ſtehet, daß ſeit funfzehnhundert Jahren, nicht Einmal, ſondern oftmals, ein Einziger von ihnen mehr Böſes gethan habe, als ſeit ſechs tauſend Jahren alle die Menſchen zuſammen, die ſich an den Menſchenverſtand halten. — Sie ſind in der alten und neueren Geſchichte zu unterrichtet, als daß ich Ihnen Beyſpiele anzuführen brauchte, und kennen das heutige Berlin von dieſer Seite vielleicht genauer als ich, da Sie in einem Hauſe leben, in welchem dieſer Gegenſtand ganz natürlicherweiſe oft zur Sprache kommen muß.“

„Es thut mir ſehr Leid, lieber Vetter, daß ich Ihnen nicht widerſprechen kann; indeſſen es ſind doch nicht alle ſo; bey weitem nicht alle! Es giebt doch — ich rede nach meiner eignen Kenntniß, — unter ihnen viele würdige Männer, viele vortrefliche, muſterhafte Menſchen, die — ich mögte faſt ſagen, noch ehrwürdiger ſind als ihr Amt?“

„Viele? — Ich bekenne, daß ich in dieſem Punkte Sie um Ihre Erfahrungen beneide! — Manche, das iſt das Stärkſte was ich nach den meinigen ſagen darf; Manche! — Bey einem Prieſter, — bey einem Manne der ſich einen Boten Gottes, einen Diener Chriſti, einen Haushalter über Gottes Geheimniſſe nennet, nehme ich nicht mit mittelmäßigen Tugenden fürlieb, ſo wie ich ihm den Mangel an Talent und an hinlänglicher Gelehrſamkeit ſchlechterdings nicht verzeihe. Ein Prediger muß durchaus ein beſſerer Menſch ſeyn, muß durchaus durch ſein Beyſpiel ſeine Lehre nicht verdächtig machen oder gar widerlegen; der Apoſtel fodert, er ſoll unſträflich ſeyn, und geſetzt der heilige Geiſt hätte das dem Apoſtel nicht eingegeben, ſo fodert es der geſunde Menſchenverſtand und die Natur der Sache. Der Nimbus, den vormals der Mann, ſo ſchlecht er ſeyn mogte, von ſeinem Amte borgte, iſt

heutiges Tages in den Städten völlig erloſchen, und erhält ſich auf dem Lande nur noch kaum hie und da durch Zurückhaltung der Vernunft und Beförderung der Dummheit und des Aberglaubens. Heute zu Tage alſo iſt es der Mann der dem Amte Relief geben muß; und wie viele thun das? Nehmen Sie nur die drey Schooßſünden der Kleriſey, Hochmuth, Habſucht und Rachgier; wie wenige ſind davon frey! Jeſus Chriſtus war ſanftmüthig und von Herzen demüthig; er hatte keinen Rang und wollte keinen haben, er war unter allen die je auf Erden wandelten der Beſcheidenſte; er war arm, er hatte nicht wo er ſein Haupt hinlegte, und verlangte nicht reich zu ſeyn, — nicht einmal ſo reich als die Vögel unter dem Himmel, die doch wenigſtens ihre Neſter haben; er verfolgte nicht, er wollte keinem Menſchen um bloßer Meynungen willen nur Ein Haar gekrümmet wiſſen; er lehrte nicht daß man

die Phariſäer, die Karäer, die Anhänger des Sadok, lebendig braten, oder irgend einem Menſchen, geſchweige denn ganzen Nationen, ſeine Lehre aufdringen müſſe; er vergab von Herzen, und betete zu Gottes Barmherzigkeit für die Verblendeten, die ihn des ſchimpflichſten Todes ſterben ließen. Nichts iſt erhabner und vortreflicher als ſein Beyſpiel, dem wir alle nachahmen ſollen, beſonders aber die, die ſich vorzugsweiſe Diener ſeines Wortes nennen. Aber ſehen Sie nur um ſich her, welch ein Ringen des Diakonus, Paſtor, — des Paſtors, Inſpektor *) zu werden, des Inſpektors, ins Oberkonſiſtorium zu klettern! Welch ein Streben, in dieſem Lande den leeren Kirchenraths-, in jenem den Konſiſtorialrathstitel hinter ſeinem Namen aus chriſtlicher Demuth ſchreiben zu dürfen, und in Ländern wo man dieſe Demuth

mit

*) In andern Ländern, Superintendent.

mit keinen leeren Titeln dekorirt, die Befugniß zu dem eben ſo leeren großen D vor dem Namen her, mit ſchwerem Gelde einzuhandeln! — Der heiligen Schrift Doktor!! Billiger müßte es doch heißen: der katholiſchen, oder reformirten, oder lutheriſchen Dogmatik Doktor, denn von zehn Zwölftheilen der Dogmatik ſteht nichts in der heiligen Schrift. — Chriſtus duldete es, foderte es aber nicht, daß man ihn Rabbi, das iſt: Lehrer nannte, — eine würklich beſcheidene Benennung, die den größten Gelehrten wie den kleinſten Schulmeiſter unter ſich begreift, und die noch heutiges Tages der Jude ſowohl ſeinen öffentlichen Religionslehrern, ſeinen Talmudiſten und ſonſtigen Gelehrten, als dem jüdiſchen Hauspräceptor ſeiner Kinder giebt, und dem die portugieſiſchen Juden noch das Wort Senhor (Herr) vorſetzen. Seines Wortes angebliche Diener haben ſich in ihrer unermeßlichen Demuth des Titels

Hochehrwürdige und Hochwürdige, ja gar Hochwürdigſte angemaßt; ſie dulden ihn nicht bloß, ſie fodern ihn. Nun betrachten Sie einmal den und jenen dieſer Hochwürdigen, einen la Chaize z. B. den Sie aus der Geſchichte kennen; oder wollen Sie einen moderneren, ſo will ich Ihnen nur einen Goeze nennen! Was ſagen Sie zu der Hochwürdigkeit? — Die heutige Kleriſey will in die Stelle der Apoſtel getreten ſeyn, und dieſen verbot Chriſtus ſehr ernſtlich, ſich Rabbi nennen zu laſſen, und ſich überall eines Ranges anzumaßen, beſonders ſich einer über den andern zu erheben; Ihr alle ſeyd Brüder, ſpricht er. Daher nennt denn auch noch der Superintendent den Dorfpfarrer Herr Bruder; aber Wehe dem Herrn Bruder, wenn er ihm die Brüderſchaft zurückgäbe! — Sollten Sie nie bemerkt haben, wie manchem Hochehrwürdigen der Kamm ſchwillt, wenn er bey einem Gaſt-

mahle nicht auf den Platz zu ſitzen kömmt, der ihm nach ſeiner Meynung gebührt? — Und welcher Platz gebührte wohl dem Geſandten Gottes nicht, vor allem wenn er, was viele würklich noch thun, ſich einbildet, er habe gewiß und würklich des Himmelreichs Schlüſſel in ſeiner feilen Hand? — Den mehrſten Hochmuth finden Sie, in der Regel, bey denen geiſtlichen Herren, die etwan aus der Bude eines Altflickers oder ſo, ſich in der Currende oder als Choriſten durch die Schuljahre ſchlichen, und dann ſo weiter durch die Univerſitätsjahre bettelten, und ſich nun bey dürftigem Kopfe in ihr armes bischen Glück nicht zu finden wiſſen, beſonders wenn das Männchen aus einem kleinen Orte iſt, wo der geiſtliche Herr, vor dem er in den Katechiſationen und im Beichtſtuhle zitterte, ungefähr der bedeutendſte Mann war, — wenigſtens der vornehmſte, der ſich jeher abließ mit ihm zu reden, über den hinaus er

ſich alſo als Knabe nichts dachte. Leute von dem was man gute Herkunft nennt, ſind gemeiniglich beſſer erzogen, und haben Sitten, die der Hochmuth nicht hat. Paſtor zu werden iſt ja beynahe die allerkleinſte Ausſicht, die der Sohn anſehnlicher Eltern vor ſich hat; mithin bildet er, dem glänzendere Bahnen offen ſtanden, und der ſich die ſeinige aus Neigung, und nicht, wie gemeiniglich die Studirenden aus den unterſten Volksklaſſen, aus Hochmuth wählt, ſich auf eine Predigerſtelle weiter nichts ein. — Zu dieſem Bauernſtolze kömmt dann noch der weit ſchlimmere geiſtliche Hochmuth, von dem ich nichts zu ſagen brauche, da der große Luther, dem man es zutrauen darf, daß er ſich auf ſo was aus dem Grunde verſtand, die ganze Sache erſchöpft, wenn er von dergleichen Leuten verſichert, es ſey ſo klein kein Pfäfflein, es ſtecke drinn ein Päbſtlein. Sie wiſſen was alles der de-

müthige Knecht der Knechte in Rom iſt, der ſich aus klarer baarer Demuth die Füße küſſen, und nicht nur wider das ſehr beſtimmte Verbot Chriſti, *) Vater, ſondern gar Allerheiligſter Vater nennen läßt, — der den Rang über alle Monarchen, und der vornehmſte Mann in der ganzen Welt zu ſeyn prätendirt, und ſich für nichts Geringers als den Statthalter Gottes giebt: folglich bedürfen Sie keines weiteren Kommentars, um Luther's Reimſprüchelchen zu verſtehen. — Von der Habſucht, der Geldgier, dem ſtinkenden Eigennutze, dem ſchnöden Geize, der Hartherzigkeit, ja ſogar von dem ſchändlichſten Wucher, den man bey einigen findet, weiß ich empörende Beyſpiele zu erzählen. Die Verfolgungsſucht ſo vieler kennt jedes Kind, und der Prieſterhaß iſt zum Sprüchwort geworden.“

*) Matth. 23. v. 9.

„Alle dieſe und mehrere Dinge, fuhr er fort, welche ſich manche zu Schulden kommen laſſen, und die ich nicht umſtändlicher ausmalen mag, werfen unleugbar ein Licht auf den ganzen Stand zurück, welches ihm um deſto nachtheiliger ſeyn muß, je gerechter die Fodrung iſt, daß jeglicher Prediger mehr noch durch ſein Beyſpiel, als durch Worte lehren müſſe. Wie kann er Glauben für die Lehre ſeines Mundes fodern, wenn er ſie durch ſein Leben verleugnet? — Wenn Muphti und Iman, von denen zu präſumiren iſt, daß ſie den Koran am beſten verſtehen müſſen, trotz dem Koran ſich in Schiraswein berauſchten, wie würden ſie irgend einen Moslem, ich will nicht ſagen überzeugen, ſondern nur es ihm wahrſcheinlich machen, es ſey unrecht ſein Herz mit einem Glaſe Wein von Schiras oder Cypern zu erfreuen, oder ſein Alter damit zu ſtärken? Geſetzt, fünf und neunzig Imane unter jedem

Hundert hielten in dieſem Stücke gewiſſenhaft über den Koran, ſo würde in einem Falle wo die mächtige Sinnlichkeit ſo laut ſpricht, anfangs der große Haufe der Moslemim eher dieſe fünf und neunzig für Heuchler, als die andern fünf, die ihren Koran eben ſo wohl ſtudirt und beſchworen haben, für vorſätzliche frevelnde Buben halten; bald aber würde er weiter gehen, und den Glauben an Koran und Mohammed mit dem Geſpenſterglauben in Eine Klaſſe ſetzen, und den Muphti mit allen ſeinen Imanen für einen Troß eigennütziger Betrüger anſehen. — Doch warum nicht gerade heraus mit der Sprache? Was dort geſchehen würde, meine theuere Wilhelmine, damit iſt man andrer Orten, leider! ſchon längſt ſo gut als fertig. Bereits der im Jahr 1749 geſchriebene Herzog Michel *) ſtellt in einer mei-

*) Ein treffliches Nachſpiel des zu früh verſtorbnen und, wie ſo viele Männer von Talent,

ſterhaften Schilderung die eingeriſſene Denk=art und den Charakter des großen Haufens ſehr treffend dar. Wer kann, ſagt er, im=mer ehrlich ſeyn?

Ein mäßiger Betrug pflegt ſchon noch mitzu=
gehen.
Die Sünd' iſt ja nur klein! Wenn man ſie
auch begeht,
Wird doch darauf nicht gleich die Hölle ſtehen,
Da ja der Galgen auch nicht auf acht Groſchen
ſteht.

Wenn er ſich dann als Wirth zum wohl=habenden Manne betrogen hat, dann ziehe ich, ſagt er, in die Stadt,

— — — — Und leih den Armen
Um zwölf pro Cent, doch nur auf Pfänder,
Geld;

zu früh vergeßnen Joh. Chriſtian Krüger, deſſen Poetiſche und Theatraliſche Schrif=ten Herr J. F. Löwen 1763 bey Weidmanns in Leipzig herausgab. Sie ſind jezt ziemlich ſel=ten geworden, und verdienten eine neue mit Auswahl gemachte Auflage.

Denn fremder Noth ſoll man ſich ja erbarmen.
Man macht zwar ſehr viel Weſens draus,
Weil auch wohl ohne Pfand die Chriſten leihen ſollen:
Doch, wann leiht unſer Pfarr wohl ohne Pfand was aus?
Der wirds doch auch verſtehn und ſelig werden wollen,
Stets hat er zwölf pro Cent genommen,
Und keinem was daran geſchenkt.
Wo der einſt hinzukommen denkt,
Da denk ich auch einſt hinzukommen.

So dachte man damals, als die Blößen und Löcher der Dogmatik nur noch dem Denker bekannt waren, und die Menge noch nicht durch Verwechslung der Dogmatik mit der Schrift das Kind mit dem Bade ausſchüttete, und ihre mehrſten Prediger ihr nur immer Glauben! Glauben! zuſchrien. Sie ſetzte die Religion in das Glauben, glaubte blindlings die widerſprechendſten Dinge, von denen kein Jota in der ehrwürdigen Bibel ſteht, und meynte mit dem Leben komme es

ſo genau nicht darauf an, weil ſie ſah daß der Paſtor es mit ſich ſelber nicht ſo genau nahm, ſondern, nachdem er nun war, dem Weine, dem Spiele, dem Mammon, oder einer andern Leidenſchaft, den Weibern z. B. ergeben war; ſo was mußte ja eine Beichte und — der Glaube an das Verdienſt Chriſti wohl wieder gut machen. Daß an Jeſum glauben hauptſächlich ſo viel heiße, als nach Jeſu Lehre leben, das wurde dem betroge- nen Haufen nur von wenigen redlichen Män- nern, die ſelbſt nach dieſer wahrhaftig gött- lichen Lehre lebten, warm genug ans Herz gelegt. Die übrigen ließen den von Predi- gern, die ihm den Glauben und die Genug- thuung Jeſu Chriſti predigten, bis unter das Rad begleiteten Straßenräuber, Vater- und Muttermörder und noch ärgere Böſewichter ſelig ſterben, aber ſie verdammten den ohne Erbarmen zum ewigen Feuer, der zu erha- ben von Gott dachte, um nicht an der Unend-

lichkeit der Höllenſtrafen zu zweifeln; der, wie Calvinus und ſeine Millionen Schüler, nicht glauben wollte, daß der Menſch ſeinen Gott eſſen, und das Blut ſeines Gottes trinken könne; der durchaus nicht begriff, daß Eins und Zwey nur Eins machen könnten, wenn gleich ein Holzbock drey Beine, und der Raum drey verſchiedene Ausdehnungen hat; *) oder der irgend eine von den unzähligen dogmatiſchen Spitzfündigkeiten bezweifelte, von denen der unbefangene Menſchenverſtand keine einzige im Grundtexte des neuen Teſtaments findet, und um derentwillen

*) Beyſpiele, aus denen noch heutiges Tages einige Leute lächerlich genug meynen, die unbegreiflichſte aller Unbegreiflichkeiten anſchaulich zu machen; — als wenn drey Eigenſchaften an Einem Dinge, und drey ſelbſtſtändige Einheiten, die nur Eins machen, einerley wären! — Fünf Direktoren machen in Frankreich auch nur Ein Direktorium, und erläutern dennoch nicht, wie Zwey und Eins nur Eins ſind.

gleichwohl zur unendlichen Schande der Prieſter Gottes die Menſchen zu Millionen gemordet ſind.“

(Hier findet ſich eine Lücke in unſeren Quellen, die der Referent lieber ehrlich anzeigen, als auf Gerathewohl ausfüllen will.)

„Alſo, wenn, nach der juriſtiſchen, ſehr billigen Regel, jedermann für einen ehrlichen Mann gehalten werden muß, bis man von ihm das Gegentheil erwieſen hat; ſo gilt hier die Regel umgekehrt, und dieſe müſſen erſt gründlich erweiſen, daß ſie rechtſchaffne Männer ſind, ehe man ſie dafür nimmt, und ein ſo wohlbegründetes Mißtrauen ablegt. Nun geſtehe ich Ihnen, liebſtes Minchen, ich fühle zu lebhaft, als daß mich dieſes Mißtrauen, welches ich bey allen vernünftigen und weltkundigen Menſchen vorausſetzen muß, nicht ſehr ſchmerzlich angreifen würde, und keine Art des Eigennutzes kann jemals ſtark genug auf mich würken, um

mich über daſſelbe hinwegzuſetzen. — Ferner: in dieſen drittehalb Jahren, die ich größtentheils mit Unterſuchungen zubrachte, habe ich Einſichten erworben, die von denen ſehr verſchieden ſind, die ich aus den Kollegien zu Halle mit nach Hauſe nahm. Ich habe ſeitdem das neue Teſtament in der griechiſchen Sprache ganz unbefangen, und alle vorher mir aufgedrungenen Begriffe beyſeite geſetzt, geleſen, wie man ein Buch lieſet, das man noch nie geleſen hat. Seit der Zeit iſt es mir unmöglich, auf die bluttriefende Dogmatik und die ſymboliſchen Bücher zu ſchwören. — Ferner: zum Landprediger, wo ich vielleicht einigen, obgleich im Verhältniß mit meinem Willen und meinen Kräften nur geringen, Nutzen ſchaffen könnte, fühle ich mich ganz untauglich; ich verſtehe vom Landbau nichts und würde ihn ſchwerlich jemals nur mittelmäßig lernen, da es mir an aller Neigung fehlt; ich würde auf dem Lande von

allen literariſchen Subſidien, deren ich als Schriftſteller bedarf, getrennet, und auf das Wenige beſchränkt ſeyn, was ich mir etwa ſelbſt anzuſchaffen vermögte; — und, was erheblicher iſt als alles dieſes: ich habe während meiner Informationen einſehen gelernt, wie unbeſchreiblich ſchwer es mir wird, mich der Unwiſſenheit und den ſchwachen Köpfen verſtändlich zu machen. Ich bin zu ſehr an die Bücherſprache gewöhnt, die, ſo deutlich ſie uns iſt, für das gröſseſte Theil der Landleute ſo gut iſt wie Arabiſch. — Ferner: als Stadtprediger, wozu ich vielleicht tauglicher wäre, ſehe ich ſchlechterdings, wenn ich es aufrichtig geſtehen ſoll, den Nutzen nicht, den ich als ſolcher ſtiften könnte, weil ich trotz aller Nachforſchung nicht finde, daß alle die wackeren Männer um uns her unſer Publikum zu beſſern vermögen. Es ſoll ſich vielmehr, wie ich noch ganz neuerlich einen unſerer vorzüglichſten Geiſtlichen, der lange

genug bey ſeiner Gemeine ſtand um ſie genau zu kennen, von der Kanzel ſagen hörte, täglich verſchlimmern; Ueppigkeit, Spielſucht, Afterreden, Verleumdung, Schwelgerey, und eine Menge Laſter die er nannte, nähmen täglich mehr Ueberhand, hingegen der Glaube an das Evangelium und die Ausübung der vortrefflichen Sittenlehre Jeſu nähmen täglich mehr ab, ja, von beyden treffe man kaum hie und da noch eine ſeltne Spur! — Nun ſagen Sie mir, wenn dieſe Männer ihre Gemeinen nicht einmal bey dem Grad des Guten, den ſie vorfanden, zu erhalten, geſchweige denn Etwas zu beſſern vermögen, was wäre es für eine Arroganz, wenn ich mir mehr zutrauete, der ich weder ihre Talente noch ihre Erfahrungen beſitze? Und noch dazu ſind dieſe Männer beliebt. Wer ſtehet mir dafür, daß ich bey meinem beſten Willen mir die Liebe meiner Gemeine erwerbe? Ihre Hochachtung kann ich erzwingen,

aber nicht Liebe, beſonders da nicht, wo nicht die Gemeine wählt, ſondern der Staat oder der Gutsherr einſetzt. Der Prediger aber, der nicht beliebt, nicht gern als Prediger geſehen iſt, kann nichts beſſers thun als je eher je lieber abdanken, oder Translokation ſuchen, wofern ihm Religion und Amt am Herzen liegt; denn ein verhaßter Prediger iſt beyden ſchädlich. Man hört ſeine Predigten nicht, man belauert ſie; und ſind nun vollends, wie das bey unbeliebten Predigern mehrentheils zutrifft, ſeine Predigten elend, oder klebt er noch an Begriffen, die bey ſeiner Gemeine längſt verrufen waren: ſo darf er ſich, geſetzt er meynte es auch noch ſo herzlich, oder ſagte einmal etwas Gutes, nicht die mindeſte gute Würkung auf ſeine Gemeine verſprechen; er wird nicht einmal die Achtung erwerben, die man ſonſt dem Manne von Talent und reinem Wandel nicht verſagt, wenn man ihn auch übrigens

lie-

lieber an einem andern Orte ſähe. — Wenn es aber meine Beſtimmung iſt, zu nützen ſo viel ich vermag: ſo iſt es natürlicherweiſe auch meine Pflicht, mich nicht in Lagen zu ſetzen, die mir die Flügel lähmen. Ich kann als Schriftſteller ohne alles Verhältniß mehr Nutzen ſtiften, als auf der Kanzel und im Beichtſtuhle; ich entſage alſo aus allen dieſen Gründen wohlbedächtig und für meine ganze Lebenszeit dem Predigeramte."

Jezt, liebſtes Minchen, habe ich Ihnen über dieſen Gegenſtand mein ganzes Herz ausgeſchüttet. Es war meine Schuldigkeit, mich gegen Sie, die ich mir zur unzertrennlichen Gefärthinn meines Lebens wünſche, mit aller möglichen Offenheit zu erklären. Meine innere Stimme, das Urtheil der befugten Kunſtrichter, und der Beyfall desjenigen Publikum, für welches allein ich zu ſchreiben wünſche, laſſen mich glauben, daß die Feder mein einziger wahrer Beruf ſey; und da ich

ſehe, daß ich mit ihr ſo viel erwerben kann als ein beſcheidenes und gnügſames Paar zum Leben braucht: ſo bin ich überzeugt daß ich unrecht handeln würde, wenn ich dieſen zwar mühſeligern, aber nützlichern, mithin ehrenvollen Beruf meiner Gemächlichkeit auf= opferte. Bey meiner Denkart würde ich der unglücklichſte Menſch ſeyn, wenn Untüchtig= keit zum Pulte mich in die Nothwendigkeit ſetzte, eine Pfarre annehmen zu müſſen. Schon allein vor Scham würde ich ſterben! Und dann, wie könnte ich, auch bey größe= ren Kenntniſſen als ich beſitze, mich überwin= den vom Staate eine Beſoldung zu ziehen, für welche ich, bey der Wendung die das einer ſtrengen Reform ſo hochbedürftige Re= ligions= und Kirchenweſen lediglich durch die Schuld derer Prieſter genommen hat, die der geſunden Vernunft zu unverſchämt ſpotteten, — einer unglücklichen Wendung, die ſich durch alle Krümmungen des Skepticiſmus hin=

durch, gewaltſam zum Atheiſmus, dem ſchröck-lichſten Uebel neiget, welches je die Menſch-heit treffen kann, — wie könnt' ich, ſage ich, mich überwinden vom Staate eine Beſoldung zu ziehen, für die ich ihm unter dieſen Um-ſtänden auch durch die ſorgfältigſte Verwal-tung meines Amtes keine, oder höchſtens nur eine ſehr geringhaltige Valuta zurückzugeben vermögte? — dem Staate, dem ich jezt, als unbeſoldeter Lehrer, den kein Esprit de corps beſeelt, den kein Amt verdächtig macht, zwan-zig, dreyßigmal mehr Dienſte leiſte, die über-dem nicht auf den winzigen Bezirk eines Kirchſprengels beſchränkt ſind? Sehen Sie es demnach immer als die allerentſchiedenſte Wahrheit an, daß Sie dem, was Sie meine Beförderung nennen, auf keine Weiſe in den Weg treten können, weil es unmöglich iſt daß ich auf die Art wie Sie es meynen, je-mals mich befördern laſſen kann. Da ein Eid in meinen Augen eine ſehr ernſtliche und

wichtige Sache iſt, ſo würde ſchon der Eid auf die ſymboliſchen Bücher mich abhalten. Ich finde dieſe mit der Lehre Jeſu, zu der ich mich von ganzer Seele bekenne, nicht übereinſtimmend. Lehrte ich ihnen gemäß und meiner Ueberzeugung zuwider: ſo wäre ich ein eigennütziger Heuchler, und, in ſofern ich meine Ueberzeugung für die richtigere halte, ein vorſätzlicher Volksbetrüger in den Kauf. Gienge ich von ihnen ab, und lehrte nach meiner eignen Ueberzeugung: ſo wäre ich meyneidig. Jenes verbeut mir die Ehre, beydes mein Gewiſſen. Wo Ehre und Gewiſſen ſprechen, da muß jede andre Stimme ſchweigen. Und wie, wenn ich nun gar an einen Ort berufen würde, wo ich außer den ſymboliſchen Büchern noch meine beſondre Inſtruktion beſchwören müßte, in welcher dieſes ein Hauptartikel wäre, mich der Einführung aller neuen Lehre (mithin auch der beſſeren und ſchriftmäßigeren,) aus allen

Kräften zu widerſetzen? — Zur Schande des Menſchenverſtandes geſchieht das würklich hie und da. Kann ich ein redlicher Mann ſeyn, und einen ſolchen abſcheulichen Eid leiſten? Ein Dominikaner mag ſich ſo was erlauben; aber kein Proteſtant, dem die mit Blutſtrömen ſeiner Väter errungene Gewiſſensfreyheit das erſte aller Güter iſt. Soll der unterrichtete Mann auf Menſchenworte ſchwören, und andern durchaus nachbeten die nicht ſo viel Griechiſch verſtanden und überhaupt weniger Hülfsmittel hatten: ſo tränkten alle dieſe unermeßlichen Blutſtröme die Erde umſonſt, und es wäre kaum der Mühe werth geweſen ſich vom Joche des Pabſtthums loszureißen, um Andersirrenden, aber doch immer Irrenden, nachzuirren. Kurz, ich ſchwöre auf keines ſterblichen Menſchen Brille, ſo lange ich mit eignen Augen ſehen kann. Weil ich mich aber beſcheide, daß meine eignen Augen mich eben ſo wohl

betrügen können, als andre Leute die ihrigen: ſo bin ich nicht ſo vermeſſen ein Glaubenslehrer ſeyn zu wollen, und laſſe es bey dem beſcheidneren Poſten eines Lebenslehrers bewenden. Dazu bedarf ich keiner Beſtallung; denn, habe ich die Kenntniſſe dazu, ſo reicht mein innerer Beruf und der, den mir die Bedürfniſſe der Zeit die ich etwan wahrnehme, geben, aus; und es bedarf keines andern Eides, als den ich ſelber mein Herz und meinen Kopf auf die Rechtſchaffenheit und die geſunde Vernunft ſchwören ließ. — Sie ſehen folglich, daß von meiner Seite unſerer Verbindung nichts im Wege ſteht. Die Frage konnte demnach nur ſeyn: ob Sie völlig überzeugt ſind, daß ein Mann ohne Amt und Titel, der, ſo lange er ſeinen freyen Willen behält, auch nie beamtet und betitelt ſeyn wird, der aber ſein beſcheidenes Auskommen anſtändig zu erwerben weiß, Sie einzig durch ſein Herz glücklich machen kön-

ne? — Als ich dieſen Ring an Ihren Finger ſteckte, waren Sie ſehr jung, und die Welt war Ihnen ganz fremd, die Sie ſeitdem einigermaßen kennen lernten. Ich gelobte damals, Sie als völlig frey anzuſehen bis ich in der Lage wäre, Ihnen meine Hand anbieten zu können. In dieſer Lage finde ich mich jezt, und ich halte es für Pflicht eines redlichen Mannes, Ihnen ſo offen, wie ich es that zu erklären, daß Sie ſich auch für die Zukunft keine beſſere an meiner Hand zu verſprechen haben. Gnügt Ihnen dieſe, meine theuere Wilhelmine?“

„Gewiß, mein Freund! Ich denke in dieſem Augenblicke noch eben ſo wie damals als ich dieſen Ring aus Ihren Händen annahm; und es ſcheint mir unmöglich, daß ich jemals anders werde denken können.“

„Theueres, theueres Mädchen! rief Gottfried, und ſchloß ſie zum erſtenmal in ſeine Arme: von dieſem Augenblicke an ſind Sie

mein, und jezt kann es keinen vernünftigen Grund mehr geben, warum wir länger anſtehen ſollten ein ehrwürdiges Band zu knüpfen, das uns beyde glücklich macht. Jeder Tag iſt verlohren den wir zwecklos zögern. Ich habe mich dahin gearbeitet, wo ich ſeyn wollte: wir ſind vor drückenden Nahrungsſorgen ſicher, und ich genieße des unſchätzbaren Glückes der unabhängigſte Mann unter der Sonne zu ſeyn. Beſtimmen Sie alſo den glücklichſten Tag meines Lebens! Warum ſollten wir unſere ſchönſten Jahre hinſchwinden laſſen? Liebſtes beſtes Mädchen, keine einzige Minute kehrt jemals wieder!“

In Gottfried's ganzen Herzensergießung, bey der wir, der Kürze zu Liebe, die Interlokute des Mädchens größtentheils unterdrückten, war nichts was Wilhelminen ſehr befremdete. Sie kannte die Art zu denken ihres Freundes, der mit ſeinen Grund-

ſätzen nicht hinter dem Berge hielt. Sie wußte längſt, daß er der Prieſterſchaft in allen chriſtlichen und nicht chriſtlichen Konfeſſionen, ſeitdem es in irgend einem Lande eine Prieſterſchaft gab, das größte Theil der Uebel zuſchrieb, unter denen die Erde ſeufzte, und daß er vorzüglich ihr die überhandnehmende Irreligion und den Verfall der Sitten Schuld gab. Auch war es ihr bekannt, daß er als echter Proteſtant wider alle menſchliche Autorität in Glaubensſachen, mithin auch wider die Autorität der ſymboliſchen Bücher proteſtire, und ſchlechterdings keine andre Richtſchnur als die klaren Worte des richtig verſtandnen Evangelium anerkannte. Sie hatte ihn über dieſe und ähnliche Gegenſtände ſehr oft mit dem Oberkonſiſtorialrathe, der ein eben ſo warmer und eifriger Chriſt als Gottfried, und eben ſo wenig wie er ein Aner war, und mit andern Theologen ſprechen hören. Aber ſie hatte ſich

nicht vorgeſtellt, daß alles dieſes ihn ſchlechterdings abhalten würde ein Amt anzunehmen, obgleich ſie noch vor wenigen Wochen Zeuginn geweſen war, daß er ſich in einer ziemlich lebhaften Diſpüte über die Nutzbarkeit und aktuelle Nützlichkeit des Predigtamtes, auf die Seite derer ſchlug, welche behaupteten, „Gott bedürfe überall keiner Prieſter; der Staat bedürfe zwar Volkslehrer, aber keiner Prieſterſchaft die ihm ſogar, auch in proteſtantiſchen Ländern, ſehr gefährlich werden könne, wenn ſie nicht äuſſerſt kurz gehalten, und das Verketzern und Verfolgen, das Mord und Aufruhr predigen, und das Verhetzen des Volks zur Widerſetzung gegen die Regierung ihr nicht auf jede mögliche Art erſchweret würde; und das Publikum habe von ihr, qua Clero, für alle ſeine Millionen nicht den allermindeſten Nutzen, der nicht weit wohlfeiler und ſicherer durch andre Einrichtungen zu erhalten

ſey; das Uebel hingegen, welches ſie ſeit funfzehn Jahrhunderten der Menſchheit zugefüget, ſey ſo ungeheuer, daß es ſchon längſt nicht mehr zu berechnen ſtehe; ja, man möge die Jahrbücher, beſonders der letzteren Jahrhunderte, aufſchlagen wo man wolle, ſo würden ſie zeugen, daß nie die Länder ſchlechter regieret worden, und nirgends die Völker unglücklicher geweſen, als da wo ein Prieſter das Ohr des Fürſten und Einfluß auf die Staatsverwaltung, oder gar die letztere völlig in ſeinen Händen gehabt habe. Ihr größtes Verbrechen ſey, daß ſie durch ihr ewiges Zanken und Verfolgen, ſo wie durch alles was ſie zur Aufrechthaltung ihrer Dogmatik gethan, die in ihrer urſprünglichen Lauterkeit ſo vortreffliche und wohlthätige Lehre Jeſu, und Jeſum ſelbſt, allen denen verdächtig machte, die nicht im Stande ſind zu unterſcheiden was der Lehre eigenthümlich gehört und was in dieſelbe hin-

eingetragen iſt; und daß ſie durch den Aber=
glauben den ſie zum Vortheil ihrer Herrſch=
ſucht ſo lange unterhalten und gepflegt, end=
lich den Unglauben herbeygeführet habe, der,
früh oder ſpåt, aber unfehlbar, ſie ſtürzen
werde. *) Ein zweyter Luther mit einer tief
eingreifenden, von Grund aus allen Sauer=
teig wegfegenden Reformation, ſey vielleicht
das einzige Mittel, der Religion bey den
künftigen Generationen ihre Würde wieder
zu geben, und die Kleriſey als Lehrerinn an=
erkennbarer und heilſamer Wahrhei=

*) In Frankreich iſt dieſe Prophezeihung ſeitdem ſchon in Erfüllung gegangen. Was man dort noch von Prieſterſchaft hat, das iſt nur (nach der leichtfertigen Art womit man dort es nennt,) pour les amateurs; der Staat den ſie drückte und ſo oft und blutig zerrüttete, beſoldet ſie nicht mehr, und bekümmert ſich nicht weiter um ſie, als daß er ſie ſcharf im Auge hält. In Holland iſt es eben ſo; und wo wird es in kurzem nicht eben ſo ſeyn?

ten zu erhalten und nützlich zu machen: aber der Staat, der es unternähme die Dogmatik, mithin die Prieſterſchaft anzutaſten, würde Gefahr laufen unter den Trümmern der Dogmatik begraben, oder wenigſtens äußerſt zerrüttet und von der einen ſeiner Grenzen bis zu der andern mit Blut überſtrömt zu werden; denn ſo ſehr der redliche und gelehrte Geiſtliche das Licht liebe und zu verbreiten wünſche, eben ſo ſehr ſcheue und unterdrücke es der Pfaff, dem (gerade wie dem Erbadel,) zu ſehr daran liege daß Alles beym Alten bleibe. Und da dieſer weiter nichts brauche als nur die Sache ſeines Eigennutzes für die Sache Gottes auszugeben um den blinden Haufen aufzuwiegeln, (den er, ſey es aus eigner Blindheit oder aus Bosheit, in der Finſterniß die ſein Reich ausmacht, erhielt,) und da, wie geſchrieben ſtehet, ein wenig Sauerteigs den ganzen Teig ſäuert, das heißt auf Deutſch: da Ein einzi-

ziger ſchlechter Menſch eine ganze Gemeine, und mehr als Eine Gemeine, verderben kann, der ſchlechten Geiſtlichen aber nicht wenig ſind: ſo ſey das Reformiren ſo lange eine mißliche Sache, bis man durch beſſeren Schulunterricht, und eine deutſchere Ueberſetzung des neuen Teſtaments als die eingeführte Lutherſche, die ganz Judaismus, Gräcismus und Hebraismus, mithin keinem, der nichts als Deutſch kann, verſtändlich iſt, hinlänglich vorgearbeitet haben würde. *)

*) Allerdings wäre die Einführung einer deutſcheren Ueberſetzung des n. T. eine ſehr wünſchenswürdige Sache: aber Gottfried und ſeine Freunde bedachten wohl in dem Augenblick nicht, daß der bloße Verſuch eine ſolche Ueberſetzung (wie wir ſie von einem Teller wünſchten,) einzuführen, hinreichend ſey ein ganzes Land in Rebellion zu bringen. Denen Leuten die unſer Text Pfaffen nennt, würde ja auf Einmal dadurch ihre myſtiſche Sprache, in die ſie die deutlichſten Begriffe hüllen, und ihre ganze Geheimnißkrämerey, mithin ihr ganzer

Bis dahin würde auch der allervortrefflichſte Prediger ſeine Gemeine nicht länger in Ordnung und Ruhe erhalten können, als ſein

Nimbus genommen, wenn jedermann die Bibel verſtände! — Richtig überſetzt iſt das n. T. ein ſehr verſtändliches Buch, — einige wenige dunkle Stellen abgerechnet, über die es thöricht iſt zu ſtreiten, und noch thörichter, Blut zu vergießen, weil niemand ſicher ſeyn kann, daß er ſie richtig verſtehe, an deren Verſtändlichkeit folglich der Wohlfarth der Menſchen auch wohl weiter nichts liegen muß, ſonſt würde Chriſtus ſich unfehlbar allgemeinverſtändlich ausgedrückt haben. — Luther überſetzte bloß nach dem Buchſtaben, und ließ dadurch das n. T. völlig unverſtändlich für den, der, wenn er auch Griechiſch kann, den Geiſt der damaligen Zeit und den jüdiſchen Sprachgebrauch nicht inne hat. Hätte er z. B. hie und da Blut richtiger durch Tod, Seele durch (animaliſches) Leben, Auferſtehung durch Bekehrung vom Judenthum, Geiſt durch Lehre Jeſu, Zorn durch Strafe, Leben durch Glückſeligkeit, Selig durch glücklich, zu jemand eingehen durch ſein Freund ſeyn, ſelig wer-

heuchleriſcher Nachbar es wolle, der, wenn er Lärm predigt, die rechtſchaffnen Männer nur zu verketzern brauche, um ihnen, die ohne=

den durch das Chriſtenthum annehmen, Vernunft durch Sophiſterey, Satan und Teufel durch Lügner, Erzverleumder, falſcher Ankläger, Heiland durch Helfer, die in Chriſto Jeſu ſind durch Chriſten, Zunge durch Sprache, Satansengel durch ſchmerzliche Krankheit, Fürſt dieſer Welt durch jüdiſche Obrigkeit, u. ſ. w. u. ſ. w. ausgedrückt wie es ausgedrückt ſeyn müßte: ſo würde jedermann ohne Kommentar verſtehen was Chriſtus und ſeine Apoſtel ſagen wollten, und man würde über den Unſinn erſtaunen, den die Dogmatik in das n. T. hineingetragen, und wodurch die Buchſtabenknechte die vortrefflichſte aller Lehren verfälſcht und entehret haben. — Jean le Clerc in ſeinen vortrefflichen Noten zu ſeiner buchſtäblichen Ueberſetzung des n. T. ins Franzöſiſche, und nach ihm Teller durch ſein Wörterbuch des n. T., welches in jedermanns Händen ſeyn ſollte, und andre, haben zu einer beſſeren Ueberſetzung ſehr vorgearbeitet.

ohnehin (weil ſie nicht ſchwögen, heulen und ſalbadern,) auf den dummen Haufen nur wenig Einfluß haben, auch dies Wenige noch zu nehmen, und vielleicht die erſten Steinwürfe des Pöbels auf ſie zu lenken.“ — Allen dieſen Behauptungen hatte Wilhelmine ihn theils beypflichten, theils dieſelben mit Wärme vertheidigen hören; aber wie geſagt, ſie hatte nicht geglaubt, daß er den entſchiedenen Entſchluß gefaßt habe, ſtets ohne Amt zu bleiben, da bey eben dieſen Behauptungen der Oberkonſiſtorialrath und die übrigen Vertheidiger derſelben ſich in ihren Aemtern und Pfarren wohlbefanden. Sie würde es ſehr gern geſehen haben, wenn die Geſinnung ihres künftigen Gatten mit der ihrigen, womit ſie im übrigen ſo übereinſtimmend war, auch darinn übereingekommen wäre, daß er ſich zu einer Predigerſtelle bequemet hätte. Um Rang und Ehre und reichlichere Einkünfte war es ihr ganz nicht zu thun, ſon-

dern einzig um die Sicherheit des Auskom-
mens, und um Verhütung künftiger Reue;
denn, wiewohl ihr Vertrauen auf Gott-
fried's Talente ſo groß als wohlgegründet
war: ſo dachte ſie doch über die Zukunft
nicht ſo ruhig als er. Seine Talente ohne
Amt konnten ihm nur Brodt geben, ſo lange
er geſund blieb, aber die Beſoldung gieng
auch in kranken Tagen und im Alter fort. —
Sie wagte demnach einige beſcheidne Ein-
wendungen, die ſie von dem Nutzen des Pre-
digens hernahm, wovon ſie eine günſtigere
Meynung hegte als ihr Freund, und ſich
treuherzig einbildete, das Publikum könne
darüber nicht anders denken als ſie, die we-
der um zu ſehen noch um geſehen zu werden
in die Kirche gieng. Unter andern bezog ſie
ſich auf ſo manchen guten Gedanken, den ſie
aus mancher Predigt mit nach Hauſe nehme.
Gottfried erwiederte lächelnd, daß ſie in
eben der Stunde aus einem guten, und rich-

tiger für ihre dermalige Stimmung und Bedürfniſſe gewählten Buche weit mehr gute Gedanken hätte aufſammeln und viel entſchiedneren Nutzen ſchöpfen können, als aus einer zufälligen Predigt, die zehn für einmal nicht im geringſten für ihre heutige Faſſung, Lage und Geiſtesbedürfniſſe paſſe? —

„Was hilft, ſagte er, was frommet, zum Exempel, einem Menſchen der in dieſem Augenblicke ſein letztes Dreyerchen in den Klingelbeutel wirft, und nicht weiß woher er morgen Brodt nehmen, oder einen harten Gläubiger befriedigen ſoll, was hilft ihm die vortrefflichſte Predigt über Schwelgerey und Ueppigkeit, über die chriſtliche Demuth, über das verlohrne Schaf, u. ſ. w.? Hätte er derweile zu Hauſe eine vom Vertrauen auf die göttliche Fürſehung, oder von der Ergebung in den Willen Gottes geleſen, die hätte ihn tröſten, ſtärken, beruhigen können, wenn ſie auch nicht aus der heuti-

gen Perikope genommen, oder was eben ſo gut ſeyn könnte, in dieſelbe hineingetragen wäre? Man darf ſich immer am Sonntage Quasi modo geniti aus einer guten Abhandlung erbauen, wenn gleich Misericordias Domini darüber ſteht. Und daß ſichs in der Kirche kräftiger, oder gottgefälliger und erhörlicher bete als an irgend einem andern Orte, das wird doch wohl kein Menſch behaupten, ſo lange er nur halbwege weiß was er ſagt, — geſetzt auch er modelte ſich die Gottheit nach dem Bilde eines Deſpoten oder ſchwachen Hausvaters, und wähnte, ſie regiere, wie dieſe, nach Willkühr, Launen, Eigenſinn, und mit Rückſicht auf Perſonen und Suppliken."

So begegnete er allen ihren Einwendungen. Der Nutzen einer Predigt, behauptete er, ſey allemal etwas Zufälliges, während der Nutzen einer zweckmäßig gewählten Lektüre immer gewiß ſey; und jene habe noch

den Nachtheil, daß der größte Haufe ſie, das Nebenwerk, für die Hauptſache anſehe, mit dem Prediger ungefähr zugleich in die Kirche komme, und davon eile wenn dieſer die Kanzel verläßt, mithin die eigentliche Abſicht und den Zweck der Verſammlung in der Kirche, die öffentliche Gottesverehrung in Loben und Danken, für das Nebending halte und vernachläſſige.

Weil nun Wilhelmine ſah, daß Gottfried, der von einem aus ſeinen Grundſätzen herfließenden Entſchluſſe niemals abgieng, veſt Partie genommen hatte, und ſie ſelbſt ſich eben ſo unerſchütterlich entſchloſſen fühlte, jegliches Schickſal freudig mit ihm zu theilen: ſo gab ſie ſeinem Antrage ihre Verbindung nicht länger aufzuſchieben nach. Sie war nun achtzehn, und durfte ſichs zutrauen einem weit größeren Hausweſen mit Ehren vorzuſtehen, als das war, welches ihrer wartete. — Nebenbey verließ ſie

ſich darauf, daß, wenn Gottfried mit dem Oberkonſiſtorialrathe ſpräche, dieſer ihm ganz gewiß alles was ſich gegen ſeine Losſagung vom Predigerſtande einwenden ließe, weit gründlicher und mit mehrerem Nachdruck zu Gemüthe führen würde, als ſie es vermogte.

Sie wußte nicht, daß dieſer Gegenſtand ſchon längſt zwiſchen ihrem Pflegevater und Bräutigam unter vier Augen zur Sprache gekommen, und daß der Greis ſelbſt der Meynung war, ſein junger Freund könne bey ſeiner Art zu denken nichts beſſers thun, als die Theologie völlig aufgeben. Da er aber aus eigner Erfahrung wußte, daß ſogar der Pflug und der Schmiedehammer nicht ſo ſehr erſchöpfen, und kein ſo frühzeitiges Alter herbeyführen, als anhaltende Kopfarbeiten: ſo drang er ernſtlich in ihn, ſich außer der Kirche um ein Amt, etwa um eine Profeſſur, oder um eine Civilbedienung, zu be-

werben. Hundert Thaler gewiſſer Einkünfte, ſagte er, wären beſſer als hundert Dukaten ungewiſſer. — Gottfried aber, den nichts als die Feder in ſeiner über alles geliebten Unabhängigkeit erhalten konnte, und der nicht wahrnahm was vielleicht manchen Leſer bereits ahnet, daß er ſchon jezt ſich hypochondriſch gearbeitet hatte, verſprach das zwar nicht: aber er benahm dem wohlmeynenden Greiſe auch nicht den Glauben, daß er, wenn ſich ihm günſtige Gelegenheiten darböten, ſie benutzen werde. In ſeinem Herzen aber dachte er, wie bald nach ihm Ramler, der, ſo wie er,

— Hoffend auf die Krone der Afterwelt,
Den bürgerlichen Ehren entſagete,
Und alle Wege die zum Reichthum
Führen, verließ, ein zufriedner Jüngling.

Er blieb aber ſeiner Entſagung getreuer als Ramler, (der doch die bürgerliche Ehre einer Profeſſur, und den zum Reichthum füh-

renden Weg einer Penſion von achthundert Thalern ganz behaglich fand,) obgleich er ſie dem Publikum nicht gedruckt vorgelegt hatte, ſeine Erwartungen nicht allerdings erfüllet wurden, und es um die Krone der Nachwelt allemal ein ſehr mißliches Ding iſt, — zumal in Deutſchland, welches nichts geſchwinder vergißt als ſeine großen Schriftſteller, und gemeiniglich nichts leſen mag als die Produkte der letzten Meſſe, gleichviel ob es Ritter von Werdenberg oder Löwen- und Schwanenritter, ob es Alcibiaden oder deutſche Alcibiaden ſind. *) Was vom vorigen Jahre datiret, iſt in Deutſchland ſchon alt.

Der Oberkonſiſtorialräthinn, die ſich an

*) Daher pflegen auch die Buchhändler auf die Bücher die ſie zur Michaelismeſſe verlegen, gemeiniglich ſchon die Jahrzahl des folgenden Jahres zu ſetzen, damit ſie ein halbes Jahr länger neu bleiben. — Daß übrigens die we-

Wilhelminen mit wahrer Mutterliebe gewöhnt hatte, gieng es, wie jedem im Hauſe, ſehr nahe, daß ſie dieſelbe verlieren ſollte. Das war aber doch nicht die Urſache warum ſie ſichs zur Gefälligkeit ausbat, daß die Hochzeit noch bis zu ihrem Geburtstage, der zugleich ihr Vermälungstag war, ausgeſetzt werden mögte. Dieſer fiel erſt nach zwey Monaten. Zweytens beſtand ſie mit dem Willen einer Frau darauf, daß das Hochzeitfeſt in ihrem Hauſe gefeyert werden müſſe. Beydes ließ ſich nicht füglich abſchlagen, obgleich Gottfried es lieber anders geſehen hätte; er wünſchte von ganzem Herzen, daß die würdige Frau Einen Monat früher hätte gebohren und vermählt seyn

niger noch als mittelmäßigen (als Damenarbeit haben ſie Anſpruch auf Schonung, ſonſt müßte man ſie elend nennen,) Schwanenritter kein deutſches Produkt ſind, iſt dem Referenten ganz wohl bekannt.

mögen, denn der zweyte Monat ſchien ihm ein unbezahlbarer Abzug von der Summe ſeiner Glückſeligkeit. Ob Wilhelmine eben ſo dachte, darüber — hat ſie ſich nicht erklärt.

Am beſtimmten Tage kopulirte der Oberkonſiſtorialrath ſeine beyden Lieblinge, und Mutter gab eine Fete, dergleichen ſie ſeit ihrer ſilbernen Hochzeit nicht gegeben hatte.

Wie die beyden jungen Leute in ihr Haus kamen, wurden ſie außerordentlich überraſcht, ihr beſtes Zimmer ganz neu möblirt, und für Minchen eine Ausſtattung vorzufinden, wie Perſonen von ihrer Pflegeältern Rang und Mitteln bey einer von Großthun und Kargheit gleich fernen Denkart ſie einer Tochter geben. Die gute Mutter hatte dieſes Trouſſeau in der größten Stille veranſtaltet, und ſo viel Hände ſie nur auftreiben konnte in Thätigkeit geſetzt, um es in der Geſchwindigkeit fertig zu ſchaffen. Der

Geburtstag war alſo nur der Vorwand geweſen, der ihr die nöthige Zeit gab.

Von ihrer Schweſter Lotte fand die junge Frau als ſie in ihr Wohnzimmer kam, ein ſchönes Silbermannſches Klavier, und Gottfried von ſeinem ehrwürdigen Freunde die ſchönſten Ausgaben von Moreri's, Bayle's und Chauſſepied's Wörterbüchern, drey Werke die er ſich lange wünſchte, (wie ſie denn auch jedem wahren Gelehrten unentbehrlich ſind,) die er ſich aber, da ſie ein kleines Kapital erfodern, bisher verſagen mußte, und wohl noch lange hätte verſagen müſſen.

Wilhelminen, die ſich daran gewöhnt hatte, von dort her als Tochter behandelt zu werden, machte das alles Freude. Sie würde, ſo gut ſie war, in manchem Stücke mit der Zeit keine üble Paſtorenfrau abgegeben, und gewiſſe Accidenzen ihrem Manne nicht verkümmert haben. Gottfrie-

den hingegen war es zwar, in ſofern er es als Beweiſe des zärtlichſten Wohlwollens anſehen mußte, ebenfalls lieb: aber nie gewohnt von irgend jemanden Wohlthaten anzunehmen, wünſchte er im edlen Stolze ſeiner edlen Armuth, daß ſeine Freunde ihr Wohlwollen auf eine minder drückende Art, bloß durch Traulichkeit und innigen Umgang, bezeugt haben mögten, weil er weiter nichts als dergleichen Beweiſe zu erwiedern vermogte. Das Ganze dieſes dreyfachen Geſchenks belief ſich auf eine zu nahmhafte Summe, als daß ihn daſſelbe nicht hätte in Verlegenheit ſetzen ſollen. Dazu kam noch eine andre Art von Zartgefühl: er liebte wie nicht alle Leute zu lieben wiſſen; er hätte gewünſcht, daß nur die Luft welche ſeine Wilhelmine athmete, das Einzige ſeyn mögte was nicht er ihr gab, und es that ihm leid, daß dieſe nicht ebenfalls die Frucht ſeiner Arbeiten ſeyn konnte! Schon

dieſe Jahre her machte es ihm eine unange-
nehme Empfindung, wenn er an Minchen ein Stück Putz oder ein neues Kleid ſah, das nicht er ihr gegeben hatte; ſo wie er über-
haupt dadurch litt, daß ſie in der Zeit nicht von dem Erwerbe ſeines Fleißes und ſeiner Anſtrengungen lebte. Er athmete würklich nur für ſie, und ſeitdem er ſie zum erſten male geſehen hatte, exiſtirte er eigentlich bloß für ſie; denn alles was er that und un-
ternahm, hatte ſicher ſeinen Grund in der Vorſtellung: es iſt für Wilhelmine. — Beynahe kränkte es ihn, daß ſie über dieſe Geſchenke die nicht von ihm kamen, vergnügt ſchien.

Sie kannte ihn genau, und las zum Theil ſeine Gedanken in ſeinem ernſteren Blicke. „Gewiß, ſprach ſie und nahm ſeine Hand, meine gute Mutter geht in ihrer Güte zu weit! Doch wenn ich bedenke wie viel Arbeit es Dir erſpart, und viele Jahre

hindurch, wenn Du dieſe Dinge in dem Maaße wie ſie uns nothwendig geworden wären, hätteſt anſchaffen müſſen ..... Ach, ich fürchte, ich werde Dir ohnehin Arbeit genug machen! Du weißt noch nicht, welch ein theueres Hausgeräth ein Weib iſt! ..... dann fühle ich mich würklich froh, und doppelt erkenntlich."

Dieſe Beziehung auf ihn, die ſie ihrer Freude gab, und die ohne allen Zweifel ihre Freude würklich vermehrte, blieb nicht ohne Würkung; und wie könnte das auch wohl bey einem Liebenden ein ſchmeichelndes Wörtchen aus dem geliebten Munde bleiben? — Er dachte, was er einſt auf dieſe künftigen Nothwendigkeiten (denn vor der Hand war Wilhelmine durch ihn ſelbſt mit Leinengeräthe und was dahin gehört, im Verhältniſſe mit ſeinen Umſtänden gut genug verſehen,) hätte wenden müſſen, das könne er nun anwenden ihr andre Freuden und Be-

quemlichkeiten zu verſchaffen, und ſo wurde ihm die Güte ſeiner Freunde erträglicher.

So gehörte denn nun Wilhelmine ganz dem edlen Manne der ſie ſo zärtlich, ſo rein liebte, daß er ſtets in ihr ſeine künftige Gattinn reſpektiret hatte; dem Manne der ihr bisher jedesmal ſo oft er ſie ſah, mit eben der Ehrfurcht begegnet hatte, als ſähe er ſie zum erſten male; dem keine Arbeit, keine Anſtrengung, keine Nachtwachen ſauer geworden waren, die ihn ſeinem Zwecke, ſich mit ihr zu verbinden, näher führen konnten, und der ihr, was ſie ſehr gut einſah, eine glänzende Laufbahn aufopferte. Denn nichts iſt gewiſſer, als daß Gottfried ſeinen Bedenklichkeiten wider eine Predigerſtelle ſchwerlich ſo ernſthaft würde nachgehangen haben, wenn keine Wilhelmine geweſen wäre, mit der er vereinigt zu ſeyn gewünſcht hätte. So viel ſah er gleich ein, daß ein hinreichend einträgliches Amt nicht völlig ſo

geſchwind kommen würde als ſeine Ungeduld es wünſchte. Das brachte ihn zuerſt, zumal da ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ihm, auch von Seiten des Ertrags, gut einſchlugen, auf den Gedanken: wie, wenn Du ganz auf Beamtung Verzicht thäteſt? — Anfangs lag ein dunkler Widerwille gegen dieſe Idee in ſeiner Seele; eine Art von Scham, die er ſich ſelber nicht deutlich geſtand, ſeiner Beſtimmung (denn dafür hielt er damals noch die Kanzel,) zu entſagen, um etwan ein Jahr oder ſo, früher mit einem Mädchen verbunden zu werden. Nach und nach hieng er der Idee ernſtlicher nach, wurde mit ihr vertrauet, und ſo entſtanden allmählich jene dubia vexata, die er in ſeinen obigen Herzensergießungen und ſonſt zu Tage legte, die er ſich immer mehr ins Düſtre malte, von denen aber, ſo viel Referent davon verſteht, der ſie übrigens treulich mit Gottfrieds Worten vortrug, eine oder zwey nicht ohne eini-

einige Modiſikationen gelten dürften. Auf dieſe Art, und indem er den ganzen Stand zu ſehr die Fehler mancher Glieder entgelten ließ, reifte nach und nach der Entſchluß, auf jedes Amt Verzicht zu thun, in ſeiner Seele zu einer unerſchütterlichen Veſtigkeit, und wurde ihm endlich zur ernſtlichſten Gewiſſensſache. Nun war er bey ſich ſelbſt gerechtfertigt, und obgleich alle die Gedankenreihen die ihn zu dieſem Entſchluſſe leiteten, ohne ſeine Verhältniſſe mit Wilhelminen wahrſcheinlich nicht in ihm entſtanden wären, oder doch kein ſo entſcheidendes Gewicht für ihn gewonnen hätten: ſo ließ er ſichs doch nicht einfallen, daß bloß die Sehnſucht ſie die Seinige zu nennen ihm ſeine Bedenklichkeiten wider den Predigerſtand an die Hand gegeben, und ſeine Gewiſſenhaftigkeit erweckt hatte. Wir Menſchen betrügen ja gemeiniglich ein jeder ſich ſelbſt am erſten, und täuſchen uns zehn für Einmal über das wahre

Motif unſrer Entſchlüſſe und Handlungen! — Aber, ſo höchſtwahrſcheinlich er, der ſich von ſeiner Jugend an für die Kanzel gebildet hatte, ohne jene Verhältniſſe die erſte ihm angebotene Kanzel mit Freuden angenommen, und, wie tagtäglich ſo viele andre, den Eid auf die ſymboliſchen Bücher als eine nun einmal eingeführte Formalität friſch weg geſchworen haben würde, ohne mehr nachzudenken als andre: ſo gewiß iſt es auch, daß jezt, da er nachgedacht hatte und bis zu einen für ihn hinlänglichen Grad der Ueberzeugung gekommen war, nichts in der ganzen Welt, und wäre es ſogar der Verluſt Wilhelminens geweſen, den redlichen und gewiſſenhaften Mann vermogt haben würde von ſeiner Ueberzeugung abzugehen und eine Predigerſtelle anzunehmen.

Nie hat ein Prieſter über ein edleres und unſchuldigeres Paar den Segen geſprochen; und nie gieng, wenn anders häusliches Glück

und unwandelbare Zärtlichkeit die höchſte Seligkeit auf Erden ausmacht, ein Segen reichlicher in Erfüllung. Gottfried und Wilhelmine waren nicht nur für einander geſchaffen: ſie war noch dazu ganz eigentlich für ihn von einer ſehr einſichtvollen und vortrefflichen Frau mit der aufmerkſamſten Sorgfalt erzogen und gebildet. Er würde mit keiner andern Gattinn, ſie würde mit keinem andern Manne jemals ſo glücklich geweſen ſeyn, auch bey gleicher Liebe nicht. Das fühlten und erkannten beyde, und wenn auch jezuweilen einer ihrer Tage nicht eben der heiterſte war, wie das auf dieſer Erde wohl nicht anders ſeyn kann: ſo kam dieſer ſeltne Vorfall doch immer nur von äußeren Umſtänden, und keiner von beyden trübte jemals dem andern eine einzige Minute ſeines Daſeyns. Im Gegentheil, bey irgend einem unangenehmen Ereigniſſe reichte Ein Troſtwort, Ein Lächeln ſeiner Wilhelmine

hin, ihm die Falten von der Stirn zu glätten, und umgekehrt.

Gemeiniglich iſt Fruchtbarkeit das beſchwerliche Heyrathsgut armer Mädchen: aber bey unſerer jungen Frau traf dieſe Regel nicht zu; ſie blieb nur Mutter einer einzigen Tochter. Ein darauf folgender Sohn ward todt gebohren, und hätte beynahe ſeiner Mutter das Leben gekoſtet. Einzige Kinder werden nicht ſelten verzärtelt und verzogen; aber auch das geſchah hier nicht, denn die Mutter war eine Frau von ſehr geſunder Vernunft. Beyde Eltern arbeiteten nach einem gemeinſchaftlichen wohl überlegten Plane, aus ihrer kleinen Albertine (ſo wurde ſie nach der Oberkonſiſtorialräthinn genannt,) alles zu machen was nur aus ihr zu machen ſtehe; und kaum entwuchs das Kind der Wiege, ſo ließ ſich vorherſehen daß das nicht wenig ſeyn würde. Die Lehren und das anhaltende Beyſpiel der würdigſten

Mutter bildeten Albertinen zum vortreff- lichen Mädchen und zur künftigen Gattinn eines vorzüglichen Mannes, und der edle Vater lehrte ſie denken, und erfüllte ihre Bruſt mit Männertugenden.

Es war immer einer von Gottfried's Grundſätzen und Glaubensartikeln geweſen, daß die ſchönere Hälfte des Menſchenge- ſchlechts — freylich nicht ſo wie er ſie vor ſich ſah, ſondern wenn ſie wäre wie ſie ſeyn könnte und ſollte, — dem männlichen Ge- ſchlechte kaum in einigen angebohrnen Eigen- ſchaften des Körpers, z. B. der Leibesgröße, nachſtehe, in den Attributen der Seele ihm beynahe vorzuziehen ſey, und in den er- werblichen Eigenſchaften beyder, (wohin er auch die Leibeskräfte, ſo wie die Stärke der Konſtitution rechnete,) ihm ungefähr gleich komme. Er behauptete, — nicht durch die Kraft ſeiner Lunge, wie die ſchlimmen Ad- vokaten, — ſondern mit ſehr ſtarken Grün-

den, daß es einzig und allein an der kopf- und ſinnloſen Erziehung liege, wenn das Weib neben dem Manne in Schatten ſtehe, und ihm bloß von denen Seiten worauf ſich die Schwäche zu legen pflegt und die der Starke verachtet, als da ſind Liſt, Schlauigkeit u. ſ. w. überlegen ſey. Er freuete ſich demnach über allen Ausdruck, als alle Merkmaale ankündigten, daß ſeine Tochter mit einem gut organiſirten Kopfe, dem auch die Hebamme keinen Druck zuviel gegeben, zur Welt gekommen ſey; hier hatte er ein Subjekt, an dem er ſeine Theorie beſtättigen konnte. Wie nun vollends Albertinens Erziehung ihm ſo glücklich einſchlug, — wofür er ſich bey ſeiner Frau bedanken mag, denn der allervernünftigſte Vater wird mit der Erziehung ſeiner Kinder niemals Ehre einlegen, wenn die Mutter nicht mit ihm an Einem Strange zieht; die Mütter ſind es, die die Kinder verderben, — da gab er

ſich gar nicht einmal die Mühe mehr, Gründe anzuführen, ſondern er berief ſich bloß auf Albertinens redendes Beyſpiel. „Der edle Marmorblock, ſprach er, lag vor mir: mancher andre hätte eine Tiſiphone daraus geſchaffen oder doch daraus werden laſſen; ich half nur ein wenig nach, und ſiehe, da ſteht Minerva Athenäa! Die Menſchen werden zu dem erzogen was ſie ſind; aus dem Schooße ihrer Mutter kommen ſie alle gut. Und ehe nicht bey uns, wie bey den Sevaramben, alle Kinder vom Monarchenkinde an bis zum Laſtträger hinab, ohne einigen Unterſchied vom Staate adoptiret, alle moraliſchgut, und übrigens ohne Rückſicht auf die Herkunft ein jedes ſeinen Fähigkeiten gemäß erzogen, und zu dem gebildet werden, wozu ſie die meiſte Anlage verrathen, eher wird es nicht gut in der Welt. Denn ſo lange jeder (auch der albernen oder laſterhaften) Mutter, und jedem

(auch dem unwiſſenden und unfähigen) Vater, und jedem Studenten, der, ſelbſt ohne Erziehung, ſo eben von der Univerſität kömmt um andre die Weisheit zu lehren die ihm fehlt, und jedem Pariſer Sträußermädchen u. ſ. w. u. ſ. w. das Erziehungswerk reſpektive überlaſſen und übertragen bleibt: ſo lange kriegen wir nichts anders, beſonders im ſchönen Geſchlechte, als Callotſche Karrikaturen, Seelenkrüppel, Affen, Eichhörnchen und dergleichen, und werden die wahren Menſchen immer mit der Laterne ſuchen müſſen."

Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſer Glaubensartikel ihres Vaters und die Veſtigkeit mit welcher er nach ſeinen Ueberzeugungen handelte, für Albertinen ein ſehr glücklicher Umſtand waren, denn ſchwerlich würde er ohne ihn mehr Sorgfalt auf ihre Erziehung und Ausbildung gewandt haben, als nach der gewöhnlichen Weiſe auf Töchter

gewandt zu werden pflegt. Sie hätte in dem A, b, ab ſo viel Fertigkeit erworben, als nöthig ſeyn mag einen Roman zu durchlaufen; gedankenlos ſo viel Dogmatik auswendig lernen müſſen, als in dem damaligen Landeskatechismus koncentrirt war, und die oftmals ſchlecht oder gar unrichtig überſetzten, auch wohl auf die heilloſeſte Art aus dem Zuſammenhange geriſſenen Beweisſprüche dazu, die im Zuſammenhange zuweilen etwas ganz anderes *), zuweilen gerade das

*) Z. B. 1 Kor. 10, 16. Dieſe Stelle, womit die Papiſten und was unter den von der proteſtantiſchen Kirche beſoldeten Glaubenslehrern immer noch zum papiſtiſchen Sauerteige gehört, die weſentliche Gegenwart des Leibes Chriſti im Weine und Brodte zu beweiſen glauben, braucht man nur im Zuſammenhange mit den beyden vorhergehenden und den folgenden ſechs Verſen zu leſen, ſo wird, wer auch nur halbwege die Bibelſprache verſteht, und weiß was ſie Chriſti Leib und Chriſti Blut nennt, finden müſſen, daß ſie keinen andern Sinn haben könne als

Gegentheil von dem ſagen *), was damit bewieſen werden ſoll; ſie hätte ein nothdürf-

dieſen: Bezeugen wir durch unſere Liebesmahle nicht, daß wir zu denen gehören, die es wiſſen daß durch den Tod Jeſu alle Opfer aufgehoben ſind? (das, und nichts anders iſt die Gemeinſchaft des Blutes;) und bekennen wir uns dadurch nicht zur Gemeine der Chriſten? (Gemeinſchaft des Leibes Chriſti.) — Eher ließe ſich durch dieſe Stelle darthun, daß kein einzelner Menſch (alſo auch kein Sterbender,) das Gedächtnißmal Jeſu halten kann; daß mehrere zugleich es nur halten können; und daß alle von einem und demſelben Brodte eſſen müßten, um dem Bilde getreu zu bleiben, welches im Brodte liegt. Der Leib Chriſti iſt die Gemeine Chriſti; Ein Brod, Eine Kirche, oder Gemeine, oder Gemeinſchaft.

*) Z. B. 2 Kor. 10, 5. 6. ſagt der Apoſtel gerade das Gegentheil von dem, was die Unvernunft mit dieſer Schriftſtelle beweiſen will. Man mag νοημα durch Vernunft, wie Luther, oder durch Sophismen, oder wie Teller durch menſchliche Einbildungen, oder noch anders überſetzen: ſo ſagt dieſe Stelle nicht, daß ein Chriſt

tiges bischen ſchreiben, ein Menuet tanzen, auch allenfalls einen Mundvoll Franzöſiſch gelernt; dazu wäre dann noch etwas Handarbeit und Küche gekommen, und damit gut. Bey dieſen Herrlichkeiten wäre ſie achtzehn Jahr alt geworden, und ihr künftiger Gatte hätte ja ſehen mögen wie er mit dem Automat weiter zurecht gekommen wäre.

Ein zweyter ſehr vortheilhafter Umſtand war es für das Mädchen, daß ſie das einzige Kind blieb. Wenn ihr mit Arbeit überladner Vater ſeine Sorgfalt unter mehrere Kinder hätte theilen, oder, wie das wohl eine unausbleibliche Folge geweſen ſeyn würde,

blindlings glauben ſolle. Man kann ja keines Menſchen Vernunft unter den Gehorſam Jeſu Chriſti gefangen nehmen, das heißt: ſie von der Wahrheit der Lehre Jeſu überführen, außer dadurch, daß man ſelbſt ſeine eigne Vernunft anwendet, den Werth dieſer Lehre in ihr Licht zu ſetzen, und die Einwendungen zunichte zu machen.

ſeinen Schreibtiſch in einem eignen Zimmer aufſchlagen müſſen, um durch ihre Lebhaftigkeit nicht in jeglicher Gedankenreihe geſtöhrt zu werden: ſo würde aus den Kindern nicht viel mehr herausgekommen ſeyn, als was etwa die Mutter allein aus ihnen hätte machen können. Dieſes einzige Kind hingegen konnte er beſtändig um ſich haben; es ſtöhrte ihn eben ſo wenig in ſeinen Arbeiten als ſeine Frau; er konnte ihm jeden freyen Augenblick, jede Minute der Erholung widmen, und ohne in ſeinem mühſeligen, und vielleicht nur durch die Gewohnheit erträglichen Berufe etwas zu verſäumen, immer aufmerkſam auf ſeinen Liebling ſeyn; ja, er hatte ſich ſo an Gattinn und Tochter gewöhnt, daß ihm die Arbeit weit weniger leicht von ſtatten gieng, wenn eine von beyden ihm fehlte. Ohne jemals zu dociren bildete er Albertinens Herz und Verſtand, denn faſt alles was er mit ihr ſprach, war überdachter Un-

terricht ohne das Anſehen des Unterrichts zu haben. Spielend, und ohne faſt zu wiſſen, wie? lernte die Kleine den Phädrus verſtehen; denn, ſo wie die Töchter unſrer Vornehmen und Reichen Franzöſiſch und Deutſch — hie und da auch oben drein noch Plattdeutſch zugleich lernen: ſo lernte Albertine Deutſch und Latein zugleich. Ihr Vater war der Meynung, wer nicht im Stande ſey ein lateiniſches Buch zu leſen, der ſey gezwungen ſich durch ſein ganzes Leben hindurch zu fragen, und bekomme dennoch von tauſend wiſſenswürdigen und jedem Menſchen nützlichen Dingen wunderſelten recht helle Begriffe; wenigſtens ſey er, wenn er nicht etwan ausländiſche Sprachen hinlänglich verſtehe, auf die zu Gottfried's Zeit noch ſehr armſelige deutſche Lektüre eingeſchränkt. Hingegen wer Latein lerne, der räume ſich bey Erlernung anderer Sprachen und aller Wiſſenſchaften eine unendliche Menge großer

Schwürigkeiten aus dem Wege, — das Vergnügen und den größeren Nutzen ungerechnet, daß er um ſeinen Geiſt zu bilden und zu nähren, unmittelbar aus den Quellen ſchöpfen könne. „Und wenn, ſagte er, ein Mädchen ſo wegelangs und ohne ſich ſauer zu thun die gelehrten Sprachen lernen kann, ſo iſt es eben ſo ungerecht ihr dieſe, als jegliche andre nützliche oder angenehme Kenntniß vorzuenthalten. Ich kenne, fuhr er fort, keinen verabſcheuungswürdigeren und himmelſchreyenderen Deſpotismus, als den, der das liebenswürdigſte Geſchöpf Gottes, das Weib, dadurch zum allerunglücklichſten macht, daß er es bloß zur Nadel, zum Spinnrocken und zur Küche verurtheilt, und es von allen ſo wohl gelehrten als techniſchen Kenntniſſen entfernt und zum Theil ausſchließt, wodurch ein Menſch ſich anſtändig und unabhängig nähren kann. Was für eine andre Wahl ſiehet ein Frauenzimmer das kein Vermögen

oder keinen Verſorger hat, wohl vor ſich um dem Hungertode zu entgehen, als entweder bey der Nadel zu erblinden, oder beym Spinnrade zu verſchmachten, oder zu dienen, ſobald es Grundſätze genug hat, nicht nach Maaßgabe ſeiner Jahre entweder ein unglückliches Opfer, oder eine ſchändliche Handlangerinn der Wolluſt werden zu wollen? Nein, mit Gottes Hülfe ſoll mir meine Albertine in keine dieſer Verlegenheiten kommen, wenn mir die Vorſehung nur ſo lange das Leben friſtet, bis ihre Erziehung einigermaßen vollendet ſeyn wird. Ich will ſie völlig ſo erziehen wie ich einen Sohn erziehen würde. Alles was ihr Kopf faſſen kann, das will ich ſie lehren. Sie ſoll ſich von edler Arbeit unabhängig nähren können, und nicht in der unglücklichen Nothwendigkeit ſeyn, entweder dienen, oder betteln, oder gar noch tiefer herabſinken zu müſſen."

Ein drittes Glück für Albertinen war

ihre Mutter, die nicht, wie ſonſt wohl manche Mutter, das wieder einriß was er mühſam bauete, und verderbte was er gut machte, ſondern ihm ſelber oft Materialien an die Hand geben konnte, weil ſie ihr Geſchlecht doch noch beſſer kannte als er, und viele von den ſeinigen mit ihm zu verarbeiten verſtand. Sie dachte immer noch ſehr lebhaft an die hülfloſe Lage zurück, vor welcher ihr Gatte ſie nach dem Abſterben ſeiner Mutter bewahret hatte. Gleich ihm war ſie vollkommen der Meynung, das Weib könne unter einer guten Anführung alles lernen, was der Mann lernen kann; ja, ihr Selbſtgefühl gab ihr für dieſe Meynung noch ſtärkere Belege, als ihm ſeine bloßen Vernunftgründe. Stärker noch als er fühlte ſie die Ungerechtigkeit, daß das eine Geſchlecht lediglich von dem andern abhangen ſolle, da es ihm doch, wie ſie behauptete, an Fähigkeiten zum wenigſten gleich, und an manchen

gar

gar überlegen ſey. Sie dehnte dieſe Behauptung ſo gut wie er auch auf die körperlichen Kräfte aus, in Abſicht derer, ſagte ſie, das Weib nur deswegen zurückſtehe, weil es von der Geburt an verzärtelt, und, um die Händchen nicht zu verderben, zu lauter ſolchen Beſchäfftigungen angeführet werde, die den Kräften ganz keine Uebung geben. Sie kam bald ſo weit, dieſe Behauptung mit dem Beyſpiele ihrer Tochter erweiſen zu können, die, weil ſie beſtändig geübt war, bereits als ein Kind von zehn Jahren ohne ſich anzugreifen eine Laſt aufheben konnte, die manchem Junker von gleichem Alter viel zu ſchwer geweſen ſeyn würde. Ihres Mannes pädagogiſches Syſtem hatte folglich in allen Stücken ihren völligen Beyfall, da ſie ſelbſt empfand, wie unverantwortlich es ſey, ein Mädchen ganzer achtzehn Jahre lang und länger mit Lappereyen zu beſchäfftigen, die ein nur nicht ganz unfähiges Subjekt alle

mit einander innerhalb zweyer Jahre bis zum Meiſterhaften zu lernen vermag, für ihr Herz ſo wenig zu thun, und für den Kopf ganz nicht zu ſorgen. Sie wußte ja aus eigner täglichen Erfahrung, daß ſelbſt die nützlichſten weiblichen Arbeiten, als Stricken, Nähen, Spinnen, die gebrauchte Wäſche unter der Nadel halten, ja ſelbſt das Sticken, ſobald man es nur erſt, was bald geſchehen iſt, zu einiger mechaniſchen Fertigkeit in ihnen gebracht hat, den Kopf theils völlig unbeſchäfftigt laſſen, theils nur ſehr wenig beſchäfftigen. Dieſer hat dem- nach Zeit zu brüten, und worüber brütet er, wenn er von allem guten leer iſt? — Lange- weile iſt für das ſchöne Geſchlecht die uner- träglichſte aller Plagen, und man darf nicht eben ſehr ſcharfſinnig ſeyn um ſich zu über- zeugen, daß die mehrſten Thorheiten deſſel- ben in dieſem böſen Boden ihr Treib-Beet finden. Aus Langerweile plagt dieſe Frau

ihren Mann mit ſtündlichen Zänkereyen, jene mit Eiferſucht; aus klarer Langenweile ſpielt ihn dieſe, und verſchwendet ihn jene zum Bettler; aus klarer Langenweile nährt ſich der Genius dieſer Dame bloß von den Kadavern gemordeter guter Namen, *) und aus klarer Langenweile macht jenes Fräulein die Bemerkung, daß Johann troz ſeiner Livree ein hübſches ſchlankes Kerlchen iſt, u. ſ. w. Die mehrſten von ihnen würden in alle dieſe Thorheiten nicht verfallen, wenn die weiblichen Arbeiten nicht bloß die Finger, ſondern auch den Kopf, wäre es auch nur einigermaßen, beſchäfftigten. Sie bot alſo ihrem Manne die Hand, ſo ſehr ſie nur konnte. Ohne es faſt zu merken wurde ſie Albertinens Mitſchülerinn; denn während ihr Mann dem Mädchen mit eben der Leichtigkeit wie bisher die lateiniſche Sprache, auch Franzöſiſch und Italiäniſch

*) Mit Leiſewitz zu reden.

beybrachte, zwo Sprachen, deren er vollkommen mächtig war: ſo lernte ſie die letztere erſt unvermerkt, bald aber abſichtlich mit, und vervollkommnete ſich in der erſteren, in welcher ſie ſchon in des Oberkonſiſtorialraths Hauſe einige Fertigkeit erworben hatte. Eben ſo ging es in den Wiſſenſchaften. Bey ihrem ſchon gereiften Verſtande, und da ſie beſſer als ihre Tochter ſich in Büchern Rathes zu erholen wußte, machte ſie natürlicherweiſe weit ſtärkere Fortſchritte als das junge Mädchen, und konnte in manchem Fache ihren Mann im Unterrichte unterſtützen, oder wenigſtens der Wißbegierde des Kindes zu ſtatten kommen. Muſik, Zeichnen, und ein paar Monate Tanzen abgerechnet, hatte Albertine keine anderen Lehrer als ihre Eltern, und beſſere würde ſie in der ganzen Stadt nicht gefunden haben. Auch rückte ſie außerordentlich ſchnell fort. Sie war, was den nicht zu löſchenden Durſt nach Kenntniſſen

betrifft, das wahre Ebenbild ihres Vaters, deſſen eiſernes Gedächtniß ſich nebſt ſeiner ſcharfen Urtheilskraft ebenfalls auf ſie vererbt hatte; jede befriedigte Wißbegier weckte eine neue; und ſobald ſie nur einigermaßen anfieng Sprachen zu verſtehen, machte er ſich und ihr die Sache leichter, dadurch, daß er Sprach- und Sachkenntniſſe mit einander verband, indem er ſich beym wiſſenſchaftlichen Unterrichte beſtändig der italiäniſchen oder franzöſiſchen Sprache bediente. So wurden ihr nebenher die Sprachen geläufig, während ihre Seele ſich ernſtlich beſchäfftigte, und ihr Kopf ſich mit allen denen vorbereitenden Kenntniſſen ausrüſtete, ohne die man es in keiner höheren Wiſſenſchaft jemals weit bringen wird.

Deutſch lernte Albertine ſehr korrekt im Umgange mit ihrer Mutter, die, wider alle Gewohnheit des deutſchen Frauenzimmers, ihrer Mutterſprache ſo mächtig war

als Gellert und Rabener, aus deren jezt aus der Mode kommenden Schriften ſie dieſelbe gelernet hatte, während ſie ſich aus ihnen zum edleren Weibe bildete.

Wie Albertine funfzehn Jahr alt war, las ſie nicht nur jeden römiſchen und griechiſchen Schriftſteller, den der Vater ihr in die Hände gab, ſo eifrig wie unſere Mädchen die Schriften Auguſt Lafontäne's oder Jean Paul Richter's, — vielleicht nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß ſie verſtand oder zu verſtehen ſuchte was ſie las, und am Ende einer jeden Lektüre die ſtrengſte Rechenſchaft von dem was ſie geleſen hatte geben konnte: ſondern ſie war völlig ſo weit in allen andern Vorkenntniſſen, daß, wäre ſie ein Jüngling geweſen, ſie mit aller Ehre die Univerſität hätte beziehen können. Und zu allen dieſen Kenntniſſen war ſie gelangt, ſie ſelbſt wußte kaum, wie? Sie hatte keine von den weiblichen Kenntniſſen dabey ver-

ſäumt in denen ein wohlerzogenes Mädchen von funfzehn Jahren Meiſterinn ſeyn muß.

So viel thut es, wenn wenig Zeit mit Puppen, und keine mit Romanen und Karten verſchwendet, wenn ernſtere, aber ſeinem Alter jedesmal angemeſſne Beſchäfftigung dem Kinde, von der Wiege an mögt ich ſagen, zur Gewohnheit gemacht wird, (Gewohnheit wird ja ſo leicht Herrſcherinn und Natur!) wenn Beſchäfftigung und Spiel gehörig abwechſeln, wenn ohne immer das Anſehen des Unterrichts zu haben, der ganze Tag, und ſelbſt manches der Spiele, Unterricht iſt, wenn man den Verſtand früh beſchäfftigt, die allen Kindern eigne Wißbegier auf die rechten Zwecke zu lenken verſteht, und ihnen Geſchmack an nützlichen Kenntniſſen beyzubringen weiß, — hauptſächlich aber, wenn ſie nicht durch andre Kinder verderbt werden. Dieſes letztere konnte bey Albertinen nicht Statt finden, da ſie nicht unter

andre Kinder kam, und eigentlich keine andre Geſpielinn hatte als ihre Mutter. Gottfried lebte ſehr eingezogen, theils aus Geſchmack, theils weil ihm würklich nicht viel Zeit zum Umgang blieb. Er und ſeine Wilhelmine waren einander eine Welt. Der Oberkonſiſtorialrath und die wenigen mit denen er vertraulich umgieng, hatten keine unerwachſenen Kinder; bloß Lottchen, die bald nach Wilhelminen einen reichen Edelmann heyrathete, hatte einen Sohn und eine Tochter, die aber gerade nach Gottfried's Grundſätzen, obgleich, wie das in großen Häuſern und ohne einen Lehrer wie Gottfried nicht anders ſeyn kann, nicht ganz und gar mit gleichem Glücke erzogen wurden. Wenn dieſe in der Stadt waren, (denn ſie lebten das größte Theil des Jahres auf ihren Gütern,) dann hatte Albertine wohl zuweilen Spielkameraden, durch die ſie aber nicht verlieren konnte,

zumal da Wilhelmine gemeiniglich die Aufſicht über das kleine Völkchen führte. Der Junker war ſieben Monate, das Fräulein drey Jahr jünger als Albertine, und die drey kleinen Weſen liebten einander ſehr zärtlich, beſonders waren Junker Wilhelm und Albertine einander ſchon als Kinder ſehr zugethan; dieſe Neigung nahm mit den Jahren immer zu, und die beyden Mütter freueten ſich, ihre innige Freundſchaft in ihren Kindern fortdauern zu ſehen.

Unter andern Umſtänden, und wenn Gottfried mit der großen Welt gelebt hätte, dürfte es ihm beynahe unmöglich geworden ſeyn, ſeine reizende und in Vergleichung mit vielen Jünglingen gelehrte Tochter vor der Eitelkeit zu bewahren. Jezt wurde ihm dieſes weit leichter, als es ihm, in ihrer erſten Kindheit, geworden war ſich zu ihrem Faſſungsvermögen hinabzulaſſen. Sein Recept war ganz ſimpel; er und ſeine

Frau bewunderten das Mädchen niemals in ihrer Gegenwart; ja, Gottfried bewunderte ſie ganz und gar nicht, ſo wie ein Goldſchmidt die Tabatiere nicht bewundert, die er jezt aus dem Groben getrieben hat; er hatte gutes Gold, er hatte ſein Geräthe, er verſtand ſein Metier: folglich mußte und konnte die Doſe gerade nicht ſchlechter gerathen, und diejenige Ausarbeitung die ihr eigentlich den Werth giebt, ſoll noch erſt hinzu kommen; dann mag der Kenner bewundern, nicht aber der Meiſter, der ſeiner Kunſt gewiß war. — Gottfried erinnerte ſich ſehr genau, mit funfzehn Jahren viel weiter geweſen zu ſeyn; er wußte alles was ſeine Tochter wußte, und war oben drein mit dem Ebräiſchen, ſo weit man es auf Schulen treiben kann, ſchon fertig, wie mit einigen andern Dingen, die für Albertinen nicht waren; beſonders konnte er damals ſchon einen viel beſſeren Aufſatz machen

als ſie. Dafür aber konnte er freylich die Nadel nicht führen, keinen Strumpf ſtricken, und dergleichen mehr, — alles Dinge, welche dem Mädchen die Zeit wegnahmen, die er ganz auf ſeine Bücher hatte wenden können. Er fand demnach von jeder Stufe ihres Alters ihre Fortſchritte immer gerade nur der auf ſie verwandten Sorgfalt und ihren Jahren angemeſſen, und war überzeugt, daß er einen jeden fähigen Kopf in eben ſo viel Zeit präcis eben ſo weit gebracht haben würde. Er und ſeine Frau fanden mithin nicht mehr und nicht weniger an ihr zu bewundern, als an dem Satze, daß zwey mal zwey vier macht; es war in der Ordnung Manche Eltern können niemand bey ſich ſehen, ohne ihre kleinen Affen und Papageyen alle ihre Künſte hermachen zu laſſen; die weiſe Wilhelmine fiel nie in dieſe den Kindern ſchädliche, und mehrentheils den Anweſenden läſtige Thorheit. Alle Freunde des

Hauſes kannten außerdem den Erziehungsplan und die Abſichten Gottfrieds, daher enthielten ſie ſich, ſeinem Wunſche gemäß, aller unbeſonnenen Lobſprüche; Aufmunterung es künftig noch beſſer zu machen, darüber giengen ſie nicht hinaus; und übrigens war es dieſen vernünftigen Leuten ja ebenfalls kein Wunder, daß ein guter Kopf von einem guten Unterrichte Nutzen hat. Sie wußten daß man eben ſo leicht Griechiſch und Latein, als Spaniſch und Engliſch, und beydes um viel leichter als gutes Deutſch lernet. Albertine konnte alſo gar nicht auf den Gedanken kommen, daß ſie von Seiten der Kenntniſſe ein außerordentliches Mädchen ſey; ſie wußte, ſo lange ſie Kind war, nicht anders, als daß alle Kinder hübſcher Leute eben das lernten; und wie ſie aufhörte Kind zu ſeyn, hatte ſie Verſtand. In Abſicht der Schönheit war ſie das vollkommne Bild ihrer reizenden Mutter; aber auch das ſagte

ihr niemand, und beyde Eltern hofften, daß gegen die Zeit da man es ihr ſagen würde, ihre Seele bereits Männerſtärke genug gewonnen haben müſſe, um über einen ſo flüchtigen Vorzug nicht eitel zu ſeyn, und überhaupt Schmeicheley zu verachten. Der ganze Unterricht, den ſie von der Wiege an erhielt, gieng ja einzig dahin, ſie denken zu lehren; alles übrige was ſie lernte, war ja nur Hülfsmittel zu dieſem Zwecke.

Es glückte ihm nun zwar in dieſem Stücke alles nach ſeinem Wunſche; ſeine Tochter war ein Weib mit einer Männerſeele. Er durfte ſich ſchmeicheln, ihre Anlagen ſo angebauet und ausgebildet zu haben, daß nur wenig Jahre noch erfoderlich waren, ſo hatte ſie in ihrem Kopfe ein Kapital, deſſen Zinſen für ihr ganzes Leben hinreichten. Zugleich hatte er ihren Körper nicht vernachläßigt; ſie war auch von dieſer Seite völlig wie ein Knabe erzogen, und zwar wie ein

Knabe, der ſich zum Kriegsdienſte beſtimmt: er übte täglich ihre Kräfte, er gewöhnte ſie, ſich mit wenig Schlaf zu behelfen, härtete ſie gegen Hitze und Froſt ab, und half ihr dadurch zu einer veſten Geſundheit, und zu einer mit Gelaſſenheit verbundnen Unerſchrockenheit, die denen Leuten nicht eigen zu ſeyn pflegt, die ſich nicht ein wenig auf ihre Stärke verlaſſen können. Muth, Entſchloſſenheit, und alle die Männertugenden um derentwillen man unſerem Geſchlechte den Vorzug einräumt, waren es ja vor allen andern, die er in Albertines Buſen pflanzen und nähren mußte, indem er ſie zugleich vor den gewöhnlichen Unvollkommenheiten bewahrte, wodurch ſich im Ganzen ihr Geſchlecht unterſcheidet: ſonſt wäre ſie immer noch kein gültiger Beweis geweſen, daß Erziehung alles macht. Jezt aber war ſein Theorem völlig erwieſen, daß die Tugenden und Fehler wodurch ſich die Geſchlechter un-

terſcheiden, größtentheils anerzogen werden und daß ein gut organiſirter Weiberkopf gerade derſelben Entwickelung und Ausbildung fähig iſt, als ein eben ſo gut organiſirter Männerkopf; kurz, daß die Schuld bloß an den Eltern liegt, wenn ihre Töchter an Leib und Geiſt Schwächlinge ſind. — Aber ob ihm zwar ſein Erziehungswerk gerade ſo, und faſt beſſer noch gelungen war als er ſichs gedacht hatte: ſo hatte er ſich doch, wie ſchon im Vorbeygehen angezeigt iſt, in mancher ſeiner übrigen Erwartungen und Plane ein wenig verrechnet. Seine Feder gab ihm einige Jahre hindurch, bey anhaltender, freylich, aber doch eben noch nicht bis aufs äußerſte übertriebener Arbeit ein ganz anſtändiges Auskommen: aber das gieng nur gut, ſo lange er einer vollkommnen Geſundheit genoß, oder wenigſtens die langſam heranziehenden Folgen der unaufhörlichen Anſtrengung des Kopfes und des ſitzenden Le-

bens ſich nicht fühlbar genug entwickelten, um ihn am arbeiten zu hindern. Weil er von Kindesbeinen an des ewigen Huckens am Pulte gewohnt war, ſo fiel er in die Menſchlichkeit ſich einzubilden, dieſe Gewohnheit ſey ihm ſo zur Natur geworden, daß ſie ihm, nach dem alten Sprüchlein: Ab assuetis non ſit passio, weiter nicht ſchaden könne. Er bedachte nicht, daß ſchlechterdings kein Theil des menſchlichen Körpers ſich an die verhinderte Cirkulation des Blutes gewöhnen kann, wenn gleich der Magen ſich allmählig an ſehr vieles gewöhnen läßt. Als Schüler, Gymnaſiaſt und Student mußte er wenigſtens die Lehrſtunden beſuchen: jezt war oftmals acht, vierzehn Tage hinter einander ſeine ganze Bewegung, des Morgens um ſieben aus dem Schlafzimmer an den Pult, und des Nachts um drey vom Pult zu Bette zu gehen, wenn er nicht etwan ein Buch brauchte, welches Wil-

hel-

helmine in ſeiner Bibliothek nicht finden konnte.

Wer von ſeinem Verhängniſſe zu einer ſitzenden Lebensart verurtheilet iſt, der ſollte billig und aufs allerwenigſte die kleine Vorſicht gebrauchen, manche Dinge deren er öfter bedarf, nicht neben ſeinem Tiſche zu haben, und ſich nicht jegliche kleine Handreichung von andern leiſten zu laſſen, damit er zuweilen zum Aufſtehen genöthiget ſey. Sein Dintenfaß, ſeine Lichtſcheere müſſen ſo weit entfernt ſeyn, daß er ſie nicht ohne einige Anſtrengung abreichen kann; das zwingt zum mindeſten doch in einigen Minuten immereinmal zu einer, wenn auch nur augenblicklichen, Verändrung der Lage und Stellung, und ſchafft dem Unterleibe doch wenigſtens eine öftere obgleich nur kurze Erleichterung von dem Drucke, den die Stellung eines Schreibenden, zumal wenn er kurzſichtig iſt, wie Gelehrte im eigentlichen Sinne gemei-

niglich zu ſeyn pflegen, verurſacht. Gottfried hingegen hatte aus einer mißverſtandnen Oekonomie mit jedem Augenblicke ſeiner Zeit, (freylich war dieſe ſein einziges Kapital,) alle die Kleinigkeiten deren er oft bedurfte, ſeinen Tabak, ſein Feuerzeug, alles, ſo nahe daß er kaum die Hand auszuſtrecken brauchte. Von ſeinem Stuhle bis zu ſeiner Bücherkammer war es nicht völlig zwey Schritt; und auch dieſe zwey Schritt war faſt immer jemand ſo dienſtfertig ihm abzunehmen. Sein Kopf genoß eben ſo wenig einiger Abſpannung, denn die Erholungen deſſelben beſtanden bloß im Uebergang von einer Arbeit zu der andern. So wie er mit der rechten Hand die Feder auf ein paar Minuten niederlegte, hatte die Linke auch ſchon ein Buch gefaßt; kein Augenblick gieng ihm ungenutzt verlohren. Sein bewundernswürdiges Gedächtniß war gewiſſermaßen ein Unglück mehr. Er verließ ſich ſo ſehr auf die

Treue deſſelben, daß er niemals die Zeit daran wandte, den Entwurf eines Buches welches er ſchreiben wollte, zu Papier zu bringen, — ſelbſt ſolcher Bücher nicht, deren Ausarbeitung Jahre erfoderte. Bloß in ſeinem Kopfe entwarf er ihn, und wenn er ihn da mit aller Sorgfalt geordnet und gefugt hatte, ſo übergab er ihn ſeinem Gedächtniſſe, welches (ohnehin in allen Winkeln voll,) würklich dadurch zu ſehr angeſtrengt und überladen wurde, und manchmal zu thun hatte alle die großen und kleinen Materialien, und den oft ſehr zarten Faden aufzubewahren, an den er ſeine Ideen reihete. Kurz, er griff ſeinen Kopf auf jede Art zu ſehr an, und das erträgt keine Konſtitution auf die Dauer.

Selbſt der Umgang ſpannte ſeine Seele ſehr wenig ab, denn ſie war immer am Pulte, an was für einem Orte ſich auch ihr Körper befinden mogte, er trug beſtändig die Plane zweyer oder dreyer Bücher an

denen er arbeitete, und oft noch eben ſo viele von künftigen Büchern in ſeinem Kopfe, und dieſe, er mogte wollen oder nicht, beſchäfftigten ihn immer mehr als was er hörte und ſprach; daher er denn auch bald, wie die mehrſten Schriftſteller von Metier, ein ziemlich trockner Geſellſchafter wurde. Stets war er im Nachdenken verlohren, hörte ſtets nur halb was man ihm ſagte, und fuhr oft wie vom Traume auf, wenn ihn jemand anredete. Es war ihm je länger je unmöglicher, wenn er einmal eine Einladung annahm, (denn ohne Einladung waren ſelbſt ſeine liebſten Freunde ſehr ſicher vor ſeinem Beſuche,) nur ſich allein mitzunehmen, und alle ſeine Geſchäffte auf dem Pulte zu laſſen. — Ein ſo ungeheuerer Aufwand von Nervenſaft konnte durch ſein bischen Schlaf nicht gut gemacht werden, und es würde vielmehr in den Augen aller Arzneyverſtändigen ein Wunder ſeyn, wenn ſeine Nerven

und die Eingeweide des Unterleibes bey einer ſo angreifenden Lebensart nicht gelitten hätten. Iſt es doch ſchon ein äußerſt ſeltner Fall, daß er dabey etliche und dreyßig Jahre zurücklegte, ohne daß ihm je ein Finger wehthat. Doch hierzu half vielleicht viel, daß er ſehr einfach uud mäßig aß, und ſo ſelten als wenig Wein oder andre geiſtige Getränke nahm, obgleich er dabey die diätetiſche Sünde begieng, täglich zweymal ein paar Taſſen Kaffe (noch dazu ſtatt alles Getränkes, denn er trank in der Regel weder Bier noch Waſſer,) zu trinken. Denn der Kaffe ſchadet zwar ganz gewiß, aber langſam und lange unmerklich, — eine Eigenſchaft, die er mit dem Thee und mit allen möglichen Bleymitteln gemein hat. Deswegen, und weil die Krankheiten, die ſein häufiger Genuß allmählich herbeyführt oder befördert, zum Theil ſehr ſchwer, oder gar nicht, oder (wie z. B. die eingewurzelte

und zur Beſchwerde gewordne goldne Ader,) nicht anders als auf Gefahr der allerfürchterlichſten Folgen zu heilen ſind, müßte ihn, ſo gut er ſchmeckt, niemand oft trinken. *)

Ungefähr ſeit ſechs Jahren mogte Gottfried verheyrathet ſeyn, als er die erſte Lektion empfieng, wie ſehr er ſich in ſeinen Erwartungen verrechnet hatte. Schon dadurch daß er aus den Urſachen um derentwillen er der Kanzel entſagte, kein ſonderliches Geheimniß machte, hatte er ſich man=

*) Beyſeite gelaſſen daß der Kaffe auf die Nerven würkt, daß er das Blut verdickt und in Wallung ſetzt, daß er, wie alle warmen Flüſſigkeiten, die Suppen mitgerechnet, den Magen erſchlafft, u. ſ. w. kömmt er unleugbar darin mit der Aloe überein, daß er das Blut nach dem Unterleibe treibt, und dadurch Verſtopfungen der Blut= und andern Gefäße, vorzüglich in der Leber, der Milz, und der Gekrösdrüſe veranlaßt. — Man frage nur einen Arzt, welch eine Menge der fürchterlichſten, beſchwerlichſten, und zum Theil unheilba=

chen heimlichen Feind zugezogen. — Man will behaupten, der ſogenannte geiſtliche Stand habe eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem ſchönen Geſchlechte. Die Weiber haſſen ſich unter einander ſehr herzlich, muthmaßen eine von der andern ſehr gern das ärgſte was ſich muthmaßen läßt, und reden mit froher Geſchäfftigkeit einer der andern ſo viel Schlimmes nach als ſie können, ſollte manche es auch ſelbſt erfinden, oder den unſchuldigſten Dingen ein ſehr ſchwarzes Kleid

ren Krankheiten aus der unordentlichen Cirkulation des Blutes in den Eingeweiden des Unterleibes entſtehen. Ich will nur drey nennen, von denen man geſtehen muß, daß jede ein ſchröckliches Uebel ſey: Hypochondrie, Waſſerſucht, und goldne Ader. Der Kaffe iſt alſo vor andern denenjenigen ſchädlich, die viel, beſonders vorwärts gebückt, ſitzen, und denen die viel reiten und fahren. Ihre Uebel kommen freylich auch wohl ohne den Kaffe: aber es iſt nicht zu leugnen daß dieſer ſie befördert und verſchlimmert.

leihen. Aber laßt eine Frau einen etwas derben Fehltritt begehen, ſo vereinigt ſich das ganze Geſchlecht zu ihrer Entſchuldigung, und, höchſtens Privatfeindſchaft abgerechnet, findet ſie in jedem Weibe einen Advokaten; ja, manche ſetzt ſogar Privatfeindſchaft (außer wenn ſie auf Eiferſucht beruhet,) beyſeite um des allgemeinen Beſten willen. Es iſt als wenn jede ihre eigene Sache vertheidigte. Rügt vollends ein Mann irgend einen der für herrſchend ausgegebnen Fehler des Geſchlechts, dann tröſte ihn Gott! das gilt für einen Ausfall auf das ganze Geſchlecht! Krethi und Plethi, Citoyennes und Emigrées coaliſiren ſich wider ihn, und die Guten werden ihm, ſagt man, im Herzen zuweilen noch aufſätziger als die Schlimmen, die ſich dafür äußerlich deſto ungebehrdiger gegen ihn nehmen. Das geht natürlich zu; die Guten glauben nicht daß ein Theil ihres Geſchlechts ſo verderbt ſey; ſie urtheilen nach

ſich ſelbſt. Die Schlechten urtheilen eben ſo nach ſich ſelbſt, und werden vielleicht von ihrem Gewiſſen gezwungen, heimlich der Wahrheit die Ehre zu geben, machen aber öffentlich, je ſchlechter ſie ſind, deſto ſchiefere Mäuler, da ſie ihre eigne Sache zu verfechten haben. Männer hingegen laſſen immer dergleichen Dinge auf ſich ſelbſt beruhen, und glauben nicht daß ihr ganzes Geſchlecht kompromittirt ſey, wenn ein Schurke in Effigie juſtificirt wird. Sie wiſſen ja, daß die ſtrengen Exempel an gefährlichen Menſchen bloß zur Sicherheit der Guten ſtatuiret werden.

Was den Schönen ihr Geſchlecht iſt, das iſt, ſagt man dem Prieſter der Stand. Sie haſſen und zerreißen ſich unter einander von ganzer Seele, und man will verſichern es ſey ein zum Bewundern ſeltnes, und des Aufzeichnens für die Nachwelt würdiges Beyſpiel, daß, wenn ihrer auch nur zween an

Einem Orte ſind, dieſe mit einander ſchied-lich und friedlich in chriſtlicher und Amtsbrü-derlicher Verträglichkeit leben. Aber ſobald jemand über die im Stande ſeit funfzehnhun-dert Jahren herrſchenden Fehler ein Wört-chen fallen läßt, ſo iſts als ob er Allen ins Auge geſchlagen hätte, Kretis und Plethis;— gerade als wenn die beyden ſehr verſchiede-nen Begriffe: herrſchend und allge-mein, ſynonym wären! Kurz, es gilt ihnen für ein Crimen laesae stolae, welches keine Vergebung findet ewiglich. Man behauptet zwar nicht, daß ſie in ſolchen Fällen, gleich den Schönen, in dieſer Abſicht für Einen Mann ſtänden um alles zum Beſten des in Rüge verfallenen zu kehren, und ſo die Ehre des Standes zu retten, behüte Gott! ſie ge-ben Dir den Menſchen preis, und eifern nur für den Rock und den Nimbus, — als wenn Rock, und Mißbrauch oder Enteh-rung des Rockes abermals ſynonym wä-

ren! und als wenn Rüge des Entehrens nicht Schätzung des Entehrten wäre! Sonſt hat man ja immer geglaubt, das Geſetz das den Betrüger verurtheilt, ſey ein Beweis der Achtung für die Redlichkeit? — Es wäre übrigens zu bedauern, wenn es gegründet ſeyn ſollte, was einige wackere Leute aus Erfahrung wiſſen wollen, daß es nicht allemal die Hyperorthodoxen und Verfinſterer ganz allein ſind, die in dergleichen Fällen das Anathema, Maharam Motha über den Rügenden ausſprechen, ſondern daß der Eſprit de corps ſich weiter, und bis über den Mittelſchlag erſtrecke.

Bey den Schönen ſollen dergleichen plötzliche Koalitionen zur Einſinnigkeit, wodurch ſie ſich von den Männern unterſcheiden, aus eben der Urſache entſpringen, aus welcher der Löwe allein, und das Schaf in Heerden lebt. Dieſer Grund iſt nun freylich mehr

witzig als wahr und galant: indeſſen es iſt doch immer ein angegebner Grund, mit dem man ſich einsweilen behelfen muß, bis jemand den Muth haben wird einen beſſern anzugeben, der ſich dann vielleicht auch auf die Kleriſey, auf welche jener nicht paßt, anwenden ließe.

Gottfried's übrige Behauptungen wären vielleicht als oft und von vielen geſagte Dinge hingegangen, wenn er ſo behutſam geweſen wäre den Nutzen des Predigers nicht ſo öffentlich zu bezweifeln, und ein Gleichniß welches ihm äußerſt paſſend ſchien, in Petto zu behalten. „Es iſt, ſagte er, mit den Prieſtern gerade wie mit Banknoten. So lange es keine falſchen Bankzettel giebt, nimmt jedermann die guten ohne Bedenken. Aber je mehr die falſchen ſich vermehren, deſto behutſamer unterſucht man jedes Papier dieſer Art, und nimmt es nicht für gut, bevor man ſich nicht vollkommen überzeugt hat;

bey der geringſten Zweydeutigkeit nimmt ein Kluger ſich davor in Acht.“ — Beyde Aeuſſerungen waren mehr als qualificirt, ihm den Groll ſehr vieler Leute zuzuziehen, wenn man ſich auch die Mühe erſparet hätte, ſie mit mancherley Zuſätzen zu verbrämen. Natürlich wurde er als ein Feind und Verächter des heiligen Predigeramtes, und als ein Naturaliſt, Deiſt, ja als ein Religionsverächter und Atheiſt verſchrien — anfangs nur unter der Hand, verſteht ſich. Das Erſtere war er gewiß nicht, denn er ſchätzte das Amt, wünſchte deſſen Nutzbarkeit wieder hergeſtellt zu ſehen, und liebte und ehrte alle, die es würdig verwalteten von ganzem Herzen, ſo viel er ihrer kannte; er behauptete nur, die Pfaffen brächten den Prediger um ſeine Nützlichkeit, die Menſchen zur Irreligion, und die in ihrer Lauterkeit ſo erhabne und wohlthätige Lehre Jeſu um ihr Anſehen. In die folgenden Rubriken gehörte vollends kein

Menſch weniger als er, und würde auch des=wegen noch nicht hineingehört haben, wenn er gleich, was er nicht war, ein Prieſter=feind geweſen wäre. Kann man z. B. doch wohl die Gerechtigkeit herzlich ehren und ſelber der gerechteſte Mann ſeyn, ohne un=ſere Rechtsgelahrtheit mit ihrem ganzen Wuſte von Pandekten, Novellen, u. dergl. m. wo=von das Volk nichts verſteht, ſchätzenswerth, und die Advokaten nützlich und nöthig zu finden; — kann man doch wohl den Krieg lieben, und Schlachten wie Bonaparte ge=winnen, und ſich dennoch wider die ſtehen=den Heere erklären? — Kein Menſch hatte mehr Eiferſucht für die Religion als Gott=fried, — aber nur für die unverfälſchte Lehre Jeſu, ſo wie ſie das neue Teſtament lehret, nicht aber wie ſie in der orthodoxka=tholiſchen, orthodoxlutheriſchen, orthodoxkal=viniſchen, orthodoxepiſkopalen, oder in ſonſt einer für orthodox gebenden und von ihren

Prieſtern beſchwornen Dogmatik zu finden iſt. Er ſetzte, nach ſo vielen Ausſprüchen Chriſti, die Hauptſumme des Chriſtenthums in die Ausübung deſſelben, war ſelbſt der eifrigſte praktiſche Chriſt, und erzog in dieſer Geſinnung ſeine Tochter, der er, ſo wie ihr Verſtand die erforderliche Reife erhielt, mit der größten Redlichkeit alle Mittel an die Hand gab, das n. T. ſelbſt verſtehen zu lernen, weil er durchaus nicht wollte, daß ſie auf fremde Einſichten ſchwören ſollte. Hätte er ſelbſt doch nicht auf ſeine eigenen geſchworen, ſo lange es möglich blieb, daß ſie ſich mit der Zeit noch mehr berichtigen könnten. Seine Maxime war, ſtets in der Schrift zu forſchen; und da er alle hiezu erfoderlichen Kenntniſſe neben der Redlichkeit beſaß, ſo war er ein ſehr befugter Forſcher. — Vor dieſem Manne warnten einige Leute in der Stille als vor einen Gottesleugner!

Ein und andrer von denen, mit welchen er es verdorben hatte, ließen es beym ſchleichenden Verleumden nicht bewenden; ſie hatten ihre Konnexionen mit den Bewindhebbern einiger ſo Gott will kritiſchen Kompagnien, und nun wurde Gottfried in dieſem und jenem Gewäſch über Bücher (denn weiter waren die mehrſten damaligen Journale nichts; die Literaturbriefe und die theologiſchen Recenſionen in der allg. deutſchen Bibliothek waren noch nicht die — freylich ſeitdem eben nicht durchgehends aufs beſte nachgeahmten — Beyſpiele von Gründlichkeit im recenſiren; die erſteren erſchienen erſt gegen die Mitte des ſiebenjährigen Krieges;) von manchen Leuten allmählich geneckt, die ihm bisher tiefe Bücklinge gemacht hatten. Das las und verachtete er, wie wenn ihn ein Eſel getreten hätte, und blieb eben ſo gleichgültig dabey als vormals bey den Verbeugungen der nehmlichen Follikulare, denen

er

er weder zu Lobe noch zu Tadel eine Stimme einräumte. Sein großes Publikum hatte für ihn entſchieden; was giengen ihn die Primaner und Clubiſten an? — Die Blättler täuſchten ſich in ſeiner kalten Verachtung und wurden naſeweiſer: er gönnte ihnen den Spaß; wußte er doch ſo gut wie nach ihm Muſäus, wozu dergleichen Papier zu gebrauchen iſt.

Nach und nach aber kamen ihm einige mündliche Inſinuationen zu Ohren, deren Urheber ſich ohne Schwürigkeit errathen ließen. Da hier nicht vom Schriftſteller, ſondern vom Manne die Rede war, und dieſer nicht, wie ein verleumdetes Buch, der ganzen Nation zu eigner unparteyiſcher Beurtheilung vor Augen iſt: ſo ließ er jenes Büchelchen drucken, wovon er Wilhelminen ſchon damals zum voraus geſagt hatte, daß er es ſchreiben wolle, wie er ihr ſeinen Entſchluß unbeamtet zu bleiben eröffnete.

Das hieß nun offenbar in ein Weſpen-neſt ſtöhren, auch regnete es Pamphlets von allen Ecken. Er hatte als ein von der Wahr-heit der Religion durchdrungener Bekenner derſelben, mit ruhiger, prüfender Vernunft und mit freymüthiger Beſcheidenheit geſchrie-ben, und, ohne ſich und ſeine Entſagung im mindeſten einzumiſchen, bloß die vorzüglich-ſten Punkte zur Sprache gebracht, die ihn vermogt hatten der Kanzel zu entſagen. Er bewies ſo ſcharf ſich etwas beweiſen läßt, daß dieſe Dinge den Sturz — zwar nicht der Religion, denn die ſey zu vortrefflich, als daß ſie ſich nicht in den Herzen der Weiſen und Edlen ewig erhalten ſollte — wohl aber den Sturz der Kirche ſchlechterdings herbey-führen müßten, gab aber, um ſo wenig als möglich zu erbittern, ſeinen ſtringirendſten Beweiſen, wo es ſich irgends thun ließ, nur das Anſehen beſcheidner Zweifel. — In der Vorrede ſagte er, daß einige der hier abge-

handelten Gegenſtände, über die er ſich öfter ſo wohl mit großen Gottesgelehrten, als auch mit andern einſichtvollen Männern freundſchaftlich unterhalten, von Lauerern aufgefangen, und in ein falſches und gehäſſiges Licht geſtellet worden. Verſchiedne Leute hätten ſich ſeitdem die kleine Gemüthsergötzlichkeit erlaubt, mancherley Urtheile über ihn zu fällen und zu verbreiten, die er für ſeine Perſon allerdings mit eben dem Blicke wie ihre Urheber betrachte; die genaueſte Freundſchaft der würdigſten und berühmteſten Männer die er namentlich anführte, die beydes, ſeinen Charakter und ſeine Grundſätze, mit deren keinem er Urſache habe hinter dem Berge zu halten, ſeit einer ziemlichen Reihe von Jahren kennten, ſey für beyde ein ſicheres Palladium wider die Verunglimpfungen derer, die ihn vielleicht nicht einmal von Anſehen kennten, und deren keiner jemals eine einzige ſeiner Meynungen aus ſeinem eignen

Munde gehört, noch ihn ſelbſt darüber befragt habe, — welches doch, da mancher ihm ſehr nahe wohne, eine leichte Sache geweſen wäre, und obgleich ehrlicher und würdiger, doch faſt eben ſo leicht als friſch weg verleumden. Aber der Wahrheit und der guten Sache der Religion glaube er es ſchuldig zu ſeyn, nunmehro ſeine verdreheten und entſtellten Behauptungen und Zweifel dem großen Publikum, welches bisher ſeine Schriften geleſen und gebilliget, in ihrer wahren Geſtalt und Verbindung zur Beurtheilung vorzulegen. — Daß er ſich auf dem Titel namentlich zu ſeinem Buche bekannte, verſteht ſich von ſelbſt.

Die theils namenloſen, theils pſeudonymen Scharteken, die weit zahlreicher als im vorigen (1797) und dieſem Jahre die unſinnigen, und zum Theil aufrühreriſchen Pamphlets wider die Verbeſſerung der Liturgie in den holſteiniſchen Herzogthümern, aus al-

len Winkeln hervorſtrömten, las er, belächelte er, und ließ ſie in mehrere Bände zuſammen binden. Es waren Produkte theils von Tröpfen, die pro aris et focis ſchimpften und verdammten, weil das was Luther ihre Milchkuh nennt, durch Gottfried's Behauptungen in Gefahr kam aufzutrocknen, theils von ehrlichen Leuten, denen es nur an Menſchenverſtand fehlte, die ſich treuherzig für den Buchſtaben des neuen Teſtaments, von deſſen Geiſt nichts über ſie gekommen war, zu Tode gezankt haben würden, für die Sache des Lutherthums zu ſtreiten glaubten während ſie ihre Dinte in ihrer Einfalt würklich für die Sache des Papiſmus vergoſſen, und ſichs hätten ſollen geſagt ſeyn laſſen, was Phil. 4, 7 geſchrieben ſtehet, daß gottgefällige Verträglichkeit *)

*) Das iſt der Sinn der Worte: Ε'ιρήνη τοῦ Θεοῦ' die Luther zu buchſtäblich, mithin unverſtändlich, durch Friede Gottes überſetzt hat.

ſchätzbarer ſey als alle Rechthaberei, — beſonders wenn man nicht weiß was man ſagt; — und wer in der Bibelſprache ſpricht ohne ſie zu verſtehen, der weiß doch wohl unmöglich was er ſagt. Auf dergleichen Schmähſchriften und nichtsſagende polemiſche Salbadereyen hatte ſich Gottfried zum voraus gefaßt gemacht; um deſto kaltblütiger ſtellte er alle dieſe Herren Klerophiluſſe, Aletophiluſſe, Wahrmunde, Philaleteſſe, Veridikuſſe, und wie das Geſindel ſich weiter nannte oder nicht nannte, als ein Monument des theologiſchen Geiſtes der damaligen Zeit, und als wahre Ehrenzeichen in ſeine Bibliothek, die Schöpfe wie die Tröpfe. Dergleichen ſchöne Raritäten gehen ſehr ſchnell den Gang alles Papiers; wer,

Παντα νοῦν, was Luther durch alle Vernunft, und Gottfrieds Biograph durch Rechthaberey giebt, würde Referent durch alle Einſicht überſetzen.

z. B., kennt heutiges Tages noch die Trüffel und etliche andre mehr oder minder hämiſche Schreibereien, die zu ihrer Zeit nicht ſo wohl wider den Meſſias als Kunſtwerk, noch wider Klopſtock als Dichter, ſondern mehr wider die damals ungewöhnlichen Hexameter gerichtet waren, die der an ihre (jetzt, Apoll ſey gedankt! glücklich verdrängten) Alexandriner gewöhnten Nation nicht gefielen, und wahrſcheinlich immer die am wenigſten beliebte Versart bleiben werden, wofern ſich in Hinſicht auf die Sprache und den Geiſt der Deutſchen nicht ſehr große und gewaltſame, mithin nicht wünſchenswürdige Revolutionen ereignen? Gottfried wollte alſo wenigſtens Ein Exemplar von allen dieſen Sächelchen, die leider! nur den Vortrab ernſtlicherer Angriffe machten, ſo lange er lebte vor den Käſekrämern bewahren.

Denn, ſchon in der nächſten Meſſe erſchien unter der Aufſchrift: Ein Wörtlein

zu ſeiner Zeit, gerichtet an Herrn Carl Gottfried B***, eine heftige Schrift wider ſein ſanftmüthiges Büchlein, zu der ſich auf dem roth und ſchwarz gedruckten Titelblatte einer der fürchterlichſten lutheriſchen Dominikaner der damaligen Zeit mit Hinzufügung aller ſeiner Titel, vom Doktor der heiligen Schrift an bis zum Socius einiger lateiniſchen und deutſchen Geſellſchaften hinab, namentlich bekannte. — Gottfried war ohne alle Titel damals ſchon berühmt genug, daß ein Doktor der h. Schrift, Oberkonſiſtorial- und Kirchenrath, Oberhofprediger und Generalſuperintendent ꝛc. ꝛc. wäre er auch noch ſtolzer geweſen wie dieſer, ſich immer mit ihm einlaſſen konnte, ohne ſeinem Range etwas zu vergeben. — Dies Wörtlein nun war ein gar langes Wort, denn es füllte über drittehalb Alphabet, und verſicherte in dreyzehn giftvollen und ſachleeren Abſchnitten, daß Gott-

fried die Schrift anders auslege, als Sankt Auguſtinus, Laktantius, und eine Menge von Kirchenvätern und andern Lehrern, die er mit einem ungeheuren Aufwande — oder vielmehr Prunk von Beleſenheit anführte; daß er damit umgehe, den Lehrbegriff der Lutheriſchen Kirche umzuſtürzen; daß Luthers Bibelüberſetzung als kanoniſch angeſehen, und durchaus nicht aus der Kirche verbannet werden müſſe; daß der heilige Prediger- ſtand von Gott verordnet und eingeſetzet, mithin ein gar nützlicher und unentbehrlicher Stand ſey; daß Gottfried die Beichte verwerfe, und von den hochheiligen Sakramenten grundſtürzende Irrthümer lehre, beſonders die Dreyeinigkeit und die weſentliche Gegenwart im Abendmahl, die Erbſünde, u. a. m., leugne, und die Kindertaufe für unnütz und unnöthig halte, u. ſ. w. u. ſ. w. und beſchloß in einem vierzehnten Abſchnitte damit, daß Gottfried, da er kein beruf-

ner und verordneter Diener des Wortes ſey, kein Befugniß habe über Gegenſtände der hochheiligen Theologie zu ſkribeln, die Lehrer zu meiſtern und das Volk zu verwirren. Er gab nicht undeutliche Winke daß, wer die Kleriſey antaſtet, den Staat ſelbſt antaſte, und daß hier folglich der weltliche Arm zugreifen müſſe. Weil aber, Gott ſey Dank, nicht zu erwarten war daß der weltliche Arm ſo dienſtfertig ſeyn würde, ſo übergab der Mann ihn ſehr liebreich dem hölliſchen Feuer, das da bereitet iſt dem Teufel und ſeinen Engeln.

Das war der von der Schale der Sophyſtik die mit Prieſterwuth abwechſelte, und von den begleitenden Injurien entblößte Kern des Hohenprieſterlichen Buches.

Gottfried beantwortete dieſe drittehalb Alphabet auf kleinen drittehalb Bogen, ohne eine einzige der perſönlichen Beleidigungen zu erwiedern. Er gab zu, daß alle

von ſeinem Gegner angeführten Lehrer, zu denen er noch eine Menge hinzufügte, dieſe und jene Schriftſtelle ſo und ſo ausgelegt, und dieſes und jenes daraus gefolgert hätten; allein, es komme ja ganz nicht darauf an, wer eine Stelle, ſondern ob er ſie richtig erkläret habe? und daß dies letztere geſchehen ſey, leugnete er aus Gründen. Er gab zu, daß er mit dem gäng und geben, nicht Lutheriſchen, ſondern Lutherano-Papiſtiſchen Lehrbegriffe keinesweges übereinſtimme, weil dieſer von Luthers eigenthümlicher Lehre ſo weit als von der Bibel ſelbſt abweiche. Er gehe durchaus nicht damit um, den Lutheriſchen Lehrbegriff, den ſein Gegner mit dem Lutheraniſchen zu verwechſeln ſcheine, umzuſtürzen: er wünſche nur, daß derſelbe beydes, von dem papiſtiſchen Wuſte, den Luther unmöglich ganz habe hinwegſchaffen können, und von dem, welcher theils ſchon bey Luthers Leben, theils nach Luthers

Zeit hinzugethan ſey, endlich einmal gerei- nigt, und die Lehre Jeſu in ihrer Lauterkeit wieder hergeſtellet werden mögte. Hierzu aus allen Kräften beyzutragen, ſey der Be- ruf eines jeglichen wahren Chriſten. Luthe- rus ſelbſt behaupte an mehr als funfzig Stellen, und oft mit Eifer und Nachdruck, daß alle Unterſcheidung oder Eintheilung in geiſtlichen und weltlichen Stand dem neuen Teſtamente ganz zuwider laufe, und eine leidige Erfindung des Pfaffenſtolzes ſey. Alle wahren Bekenner Jeſu, ſage und be- weiſe er aus der Schrift, ſind Prieſter, und alle wahren Chriſtinnen ſind Prieſterinnen (Altenb. Tom. I. f. 522) es ſey jung oder alt, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, Gelehrt oder Laye. Hie iſt kein Unterſchied, es ſey denn der Glaube ungleich. — Es ſoll (Tom. 2. f. 23) ein jeglicher wahrhaftiger Chriſt eigentlich

wiſſen, daß im neuen Teſtament kein äußerlicher ſichtbarer Prieſter iſt, denn die durch Menſchen-Lügen der Teufel dazu aufgeworfen hat. Er behaupte an mehreren Stellen, (z. B. Altenb. Ausg. T. 2, ſ. 29. ebend. ſ. 427.) daß auch bewandten Umſtänden nach, ein Weib predigen dürfe. Ferner: (ebend. ſ. 30.) daß Paulus, der die Presbyteros und Episcopos (Aelteſten und Biſchöffe, das iſt: Aufſeher,) für ein Ding hält, darunter nicht Prieſter und Lehrer (oder wie Luther in ſeiner derben Sprache ſagt: geöhlte Götzen) verſtehe, ſondern ehrliche fromme Bürger in einer Stadt, eines guten Lebens und Gemüths, die ſollen Biſchöffe (Aufſeher über die äußerliche Ordnung und Kirchenpolizey, Armenpflege, u. ſ. w.) werden, und ihrer viel in einer jeglichen Stadt. — (Ebend. ſ. 567 Es iſt vor Zeiten alſo zugangen,

und ſollte noch alſo gehen, daß in einer jeglichen Stadt, da ſie alle gleich Chriſtliche Pfaffen (das iſt in dem damaligen Sprachgebrauche ein gleichgeltendes Wort mit Prieſter,) ſind, Einer aus ihnen, der Elteſte oder der Gelehrteſte und Frömmeſte würde erwählet, der ihr Diener, Amtmann, Pfleger, Hüter wäre in dem Evangelio und Sacramenten, gleichwie ein Bürger-Meiſter in einer Stadt aus dem gemeinen (d. i. gemeinſchaftlichen) Haufen aller Bürger erwählet wird. — Wem dieſe Stellen nicht hinreichten, dem werde es leicht ſeyn in Luthers Schriften noch eine große Menge, und darunter weit ſtärker (z. B. Tom. 1. f. 506. Nun fragt der heil. Geiſt u. ſ. w.) ausgedrückte zu finden, aus denen er ſich belehren könne, wie nachdrücklich ſich dieſer große Mann, den der Herr Oberhof-

prediger ſelbſt ein auserwähltes Rüſtzeug Gottes nenne, wider einen beſondern Predigerſtand als Etwas antibibliſches, und nicht einmal von den Apoſteln, geſchweige von Chriſto angeordnetes, erkläre. — Daß er nicht zu dem Stande berufen ſey, zu dem er nach echt Lutheriſchen Begriffen nicht gehören möge, gerade das gebe ihm das Recht zu urtheilen, und wer ihm daſſelbe ſtreitig mache, der ſey nach Luthers Ausſpruche ein Päbſtler. Er bitte ihn, deſſen Kirchenpoſtille, die Luther ſelbſt für ſeine liebſte und beſte Schrift erkläre, nachzuſchlagen; da werde er, Ausg. v. J. 1525, ſ. 80 über das Evangelium in der frühen Chriſtmeß folgendes finden: „Die Lehre ſoll dem Haufen“ (der unterrichteten Chriſten) „unterthan ſeyn; „was die Lehrer lehren, ſoll die Gemeine „urtheilen und richten, demſelben Urtheil ſoll „man geſtehen. Das hat auch der Apoſtel „1 Kor. 14, 29. gelehrt, da er ſagt: Einer

„oder zween ſollen auslegen die „Schrift, die andern ſollen richten, „und wo dem Sitzenden etwas wird „offenbaret, ſoll der Erſte ſchwei„gen. Aber jetzt iſt der Pabſt mit den „Seinen Tyrannen worden, haben ſolche „chriſtliche, göttliche und apoſtoliſche Ord„nung umgekehret, ganz eine heidniſche und „Pythagoriſche Weiſe aufbracht, daß ſie mö„gen ſagen, lulaffen und alfenzen was ſie „wollen, es ſoll niemand ſie richten, nie„mand ſie heißen ſchweigen.“ — Es ſey in einer proteſtantiſchen Konfeſſion eine ſehr befremdende Zumuthung, daß jemand ſich erſt ſolle zum Prediger ordiniren laſſen, ehe er mit Luther ſagen dürfe, daß der Predigerſtand ſeinen Zweck nicht erfülle, und nichts leiſte, was nicht auf andre Weiſe weit ſicherer und weit wohlfeiler erhalten werden könne. Noch befremdender ſey es, mitten in der proteſtantiſchen Kirche zu hören, daß der

Pre-

Predigerſtand, ſo wie wir ihn haben, von Gott eingeſetzt ſey. Er erkenne freylich in dem was ſein Gegner hierüber ſage den Redner, aber er vermiſſe allen bibliſchen Beweis. Sey der Stand von weſentlichem Nutzen, ſo wolle er ſich hierüber ſehr gerne belehren laſſen; bis dahin aber müſſe man ihm erlauben, ſich an ſeine Erfahrung und beſonders ſeit den letzten zehn bis zwölf Jahren ſehr ſorgfältigen Unterſuchungen zu halten, die ihm nichts von dieſem Nutzen gezeigt hätten. Er ſey nach beyden, ſo wie auch nach der Schrift und mit Luther, überzeugt, daß man jetzt noch eben ſo gut als zu Chriſti Zeiten und in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung, ohne Prieſter gebohren, in der chriſtlichen Religion unterrichtet und getauft werden, Abendmahl halten, ſich vermählen, und ſelig ſterben könne — wenn man ſelig gelebt habe, verſtehe ſich; und habe man das nicht, ſo würden einen in ſeiner

Todeſſtunde alle Prediger auf Erden nicht ſelig beten können; denn die Seligkeit müſſe doch wohl, wenn anders die Schrift nicht lüge, ſchon in dieſem Leben anfangen? — womit er indeſſen gar nicht leugne, daß ſie auch auf dem Sterbebette noch anfangen könne.

Da es nicht möglich ſey, daß jemand heutiges Tages die Bibelſprache verſtehen könne, wenn er ſich nicht, ausgerüſtet mit allen dazu erforderlichen Kenntniſſen (die unter funfzig Predigern ſogar, vielleicht im Durchſchnitt kaum ein halbes Dutzend hätten,) ein eignes Studium daraus mache: ſo folge, daß Luthers buchſtäblich-treue Ueberſetzung das unbrauchbarſte Buch ſey, weil es das unverſtändlichſte iſt. Luther ſelbſt habe in ſeinen Predigten und ſonſt, die Beweisſprüche oft beſſer überſetzt. Der mehr als zweyhundertjährige Gebrauch beweiſe ſchon ſelbſt, daß eine nach der heutigen

Sprache eingerichtete, den Sinn beſſer ins Licht ſtellende Ueberſetzung mit jedem Jahre nothwendiger werde.

Ueber ſeine Meinung vom Abendmahle habe er ſich in ſeinem Buche nicht erkläret; er habe nur bloß gezeigt, daß die Stelle: 1 Kor. 10, 16. ſchlechterdings nicht beweiſe was man damit beweiſen wolle. Von allen übrigen hieher gehörigen Beweisſprüchen ſtehe keine Sylbe in ſeiner Schrift, mithin hätte die Vermuthung daß er ſie als Beweiſe gelten laſſe, für ſeinen Gegner eben ſo viel Gewicht haben müſſen, als die entgegengeſetzte Präſumtion. Da ſelbſt ſeine giftigſten Verleumder, durch die er in die Nothwendigkeit verſetzt worden ſeine Schrift herauszugeben, aus ſeinen mündlichen Behauptungen die Konſequenz nicht zu ziehen gewagt hätten, daß, wer Einen Spruch für unbeweiſend erkläre, weil er offenbar nichts beweiſe, auch alle andern Beweiſe für die

nehmliche Sache verwerſe: ſo erwarte er von jedem Theologen mit Recht, daß er nicht über die klar vor ihm liegenden Data hinausurtheile. Es ſey nicht nur ſehr erlaubt, ſondern ſogar Pflicht, in einer Sache, über die etliche hundert Millionen Köpfe getheilt ſind, nicht flüchtig Partie zu nehmen, ſondern lange zu unterſuchen, und erſt völlig mit ſeinen Begriffen ins Reine zu kommen, ehe man ſich entſcheide. Hier trage er nun ganz kein Bedenken öffentlich zu erklären, daß er noch bey der Abfaſſung ſeiner vorigen Schrift mehr auf die Idee vom glühenden Eiſen gehalten, als jetzt, da er nahe daran ſey, ſie völlig zu verwerfen. Wer anders denke, dem gönne er ſeine Meynung von Herzen, um ſo mehr, da er, der es nicht für einerley halte was man glaube, es für ſehr gleichgültig anſehe wie man ſich eine, ſo wie dieſe hier, ganz nicht zu der Joh. 17, 3. gefoderten Erkenntniß gehörige,

dunkle Stelle erkläre. — Indeſſen ſie ſey dem der mit der Art Jeſu ſich auszudrücken bekannt ſey, gar nicht einmal dunkel; die Prieſter hätten ſie nur dunkel gemacht. Jeglicher unterrichtete Chriſt dürfe ſich dergleichen Stellen ſo auslegen, wie er uach ſeiner beſten Einſicht könne, und die meiſte Beruhigung finde. Es gelte dem wahren und unterrichteten Chriſten durchaus kein Lehrer als Chriſtus allein; und das Wort irgend eines Menſchen, wer er auch ſey, müſſe er ſchlechterdings nicht annehmen, wenn es ſeiner eignen wohlerworbnen Ueberzeugung widerſpreche. Jeſus habe ſich über alles was dem Menſchen zu ſeiner zeitlichen und ewigen Glückſeligkeit nothwendig ſey, äußerſt beſtimmt erklärt; was er aber ſelbſt in tiefes Dunkel gehüllet oder vielmehr unerklärt gelaſſen habe, darüber ſey es ſehr thöricht zu zanken, und ſehr ruchlos zu verfolgen. Er erkläre hiemit ſo feyerlich als möglich,

daß er keine andre Richtſchnur des Glaubens anerkenne, als die eignen Worte Jeſu, daß er mithin alles verwerfe was Menſchen oder gar Menſchenunſinn in die Religion hineingetragen haben, oder künftig noch hineintragen könnten. u. ſ. w.

Die Kindertaufe habe er nie für unnütz, nicht einmal für unnöthig, wohl aber für unbibliſch erklärt, weil ja der Glaube vor der Taufe her gehen müſſe, und der Unterricht vor dem Glauben. Im ganzen neuen Teſtamente komme kein einziges Beyſpiel einer Kindertaufe vor, und kein Wort das ſie rechtfertige, — denn das mit den Haaren herbeygezogene: Laſſet doch die Kinderchen, und wehret ihnen nicht zu mir zu kommen! werde doch wohl kein vernünftiger Menſch für einen gültigen Beweis für die Kindertaufe anſehen? Man möge ſich drehen und winden wie man wolle, ſo ſey ſie immer Päbſteley, und ein Opus opera-

tum, mithin unnnütz für das Kind. Wolle man ſagen, (und die Stockorthodoxie lehre das würklich,) der h. Geiſt würke den Glauben in dem Kinde durch die Taufe: ſo zeige ſich 1) bey dem Erwachſen des Kindes keine Spur von Glauben vor empfangenem Unterricht; bleibe er doch bey den meiſten ſogar nach dem Unterrichte aus; 2) wäre ein Sacrament auch als opus operatum dem nützlich, der es empfängt bevor er noch glaubt, welches doch dem proteſtantiſchen Lehrbegriffe ganz, und mit allem Recht, zuwider iſt, denn es iſt wider die Vernunft. Luther ſelbſt erkläre ſich an mehreren Stellen ſehr ernſtlich wider die Kindertaufe; z. B. in ſeiner K. P. 3 post Epiph. ſagt er: „wenn man nicht „beſſer beweiſen könne daß die Kinder eignen „Glauben haben, ſo ſey ſein treuer Rath „und Urtheil, daß man ſtracks, je eher je „beſſer die Sache aufgebe, und nimmermehr „ein Kind taufe, damit wir nicht die

„hochgelobte Majeſtät Gottes mit „ſolchem Alfentzen, da nichts hin„den iſt, ſpotten und läſtern.“ Indeſſen bis man beſſer bewieſen haben wird, ſage er ebenfalls mit Luther, daß die Sakramente nicht ohne Glauben empfangen werden müſſen, oder ſie werden zu größerem Schaden empfangen. (Alt. T. 2, ſ. 308.) — Denn, wenn es damit ausgerichtet wäre, und damit einer ein Chriſt würde, daß er die Sakrament brauchet, könnte wohl auch eine Sau ein Chriſt ſeyn. (Alt. T. 2, ſ. 124.) — Aber freylich, da von der Geburt bis zu zehn Jahren die Mortalität am ſtärkſten ſey, ſo würde der Prieſter bey denen die ungetauft ſtürben, um die Stol-Gebühren kommen. Da liege der ganze Grund der Kindertaufe, die dem Kinde gerade ſo viel helfe als die Seelmeſſen den Verſtorbnen. Alle Prieſtererfindungen wären, ſo

wie die Prieſterzunft ſelbſt, einzig auf den Geldbeutel der Layen kalkulirt; und Luther, deſſen große Seele von allem Eigennutze frey war, habe ſeines Feuereifers ungeachtet der Kindertaufe endlich durch die Finger ſehen, und ſich dabey beruhigen müſſen, daß ſie in der Schrift nicht verboten ſey. — Als ob die Natur der Sache das Verbot nicht mit ſich bringe? und als ob es nicht in der Anweiſung liege: Lehret, und dann taufet? Es würde ja eine ſehr unnütze Tautologie ſeyn, wenn noch hinzugeſetzt wäre: Welchen der Glaube noch nicht aus der Lehre gekommen iſt, die ſollt ihr nicht taufen. Obendrein wäre es eine Albernheit. — Luthers wahre und ſchriftgemäße Meynung ſey aber beſtändig geweſen, man müſſe nur Erwachſene taufen, und auch die nicht anders, als auf ihr eignes freywilliges Verlangen: (Altenb. Ausg. T. 1, f. 845.) „Die Taufe lobe ich, aber „niemand ſoll dazu gezwungen wer-

„den.“ — (Ebend. ſ. 792.) „Es ſollen alle „Sakramenteu frey ſeyn jedermann; Wer „nicht will getauft ſeyn, der laß anſtehen.“— Eben ſo erklärt er ſich auch a. a. O. vom Abendmahl: „Wer nicht will das Sakrament „empfahen, der hat ſein wohl Macht vor „Gott.“ — Und ebend. ſ. 637: „Chriſtus „hat niemand dazu gedrungen, denn er ſpricht „nicht: Das ſollt ihr thun, ſondern „alſo: Wenn ihr das thut, ſo geden„ket mein; er hat nicht geboten, daß „wirs thun, ſondern ſein Gedächtniß halten „wann wirs thun. Er hats aber frey ge„laſſen, wann wirs thun wollen.“ Wie er denn überhaupt ſehr oft, beſonders in der K. P. über die Epiſtel am 4ten Adv., in ſehr ſtarken Ausdrücken die chriſtliche Freyheit einſchärfe, und vorzüglich auf die Glaubensfreyheit dringe. — Ich empfehle, ſagt Gottfried, dem Herrn Oberhofprediger dieſe merkwürdige Stelle, die ich um der Schwa-

chen willen nicht buchſtäblich abſchreiben mag, zum Nachleſen; in der Ausgabe von 1525, die ich beſitze, ſteht ſie ſ. 48, a. Sie iſt jedes freyen Chriſten würdig.

Mit gleichem Ernſt, fuhr er fort, erkläre ſich Luther wider die Beichte, dieſen erzpapiſtiſchen Unrath; z. B. Altenb. T. 1. ſ. 789. „Wir fragen allhier den Pabſt und „alle die Seinen, woher ſie Macht haben „die Beicht aufzulegen allen Chriſten, und „wo das Gott geboten habe? Tretet „hervor, ihr lieben Freunde, zeiget Brief „und Siegel eueres Amts, und gebet Re„chenſchaft, wie Petrus euch geboten hat, „da er ſagt: (1 Petr. 3, 15.) Ihr ſollet „bereit ſeyn Urſach zu zeigen eueres Glau„bens.“ — (Tom. 2, ſ. 128.) „Wer „nicht gern beichtet, der bleibe nur weit „davon, und trete Pabſt u. ſ. w. ſamt dem „(Beicht) Geſetze mit Füßen, und laſſe ihm „begnügen an der heimlichen Beicht vor

„Gott.“ — Und in der K. Poſtille a. a. O. erkläre er ſich noch ſtärker, und ſetze hinzu: aus Gefälligkeit und Freyheit könne man wohl zur Beichte gehen, auch andre, wohlverſtanden an ſich nicht böſe Dinge in Cärimonien, Geſängen, Gebeten und allen andern Kirchenordnungen mitmachen; das ſchade nichts; aber ſobald man ſolche Dinge, die von jegliches Chriſten freyen Willen abhangen müſſen, wohin Luther auch ſehr bibliſch die Sacramente rechne, zum Gebot mache, und darauf dringe es müſſe ſo ſeyn: dann ſey es verdammlich ſie zu thun; man ſolle alſobald davon ablaſſen, um die Freyheit des Glaubens zu erhalten. *) — In der

*) Referent hörte einige Leute die als Kinder getauft und als Knaben konfirmirt, das heißt heutiges Tages, wo von Erkenntniß und Wandel nicht mehr die Rede iſt, Chriſten ſind, die Däniſche Regierung tadeln, daß ſie die Verbeſſerungen in der Liturgie nicht mit Autorität durchgeſetzt habe. Er verſprach ihnen eine öf-

älteſten Ausgabe der K. Poſtille, über das Ev. auf Epiph. ſ. 184 ſtehe folgende merkwürdige Stelle, die man in der Spenerſchen u. a. Ausgaben nicht mehr finde: „Wenn „man die richtige freye Straße predigte, und „ſpräche alſo: Lieben Weiber, hat jemand „Sünde auf ihm, mag ſie beichten, ob ſie „will. Sie beichte aber oder beichte nicht, „ſo habe ſie veſten Glauben daß ihr Chri„ſtus die Sünde vergebe, und beichte ſie „demſelben heimlich“ (das heißt: in ihrem Herzen,) „mit ganzer herzlichen Zuverſicht

fentliche Antwort, und hier iſt ſie: In der Kirche Chriſti gilt kein Ariſtokratiſmus, dem unſere Regierung auch außer der Kirche den Fuß auf dem Nacken hält. Sie verfuhr vollkommen dem Geiſte der chriſtlichen Religion gemäß, daß ſie es jedem freyſtellte den alten papiſtiſchen Sauerteig beyzubehalten, oder der Wohlthat einer reineren und vernunftmäßigeren Gottesverehrung zu genießen. In der proteſtantiſchen Kirche muß kein Zwang ſeyn, lehrt Luther nach der Schrift und der Vernunft.

„auf ſeine Gnade, die er verheißen hat denen „die ihrer begehren und nicht daran zwei„feln, ſo ſind die Sünden gewißlich verge„geben; laſſe dann auch davon ab, „und übe ſich in guten Werken u. „ſ. w. Aber wo das geſchähe, ſo würde „den Seelenmördern und Geiſtäng„ſtigern der Beichtpfennig entfallen, die „Milch in der Kuh verſiegen, und das „arme Gewiſſen los, nicht mehr geführet auf „ihr unendlich Lehren und Predigen. Das „wäre dem heiligen Geiſtlichen Stand zu „nahe, ſollten wohl Hungers drob ſterben.“ U. ſ. w. Aus dieſer und unzähligen andern Stellen könne man ſehen wie Luther über den Beichtſtuhl und ſeine Vertheidiger gedacht und gelehret habe. — Lieben Weiber! — Sey es doch faſt, als ob er einen Mann gar nicht einmal der Schwachheit fähig gehalten habe, ſich durch dergleichen Alfanzereyen in ſeinem Glauben irre machen

zu laſſen. — Ueberall erklåre der große Mann den Beichtſtuhl für eine Spekulation auf den Geldbeutel, und für Wind; z. B. T. 1. Altenb. ſ. 846: „Wenn wir wiederum fra„gen, warum ſie denn ſo gern Beicht hören „und die Beicht alſo preiſen, ſo findet ſich „die redliche Urſach, der Heilige Beicht„pfennig, der große Nothhelfer! Wenn „der nicht thät, und ſie nicht des Bauches „fürchteten, er mögte verſchmachten, ſollteſt „du wohl ſehen, daß Beichten weder Noth „noch Gebot wäre. Aber auf daß derſelbe „Zins nicht abgehe, darauf ſo viel Bäuche „und Maſtſäue in den Klöſtern geſtiftet ſind,“ (die Klöſter hätten denn freylich bey uns aufgehört, aber die Bäuche ſeyen geblieben) „muß die Beicht von Gott geboten ſeyn und „ein Geſchrey unter uns erhebt werden, daß „die heiligen Diener des Bauchs und das „zarte Freßvolk durch die Beicht unſer ar„men Sünder Seligkeit ſuchen. Und wer

„das glaubt, der glaubt den oberſten, „beſten und reichſten Artikel des „chriſtlichen Glaubens, denn er trägt „ja groß Gut und Reichthum, da die andern, „welche Chriſtus geboten hat, alle „arm machen. — — Wie ernſtlich ſie aber „unſer Heil ſuchen, iſt leichtlich zu erkennen „aus andern Stücken die nicht Pfennige tra„gen noch dem Bauch helfen, welche ſie un„gerühret und ungeübet laſſen, da doch „alle Macht an lieget," — das heißt: die das Weſentliche ausmachen, worauf alles ankömmt. — Ebend. ſ. 799: „Sprichſt „du, wie will man" (ohne Beichtſtuhl) „den „Sünden wehren? Antwort: Wie wehret „man ihnen denn jezt," (nehmlich durch den Beichtſtuhl?) „und was hilft (in dieſer Hinſicht) das Beichten denn jezt? — — Es iſt „nur ſolch Beichten ein Fürgeben und Schein, „da nichts nach folget, und wie Salomo „ſagt: groß Wind und Wolken, denen kein

Regen

„Regen folgt.“ U. ſ. w. Uebrigens verſtehe er mit Luther unter Binden und Löſen nichts anders, als Ausſchließen aus der Gemeine, und Wiederaufnehmen in dieſelbe.

Er habe ferner geſagt, wenn man denn doch in den theologiſchen Fakultäten Doktoren kreiren wolle, ſo müßten es Doktoren der orthodoxen Dogmatik ſeyn; der Titel eines Doktors der heiligen Schrift ſey aus vielen Urſachen unſchicklich, und anmaßender als ein Bekenner der reinen Lehre Jeſu es verantworten könne. Näher habe er ſich aus guten Gründen nicht erklärt; er halte es auch jezt für unnöthig; weil aber ſein Herr Gegner dieſe im Vorbeygehen hingeworfne Aeußerung der Mühe werth gefunden habe, ihr einen ſechs und ſechzig Druckſeiten langen Abſchnitt ſeines Wörtleins einzuräumen: ſo würde es ungeſittet ſeyn, nicht wenigſtens ſo viel zu erwiedern, daß dieſer Abſchnitt ſeiner echt-lu-

theriſchen Meynung durchaus nichts entgegen ſetze, ja, nicht einmal den Zweck habe zu beweiſen, daß ein Doktor der Dogmatik und ein Doktor der h. Schrift einerley ſey, welches zu beweiſen war. In jeder der drey Religionsparteyen verſtehe der orthodoxe Dogmatiker ja gerade die Schrift am wenigſten, denn wer die verſtehe, der könne unmöglich ein orthodoxer Dogmatiker ſeyn, da ſich die ganze Orthodoxie auf mißverſtandne, mißgedeutete, aus dem Zuſammenhang geriſſene, in eine falſche Wörterfolge gebrachte, geradezu wider ihren beſtimmten Sinn angewandte, mithin präcis das Gegentheil beweiſende, ja gar, wenn das in den Kram paſſe, auf offenbar unrichtig überſetzte Schriftſtellen, — mitunter auch wohl auf eine ſolche ſtütze, die, wie 1 Joh. 5, 7. in dem Alexandriniſchen, zur Zeit des erſten Nicäniſchen Concilii geſchriebnen Kodex nicht ſteht, und in den ganzen erſten fünf-

hundert Jahren, in allen den hitzigen Feder-kriegen über die Dreieinigkeit, von keinem einzigen Verfechter derſelben angeführet wird *), mithin offenbar eine ſehr ſpät ein-geſchobene Verfälſchung des Textes iſt. Lu-ther gehe viel weiter als er, und rechne jenen Titel ſogar zum Zeichen des Thieres in der Apokalypſe, Alt. T. 2, ſ. 162: „Durch „Päbſtiſche und Kaiſerliche Ungnad bin ich „meiner Titul beraubet, und iſt mir der „Beſtiencharakter abgewaſchen, „daß ich nicht mehr Doktor der heiligen

*) Der genannte Kodex, der älteſte den wir kennen, hat ſtatt des 7ten und 8ten Verſes nichts als die Worte: Denn Drei ſind die da zeugen, Geiſt, Waſſer und Blut. In dem ganzen chriſtlichen Alterthume iſt dieſe Lesart nie bezweifelt, ſondern vielmehr durch die arabiſchen und ſyriſchen Interpreten beſtätti-get, folglich iſt ſie die richtige, und der un-tergeſchobene ſiebente Vers müßte wenigſtens in keinem Katechismus als Beweis ſtehen.

„Schrift heiſsen muſs.“ — In den ſpäteren Ausgaben ſeiner Kirchenpoſtille habe man eine Stelle unterdrückt, die in der ältern v. J. 1525 ſtehe, (Ev. 1 p. Epiph. f. 202) wo Luther ſage: Auf hohen Schulen mache man Doktores und Prediger, das habe ſie der Teufel geheiſsen. — Eine weit ſtärkere, ebenfalls nachher unterdrückte Stelle (Ep. am 2ten Adv. f. 19) empfehle er zum Nachleſen, wie überhaupt Luthers Schriften zum Studium. —

Auf die Art gieng er das ganze Wörtlein zu ſeiner Zeit durch, und belegte jede ſeiner Behauptungen mit Luthers dürren Worten. Am Schluſſe ſagte er: „Es müſſe unſtreitig jeden Menſchen, von welcher Partey er immer ſey, äuſserſt befremden, daſs ein Proteſtant wegen echt lutheriſcher Behauptungen von Lehrern der lutheriſchproteſtantiſchen Konfeſſion öffentlich in Anſpruch genommen ſey, — wegen Behauptungen,

die ſich von denen des ſeligen Luthers in nichts unterſchieden, als durch einen milderen und glimpflicheren Vortrag. Die Art dieſes Anſpruchs verzeihe er für ſeine Perſon beides ſeinen bekannten und anonymen Gegnern, und wünſche ihnen von dem geſitteten Publikum, deſſen aufgeklärteſtem Theile er den Anſpruch ſelbſt zur Beurtheilung überlaſſe, eine ähnliche Indulgenz. Er habe das an ihn gerichtete Wörtlein um des berühmten Namens des Verfaſſers willen mit ſehr geſpannten Erwartungen in die Hand genommen. Von einem Manne, den man mit ſo angeſehenen Aemtern bekleidet, habe er ſich etwas ſehr Solides verſprochen, gleichviel ob für oder wider ihn; er habe ſicher darauf gerechnet, daß der Herr Verfaſſer manche ſeiner Zweifel löſen, und vor allen Dingen ihm deutlich machen würde, wie man auf die ſymboliſchen Bücher, mit denen ihm ſein Gegner ſelbſt nur durch

Accommodation, und mit Hülfe zarter Spitzfündigkeit übereinzukommen ſcheine, ſchwören, und dennoch ein ehrlicher Mann ſeyn könne? Aber ſein Gegner habe mit ſeinem ganzen Buche nichts aufgehellet, nichts wider ihn bewieſen, — ja überhaupt nichts bewieſen, als daß man ganz wohl ein dickes Buch ſchreiben könne, ohne das mindeſte zu ſagen. Es thue ihm leid, daß ein ſo vornehmer Theologe zu dem alten Erfahrungsſatze, daß es leichter ſey ſeine Entrüſtung, als ſeine Gelehrſamkeit zu dokumentiren, ein friſches Beiſpiel zu liefern für nöthig erachtet habe, denn er müſſe mit Bedauern ſagen, daß in dem ganzen Wörtlein nichts zu finden ſey, als Machtſprüche und Deklamation; — einige Dinge abgerechnet, die man aus der Feder eines Boten des ſanften Jeſu nicht erwarten ſollte. — Ungeachtet der auf jeglichem Blatte wiederholten Aufforderungen: Er beantworte mir das! —

Er widerlege mir das! — Hier ſchlage er ſich aufs Maul! u. dergl. m. würde er alſo dieſes Buch ruhig zu ſo vielen andern wider ihn geſchriebenen geſtellt und vergeſſen haben, wenn er es nicht, um der Schwachen willen, für gut fände, allen etwanigen Mißdeutungen und falſchen Urtheilen, die ſein Stillſchweigen veranlaſſen könnte, vorzubeugen. Demnach erkläre er hiemit öffentlich vor dem ganzen ungelehrten Publikum, was das gelehrte wohl ohne ihn wiſſe: daß durch und durch in allen wider ihn zu Tage geförderten Schriften (er that ihnen die unverdiente Ehre ſie nach der Reihe zu nennen,) wohl viel ſchwarze Galle, viel Papiſmus, viel Lufthiebe u. ſ. w. keinesweges aber Geiſt der Unterſuchung und ruhigen Prüfung, mithin durchaus nichts Widerlegendes zu finden ſey; daß er folglich bis jetzt nicht den mindeſten Grund vor ſich ſehe, irgend eine ſeiner Behauptungen zurück

zu nehmen. Jeder Unbefangne könne ſich überzeugen, daß ſeine wichtigſten Behauptungen nicht, wie gewiſſer Leute ihre, auf Konſequenzmacherei, ſondern auf klare, jedem Menſchen verſtändliche, unbeſtrittene Ausſprüche Jeſu ſich gründeten, mithin nur mit Jeſu ſelbſt ſtehen oder fallen könnten. Bloß um zu zeigen, mit was für Gegnern er zu thun habe, und wie echt Lutheriſch ſeine bisherigen Behauptungen ſeyen, habe er ſie mit den Worten des noch ungeſchwächten Luthers belegt, und dadurch vielleicht neun und neunzig unter hundert lutheriſch ſich dünkenden Paſtoren etwas Nagelneues geſagt; nicht aber als ob ſie durch die Autorität dieſes Mannes wahrer würden. Es komme nicht immer darauf an, wer, und ſehr ſelten, wie viele eine Sache behaupten, ſondern: ob die Behauptung ſelbſt wahr ſey; und das müſſe durch Unterſuchung ausgemittelt werden. Indeſſen

rechne er ſichs immer zur Ehre, daß ſeine angeblich lutheriſchen Gegner ihn nicht haben ins Angeſicht ſchlagen können, ohne den großen Luther mitzutreffen; und es ſey ihm lieb, wenn bey dieſer Gelegenheit mancher lutheriſch ſich nennende Prediger, und ſonſt hie und da ein ehrlicher Mann, wenigſtens Etwas von dem erfahre, was Lutherus würklich gelehret habe.“ —

Nun gieng der Lerm erſt recht an, dem Gottfried durch ſeine gewiß nicht orthodoxiſche, in den damaligen dogmatiſchen Klopffechtereien würklich unerhörte Mäßigung, und durch die große Ueberlegenheit die er hie und da durchblicken ließ, ein ſchnelles Ende zu machen gehofft hatte. Der wüthende Verfaſſer des Wörtleins ſtürzte ſich mit verzehnfachtem Grimme auf den Kampfplatz. Es mag dahin ſtehen, ob ihn bloß die Leidenſchaft blendete, oder ob man ihn würklich die Weisheitsregel nicht geleh-

ret hatte, man müſſe einen großen Schriftſteller lieber bey ſeiner Stärke zu faſſen ſuchen, als bey anſcheinenden Blößen, die er vielleicht, gleich einem geſchickten Fechter, mit Vorſatz gab, um auf den Gegner mit ſeinem ganzen Gewichte drücken zu können, wenn dieſer, bey etwa fortgeſetzter Fehde, ſo albern ſeyn ſollte, ſich darauf einzulaſſen. Genug, der feuerſpeyende Mann beobachtete dieſe Regel nicht, und fiel in Fallen, die ihm Gottfried (wie z. B. der Ausdruck: des noch ungeſchwächten beweiſet,) wahrlich eher angezeigt, als geſtellet hatte. Das war denn immer nur eine Ruthe, die er für den eignen Rücken band; das Schlimmere war, daß er nicht ſo wohl durch die ungeheueren Gallenſtröme die er von ſich gab, durch Schimpfwörter und Bannformeln, ja durch Drohen mit dem Reichsfiſkal, als vielmehr durch hämiſche Verdrehungen den friedfertigen Gottfried

aufbrachte, dem nun der letzte Geduldsfaden riß. Jetzt vertauſchte er die Rolen, verwandelte die Vertheidigung in Angriff, zeigte hell und klar daß vom eigentlichen Proteſtantiſmus in der lutheriſchen Kirche beinahe nichts übrig ſey als der Name, und was die Fürſten und die Prieſterſchaft für ſich ſelbſt konvenabel gefunden hätten. Uebrigens herrſche beinahe eben der Gewiſſenszwang, eben die Unterdrückung des Lichts, eben ſo viel Aberglauben, und unter dem großen Haufen eben ſo viel dumme Unwiſſenheit, Blindheit und Fanatismus, ſo wie unter der Prieſterſchaft eben ſo viel Verfolgungsgeiſt und Despotism, als im blindeſten Pabſtthume. Er bewies, daß es die allerhöchſte Zeit ſey, für beſſeren Schulunterricht zu ſorgen, den Eid, oder vielmehr den Meineid auf die ſymboliſchen Bücher nicht mehr ſchwören zu laſſen, und die Dogmatik aufzugeben, um das Chriſtenthum zu retten und des neuen Teſtaments

Würde wieder herzuſtellen. Er griff die vor-nehmſten Dogmen, um derentwillen ſo viel Dinte — doch das mögte noch hingehen! — ſo ungeheuere Ströme von Menſchenblut vergoſſen ſind, herzhaft an, und zeigte daß ſie ſamt und ſonders in die Bücher des neu-en Bundes hineinexegiſirt ſeyen, und daß um ihrentwillen nie ein einziger Tropfen hätte fließen müſſen. Diejenigen Dogmen auf denen die Glückſeligkeit der Menſchen ei-gentlich beruhe, — die einzigen die Chriſtus als poſitive, ſchlechterdings zu befolgende Lehre vortrage, hätten noch nie einen Chri-ſten mit dem Blute ſeiner Brüder befleckt, denn bey dieſen komme Meinung und Men-ſchenunſinn, das Einzige was mit dem Schwerdte gepredigt würde, nicht ins Spiel. Der ſchlichteſte Menſchenverſtand könne ſie faſſen; und der ſubtilſten Vernunft könne man ſie genugthuend beweiſen. Aber die tolle Frage: ob ein ſtinkender Kapuziner ſo

viel hundert oder tauſend Oblaten als ihm beliebt, in eben ſo viele Chriſtuſſe verwandeln könne, ſo daß jegliche Oblate, indem ſie vor deinen Augen Oblate bleibt, dennoch aufhöre Oblate zu ſeyn und in einen ganzen Chriſtus tranſſubſtantiiret werde, dergeſtalt, daß der Prieſter in den Mund eines jeglichen Kommunikanten zwar eine Oblate, aber dennoch keine Oblate, ſondern den ganzen Chriſtus in ſeiner göttlichen und menſchlichen Natur, ſchiebt, (es werde dem Menſchenverſtande ſchon ſchwer, nur Worte zu finden, die die unſinnige Idee einigermaßen darſtellen,) während gleichwohl der ganze Chriſtus, indeſſen an Einem Tage ſo viele tauſend ganze Chriſtuſſe vor ſo viel tauſend Altären gegeſſen und verdauet werden, nicht aufhöre zur Rechten des Vaters zu ſitzen, mit dem und dem Geiſte er nur Eins ausmacht, der aber darum, und dieſer untheilbaren Einheit ungeachtet, doch nicht mitgegeſſen werde, ſo

wenig wie der heilige Geiſt; — oder aber, ob die Oblate würklich Oblate bleibe, aber, indem ſie Dir in den Mund geſteckt wird, das Fleiſch Chriſti mit ſich führe, ſo etwa, wie Du in einem glühenden Eiſen wahres weſentliches Eiſen, aber zugleich wahres weſentliches Feuer haſt; — oder ob die Oblate nur das Fleiſch Chriſti bedeute? über dergleichen Fragen, an denen der ganzen Menſchheit (die Prieſterſchaft ausgenommen,) nichts liegen könne, habe die Erde Blut wie Waſſer getrunken, weil unwiſſende oder heilloſe Prieſter die Menſchen zu überreden gewußt, an dieſe Meinungen ſey ihre Seligkeit gebunden. Und wer wiſſe, wie vieler Tauſenden Blut noch ſtrömen werde, ehe man allgemein einſehen lerne, daß ſo wenig wegen dieſer, als wegen irgend einer andern, an ſich auf Moral und Menſchenglück keinen Einfluß habenden Meinung, keiner lebendigen Seele nur Ein Haar gekrümmet

werden müſſe! — wegen dieſer hier am wenigſten, da alle drey Parteien Unrecht hätten, wie jeder Unbefangene einſehen müſſe, der da wiſſe, was in der Sprache Chriſti durch ſeinen Leib, ſein Blut, und Vergebung der Sünden bezeichnet werde. Er erklärte dieſe Ausdrücke nach dem verſchiednen Sinn den ſie im N. T. haben, und traf in ſeiner Auslegung der Einſetzungsworte beym Abendmahl ſo nahe mit der zuſammen, die heute von den einſichtvolleſten Bibelforſchern angenommen wird, daß Referent den der ſie näher kennen mögte, getroſt auf A. W. Teller's Wörterbuch des N. Teſtaments verweiſen darf, deſſen Erklärungen der obgedachten Wörter im Weſentlichen faſt ganz mit denen, die Gottfried gab, übereinſtimmen. — Darinn aber hatte er ſeine Meinung für ſich, daß er behauptete, das Abendmahl ſey als Gedächtnißmahl des Todes Jeſu eigentlich zunächſt

für die zwölf eingeſetzt, jeder Bekenner Jeſu könne aber Theil daran nehmen, — nur müſſe man es nicht als Gnadenmittel, ſondern (wie vormals den Regenbogen,) als Gnadenzeichen betrachten, wenn man durchaus etwas mehr als eine bloße dankbare Gedächtnißfeyer darinn finden zu müſſen glaube. Dies bewies er mit vielem Scharfſinne, denn damals mußten Behauptungen dieſer Art noch haarſcharf bewieſen werden, und drangen dennoch nicht durch. Heute, da wir über funfzig Jahre des ernſten Studium und der Fortſchritte mehr für uns haben, iſt es genug, beſonders in dieſem Falle, an die Sprachkunde und an das Obertribunal in allen Unterſuchungsſachen, den geſunden Menſchenverſtand zu appelliren. Das that Gottfried eben auch am Schluſſe dieſes Abſchnittes. Der Menſchenverſtand, ſagte er, wenn er mit Kenntniß der Bibelſprache ausgerüſtet iſt, könne in den ſogenannten

nannten Einſetzungsworten (denn *eigentliche Einſetzung* ſey gar nicht da, die erfodre nämlich Befehl, wenigſtens Vorſchrift;) nichts anders finden, ſchlechterdings nichts anders, als dieſen Sinn: Dieſer Becher den ich Euch zubringe, ſey ein Zeichen oder Denkmaal des neuen *Bundes*, kraft deſſen durch meinen blutigen Tod die Sündopfer aufgehoben werden. Und nun die liebreiche Bitte an ſeine Geliebten: Erinnert Euch künftig meiner jedesmal, wenn ihr den Becher herumgehen laſſet! — — Kurz und bündig bewies er noch, daß dieſe Handlung, wiewohl ſie zur Seligkeit weiter nichts beytrage, jedem ſehr ehrwürdig ſeyn müſſe, der Theil daran nehmen will, und daß, wer *unwürdig* (ἀναξίως, d. i. ohne die gebührende Ehrfurcht) iſſet und trinket, ſchon wie jeder Religionsheuchler ein nichtswürdiger Menſch, und in dieſem beſondern Falle als ein Mitſchuldiger an Chriſti Tod anzuſehen ſey.

Aus dieſer Probe mag man ſchließen, wie der aufgebrachte Mann mit den übrigen Dogmen der Orthodoxen umgieng. Er ließ keinem einzigen Gnade widerfahren, welches ihm in der Schrift nicht hinlänglich gegründet ſchien. Er berief ſich auf die Geſchichte aller Völker und Zeiten, — ein Zeugniß das man denn freylich gelten laſſen muß, — um zu beweiſen, daß die Prieſter allenthalben wo es jemals Prieſter gab, mit der Vernunft ihren Spott getrieben hätten. Seinem Zwecke gemäß bewies er das vorzüglich von den chriſtlichen Prieſtern, und fieng, wie billig, mit den katholiſchen an. Die ſieben Sakramente der Päbſtler hieb er zuſammen bis auf zwey; Prieſterweihe, letzter Zehrpfennig, Beichte, Firmelung demonſtrirte er unwiderleglich zum Pfaffen-Hokuspokus hinab; die Ehe gehöre in das Kapitel der Polizey und der Sittenlehre, und gehe die Glaubenslehre und die Prieſter ganz und gar nichts

an, ſo wenig als irgend eine andre Art des bürgerlichen Kontrakts, und ſey überhaupt nicht mehr und nicht weniger Religionsſache als ein jeder andrer rechtmäßiger Kontrakt, wider den man nicht verſtoßen könne, ohne ſein Gewiſſen zu verletzen und ſich der Ahndung des Staates auszuſetzen. Sie ſey ſo ganz nicht Religionsſache, daß der Apoſtel ganz hell und klar die Verbindung eines Chriſten mit einer Heidinn oder Jüdinn, und einer Chriſtinn mit einem Juden oder Heiden für eine gültige Ehe erkläre, die man, wenn beyde Parteyen mit einander zufrieden ſind, nicht trennen müſſe. So blieben denn nur noch zwei Sakramente übrig, die er in der Schrift gegründet fand, und auf die er folglich einen ſehr hohen Werth ſetzte, ungeachtet er die Taufe eben ſo wenig als das gemeinſchaftliche Eſſen von Einem Brodte und Trinken aus Einem Becher, für Gnaden-Mittel hielt. Durch das Em-

pfangen der Taufe verpflichte man ſich bloß gegen Gott, nach der reinen Lehre Jeſu zu glauben und zu leben; ſo lehre der Apoſtel. Das Wort: Sakrament aber, von dem die Bibel nichts weiß, verwarf er als in das myſtiſche Wörterbuch derer gehörig, deren Hauptzweck immer und allenthalben geweſen ſey und ſeyn werde, durch ihre Geheimnißkrämerei die Vernunft zu umnebeln und zu feſſeln, und ſo in der Finſterniß zu herrſchen. Ob man um getauft zu werden oder das Gedächtniß Jeſu zu feiern der Prieſter bedürfe oder nicht, das ſey ganz keine Frage. Jeder Chriſt ſey ein ſehr befugter Täufer von Gottes wegen, und jeder Hausvater könne das Brodt brechen, oder nach unſerer Sitte ſchneiden, weil wir uns der Meſſer bey Tiſche bedienen, die in den Morgenländern bekanntlich nicht Sitte ſind. So habe man es zur Zeit des Chriſtenthums in ſeiner Reinheit gehalten, ehe ſich Leute zu

beſtallten Lehrern und Prieſtern aufgeworfen. U. ſ. w. U. ſ. w.

Aus allem dieſen folgt nun ſchon von ſelbſt, daß ſeine ganze Dogmatik ſich in wenig Worte faſſen ließ:

Einen einigen Gott glauben, und nach der Lehre Jeſu Chriſti, den Gott vor Gründung der Welt zu ſenden beſchloß und würklich geſandt hat, ſein ganzes Leben einrichten.

Dieſe Dogmatik, ſagte er, ſey die einzige wahrhaftig orthodoxe in der ganzen Chriſtlichen Welt, denn dieſe allein ſey auf Chriſti eignen Mund gegründet. Für dieſe ſey er bereit ſein Leben aufzuopfern; aber für die ganze antibibliſche Geheimnißkrämerei der Prieſterſchaft laſſe er ſich kein einziges Haar ausrupfen; er gebe ſie willig einem jeden Preis; oder vielmehr, er ſey bereit einem jeden ihrer Vertheidiger, mit

dem neuen Teſtamente in der Hand Rede zu ſtehen. Freilich ſtehe es dahin, ob ein Dogmatiker das neue Teſtament und die beſtimmteſten Ausſprüche Jeſu für orthodox gelten laſſe, wenn ſie die Dogmatik über den Haufen würfen? (Denn mit klaren und beſtimmt ausgedrückten Schriftſtellen hätten dieſe blutigen Menſchen, die eher die ganze Welt in Flammen ſetzen, als die geringſte ihrer Wortklaubereyen aufgeben würden, nichts zu thun; ihre Beweiſe gründeten ſie am liebſten auf dunkle Stellen, deren wahrer Sinn heute ſchlechterdings nicht mehr auszumitteln ſey, wofern er jemals auszumitteln war; oder auf bildliche nach dem Buchſtaben genommene Ausdrücke; oder auf Hebraiſmen und Judaiſmen, über deren Mißdeutung die gelehrten Juden, denen dergleichen Redensarten noch jetzt ſehr geläufig ſind, deſto lauter auflachten, je mittelmäßiger der Grad von Kenntniſſen ſey, der zum Verſtehen der

mehrſten erfodert werde.) Wenigſtens ſchei-ne Jo. Clericus, einer der hellſten Interpre-ten ſeiner Zeit, dieſes und die Leute die ihre Meinungen ſo gern mit dem Schwerdte predigen, und nicht anders als mit dem Scheiterhaufen zu vertheidigen wiſſen, ge-fürchtet zu haben; denn was anders als die Beſorgniß, die Orthodoxen mögten ſein neues Teſtament für heterodox erklären, könnte ihn ſonſt wohl zu mancher ſehr ſonderbaren Ver-wahrung vermogt haben? z. E. zu den Wor-ten Joh. 17, 3. Der du allein wah-rer Gott biſt, ſetze er folgende ſeltſame Anmerkung: „Das iſt der eigentliche Sinn „der griechiſchen Worte, den wir nicht „verändern durften, denn σε, τὸν „μόνον ἀληθικὸν θεον (Dich, den einzigen wah-„ren Gott) iſt völlig ſo viel als ob da ſtände „ὃς εἶ μονος ꝛc. ꝛc. der du allein wahrer Gott „biſt.“ — *) Ob das nicht eine wahre Ent-

*) Eine ſo merkwürdige Aeußerung hätte Gott-

ſchuldigung bey den proteſtantiſchen Dominikanern ſey, daß er einen äußerſt beſtimmten Ausſpruch Jeſu, der freilich ihre ganze heilloſe Trödelbude bankrout macht, nicht gewagt habe zu verfälſchen? — Unglücklicherweiſe ſtehe dieſes ton monon alethikon theon auch in dem alexandriniſchen Kodex, dem echteſten Exemplar des N. T. unter allen, den daher auch noch nie ein Orthodox für ſeine Sache angeführet habe. Hingegen gewinne Ap. Geſch. 20, 28. dort ein ganz andres Anſehen; da finde man den Unſinn nicht, daß Gott Blut habe, oder mit ſeinem Blute etwas erwerbe. Dieſer unbe-

fried billig mit den eignen Worten Clerici anführen müſſen; hier ſind ſie: C'est là le ſens propre des termes Grecs, qu'on n'a pas dû changer, car τὸν u. ſ. w. S. Nouv. Testament traduit par J. le Clerc, Tom. I. p. 320. — Luther hat noch antiorthodoxer überſezt: daß du allein wahrer Gott biſt.

ſtreitbarſte Kodex unter allen habe: Zu weiden die Gemeine des Hern, (wohl zu merken κυρίου, nicht δεσπότου; welches letztere von Gott gebraucht wird;) die er durch ſein eigen Blut erworben hat. Bey Jud. 4. aber habe Clerikus ſich beſſer zu helfen gewußt. Im Griechiſchen ſtehe ſehr deutlich: „Und verleugnen den einzigen Herr„ſcher, Gott, und unſern Herrn Jeſum Chri„ſtum.“ In dieſer Stelle habe er nach dem Beiſpiele vieler ſeiner Vorgänger, Luther mit eingeſchloſſen, die Orthodoxie der heiligen Schrift durch eine kleine Verfälſchung in der Ueberſetzung beherzt gerettet. Sey es doch faſt als ob alle die Herren, ſo viele er ihrer habe vergleichen können, (den muthigen Caſtellio vielleicht abgerechnet,) gezittert hätten, wenn ſie nicht umhin gekonnt von der Vulgata, dem elendeſten aller Bibelüberſetzungen, abzuweichen, ſo ängſtlich beſtrebten ſie ſich, ihre Dolmetſchungen mehr

dem Sinne den die Vulgata giebt, als dem Sinne des Grundtextes anzuſchmiegen, um hübſch in analogia ſidei zu bleiben. Auf den Kanzeln und ſonſt würde indeſſen immer aus den Ueberſetzungen bewieſen; kein Wunder wenn dergleichen Beweiſe vor dem Kenner der Grundſprachen wie eine Reihe Kartenmännerchen hinſtürzten. Der große Luther ſey freilich ſo redlich, offen zu geſtehen, *)

*) In der Einleitung zu ſeinen Scholiis in Esaiam, p. 1. Ad explicationem huius Prophetae duplici cognitione opus est: Grammatica et ea quidem certa ac perfecta, quam me non habere ingenue fateor, et desideratur etiam in aliis magnis Ecclesiae Doctoribus, vt Augustino et aliis. Magis tamen neceſſaria est altera cognitio, nempe historiarum ſacrarum, hanc enim, ſi alterutra carendum ſit, malim habere quam Gramaticam, ſicut etiam in Augustino videmus. Is, quanquam Grammaticae ignarus ſaepe a genuino ſensu aberret, tamen quia historiam diligenter ſequitur, et cognitam habet, manet in Analogia ſidei.

daß es ihm an gründlicher und zuverläſſiger Sprachkenntniß fehle. Dieſes Bekenntniß mache ihm Ehre. Aber daß er zugleich ſeinen Zuhörern die Lehre diktiret: „es komme hie und da auf ein bischen mehr oder „weniger Sprachkunde nicht an, wenn der „Ueberſetzer nur der Analogie des Glaubens „getreu bleibe,“ — das ſey eins von den mehreren Dingen, die man dieſem berühmteſten aller Deutſchen Männer nicht verzeihen könne. Denn, wie? wenn nun (was würklich zuweilen der Fall ſey,) eine unverſtandne und der Analogie des Glaubens accommodirte Stelle, in ihrem wahren und richtig ausgedruckten Sinne ein unheilbares Loch in den Glauben der orthodoxen Dogmatik mache? — —

Als er mit der Dogmatik fertig war, kam er auf die Prieſter derſelben, die er von den redlichen Predigern des reinen göttlichen Wortes mit der ſorgfältigſten Aufmerk-

ſamkeit unterſchied. Von den letzteren ſprach er mit warmer Hochachtung; von jenen aber behauptete er, daß ſie nicht nur das Unnützeſte, ſondern das Allerſchädlichſte ſeyen, was die Erde trage; und leider that er das mit einer Bitterkeit, die zwar bewies daß er ſehr aufgebracht ſey, die aber weniger Ueberzeugung hervorbringt als kalte, ruhige, tiefeingreifende Unterſuchung. Indeſſen, ſo viel bewies er doch immer ſehr einleuchtend, daß die Nützlichkeit des ſo, wie er iſt, eingerichteten Predigerſtandes mit jedem Jahre abnimmt; daß nicht nur das Wenige was er leiſtet, ſondern ſogar das Höchſtmögliche was er leiſten könnte, auf andern Wegen weit ſicherer, weit zuverläſſiger, und mit weit geringeren Koſten erreicht werden könne, und folgerte daraus, daß ſie früh oder ſpät unter der täglich unhaltbarer werdenden Dogmatik würden begraben werden, geſtand aber ein, daß ſie ſich nirgends

würden zur Ordnung und in die Klaſſe der übrigen nützlichen Bürger bringen laſſen, ohne die Erde in Blut zu baden, wofern man nicht alle möglichen Mittel anwendete, dem Volke zu rechter Zeit richtige Begriffe beyzubringen, und dadurch dem Einfluſſe entgegen zu arbeiten, den hie und da ein Empörungsprediger haben könne. Gute Schulen, das ſey die Hauptſache. Aber um gute Schulen zu erlangen und zu erhalten, müſſe man ein Ding, das lange genug auf dem Kopfe geſtanden habe, endlich einmal der geſunden Vernunft zu Ehren auf die Füße ſtellen, und anſtatt daß die Schulen bisher unter Prieſteraufſicht geſtanden und daher nie etwas getaugt, müſſe man die Prieſter unter die Aufſicht der Schul-Lehrer ſetzen, ſobald man Einmal ſo weit ſey tüchtige Schulmänner zu haben; denn ſonſt könnten zehn Lehrer in einer Gemeine nicht ſo viel bauen, als ein einziger von jenen nicht für

die Ehre Gottes und das Wohl der Welt, ſondern bloß für ihre Herrſchſucht und ihren Wanſt bekümmerten angeblichen Mittelsmännern zwiſchen Gott und dem Volk, in einer einzigen Viertelſtunde einreißen würde. Ob ein Prediger ſein Amt treu und zweckmäßig verwalte, das könne mit ſchlichter Vernunft ein jeder Menſch in einem chriſtlichen Staate beurtheilen; aber über das öffentliche Erziehungsweſen und die Bildung des jungen Menſchen zu urtheilen, dazu ſey gerade niemand weniger geeignet als ein Pfaff, dem daran liegen müſſe, daß die Menſchen ſchlecht unterrichtet würden. Selbſt der redliche Religionslehrer verſtehe ſelten etwas Gründliches im Fache der Pädagogik, die ganz und weit außer den Grenzen des Predigtmachens liege. — Erfahrung ſey in allen möglichen Fällen der unverwerflichſte Beweis und die unwiderleglichſte Zeuginn; dieſe ſpreche hier ſehr laut und entſcheidend. Die

mehrſten nur einigermaßen vermögenden Edelleute, ſage ſie, ließen ihre Kinder durch Hofmeiſter erziehen; unter hundert Hofmeiſtern ſeyen aufs allerwenigſte fünf und neunzig Theologen; nun aber möge wer Augen zum ſehen habe, nur um ſich her blicken, ob irgend eine Menſchenklaſſe allen Zwecken des bürgerlichen Vereins ſchnurgerader entgegen erzogen ſey, als der Adel? Kraſſe Ignoranz, zügelloſe Liederlichkeit, komplete Sittenloſigkeit, unverſchämter Egoiſmus, wüthiger Ariſtokratismus, unerträgliche Arroganz, empörender Luxus, Mangel an allen Bürgertugenden, lächerliche Süffiſance bey vollſtändiger Unnützlichkeit qua Edelmann, u. ſ. w. das ſey, im Ganzen, und ſeltne Ausnahmen abgerechnet, die Charakteriſtik dieſer mehr als irgend eine andre, und eben ſo ſehr als die Prieſterſchaft verderbten Klaſſe der Staatsbürger, an der die Europäiſche Menſchheit nicht ſo viel als an

einem einzigen Dutzend guter Handwerker verlöhre, wenn ſie mit allen ihren Pergamenten, und die Prieſterſchaft oben drein mit ihrer ganzen Dogmatik, nach Nova Zembla verſetzt würden. So viel komme dabey heraus, wenn man einen angehenden Prieſter zum Pädagogen brauche. Ein guterzogner, das heißt, zum edlen Menſchen und nützlichen Bürger gebildeter, Edelmann ſey in Deutſchland eine Seltenheit. Sogar im Fache der Wiſſenſchaften ſey der allergelehrteſte unter ihnen aufs allerhöchſte ein Halbwiſſer, und das ſey aus bekannten Gründen nicht viel beſſer, oft aber ſchlimmer als ein Nichtswiſſer. Das Halbwiſſen blähe auf, das Gründlichwiſſen mache beſcheiden; die Halbgelehrten ſeyen die Inſekten am Parnaß, und wenn ſie etwas ſtiften, ſo ſey es Verwirrung; — ganz natürlich! denn Blähungen im Kopfe und Indigeſtionen im Gehirne (alles Halbwiſſen ſey Indigeſtion,)

geſtion,) ſchafften ſich gern einen Würkungs-kreis, und mißbrauchten, während ein völlig leerer Kopf höchſtens ſich mißbrauchen laſſe. — Daß es mit der Pädagogik der würklichen Prieſter nicht um Ein Haarbreit beſſer beſtellet ſey, das gehe aus der zum Sprüchwort gewordenen Erziehung der mehrſten Prieſterſöhne hervor. *) — —

*) Es fällt in die Augen, daß unſer Mann ſich hier von ſeiner Hitze hinreißen läßt. Zwar hat er Recht, daß zu ſeiner Zeit die hochadliche Jeunesse nicht leicht zu Menſchen, ſondern nur zu Edelleuten gedieh; iſt es doch jezt, das heißt: nach einem halben Jahrhundert, noch nicht viel beſſer. Davon aber iſt ja nicht die Rede, ſondern: ob das daher rühre, daß die mehrſten Hofmeiſter Theologen und Kandidaten des Predigtamts ſind? Die Erfahrung, auf die ſich Gottfried bey ſeinen Behauptungen ſo gern beruft, dürfte hier wohl wider ihn entſcheiden, denn ſie zeigt, daß diejenigen Junker, die einen Juriſten oder Philoſophen zum Hofmeiſter hatten, eben nicht beſſer gediehen. Sie zeigt ferner, daß es unter den vielen Hofmeiſtern man-

Das Reſultat ſeines ganzen, und wie leicht zu erachten iſt, ziemlich ſtarken Buches

chen würklich ſehr gebildeten, talentvollen, und dem Geſchäffte hinlänglich gewachſenen Mann giebt, der mit aller ſeiner redlich angewandten Mühe und Geſchicklichkeit dennoch nichts beſſers als einen Edelmann aus ſeinem Eleven zu erziehen vermogte. Man muß alſo die Urſache nicht in den Lehrern, ſondern da ſuchen wo ſie würklich zu finden iſt, und wo auch er ſie vormals fand: in den Eltern, Verwandten, Domeſtiken, und dem Umgange. In der Regel arbeitet alles dieſes dem Hofmeiſter entgegen, damit, ſo wie aus gewiſſen Klumpen troz alles Leckens nichts als Bären werden, aus dem Junker um des Himmels willen nichts anders werde als ein Edelmann! Wenn z. E. der gnädige Papa dem hochgebohrnen Jungen die Lehre vom *Erbadel im Blute* einſchärft, ſo wird der Inſtruktor mit der Lehre vom *Adel im Herzen* nun und nimmer Eingang finden. Lehrt Papa: *das Studiren* (das heißt: die Wiſſenſchaften,) ſey gut für die Canaille, ſo mag der Hofmeiſter ſich zu Tode präceptern, er wird dem Jungen nimmermehr nur die Gram-

war dieſes: Es ſey dermalen zu viel geſunde Vernunft in der Welt, als daß die Dogmatik ſich noch lange halten könne; aber, da vom Zu viel glauben zum Nichts glauben nur ein ſehr kleiner Schritt ſey, und die Menſchen von je her allemal entweder diesſeits oder jenſeits der richtigen Linie auszuſchweifen pflegten: ſo ſey es kein Hirngeſpinnſt, ſondern die wahrſcheinlichſte aller Vermuthungen, daß ſie, nachdem ſie ſo viele Jahrhunderte lang auf der Einen Seite zu weit gegangen, oder vielmehr geführet wä-

matik ordentlich in den Kopf bringen. — Auch das Sprüchwort von den Pfarrerkindern, ſo wahr es vormals geweſen ſeyn mag, fieng doch ſchon zu Gottfried's Zeit an, von ſeiner allgemeinen Anwendbarkeit ſehr viel zu verlieren. — Uebrigens weiß ich wohl, daß die noch öfteren Ausnahmen, die es heutiges Tages finden dürfte, Gottfrieden nichts angehen, der von ſeinen Zeiten ſpricht, in denen freylich nach dem Sprüchworte die Pfarrerſöhne, wenn ſie geriethen, gutes Vieh waren.

ren, nun auf der andern eben ſo weit gehen, und mit den Sklavenfeſſeln, womit man bisher ihre Vernunft gebunden, zugleich jegliches Band abſchütteln würden. Die Kleriſey habe demnach die Wahl, ob ſie allmählig die Dogmatik aufgeben, und ſich wieder zur reinen, mit der Vernunft übereinſtimmenden Lehre Jeſu bekehren, oder die ganze Religion unter die Ruinen ihrer Mythologie begraben wolle. Sie dürfe ſich aber nicht lange beſinnen, denn in etlichen wenigen Dekaden mögte vermuthlich alles, was man thun könne, zu ſpät ſeyn. Mit Schmerzen ſehe er um ſich her ſchon faſt keine Spur mehr von Religion; von den höheren Ständen dringe das allmählich zu den niedrigern hinab. Die Domeſtiken hörten ihre Herrſchaften über Orthodoxie und orthodoxe Lehrſätze ſpotten, die ihnen bisher Glaubensartikel waren, ſchauderten anfangs davor als vor Blasphemien zurück, gewöhnten ſich end-

lich daran, dächten, gelehrtere Leute als ſie, müßten ſo was doch wohl beſſer verſtehen, begönnen zu zweifeln und endlich zu verwerfen, und breiteten in ihren Gelagen ihre neuen Einſichten weiter aus. Aber ſie und ihre Jünger glaubten treuherzig, daß alle dieſe Gegenſtände des Spottes, die ihnen die Prieſter bisher immer aus dem neuen Teſtamente bewieſen, würklich in dem ihnen unverſtändlichen, bisher aber höchſtehrwürdigen neuen Teſtamente ſtehen, zumal da die Spötter in den höheren Ständen faſt durchgehends die nehmliche Meynung hegten, und kein Gelehrter es wagen dürfe, die Ehre des neuen Teſtaments zu retten, wenn er nicht ſelbſt um Ehre und Brodt gebracht, von den Prieſtern verfolgt und aus dem Lande, ja vielleicht aus der Welt getrieben ſeyn wolle. Es ſey alſo ganz natürlich, daß bey allen denen, welchen nie jemand geſagt hat, daß die Schrift von keinem einzigen jener unbegreif-

lichen Dogmen etwas wiſſe, der Glaube an die Bibel mit dem Glauben an die Dogmen, die man ihnen aus der Bibel bewies, fallen und verſchwinden müſſe.

In einer Schrift, die leicht in die Hände des Volkes fallen könnte, und der er ſogar dieſes wünſche, (denn für jeden einfältigen Anhänger der Orthodoxie den ſie vielleicht wider ihn aufbringe, würde ſie zehn Zweifler wieder mit dem N. T. und der Lehre Jeſu, die in ihrer Reinheit ſo ganz geeignet ſey jeglichen ihrer Bekenner glücklich zu machen, ausſöhnen,) in einer ſolchen Schrift ſey es nicht der Klugheit gemäß den Geſichtspunkt anzugeben, aus welchem die Summi Episcopi, ſelbſt wenn ſie viel Religion haben, ſamt denen die um ihnen ſind, die Religion in Beziehung auf das Volk anſehen: er hoffe aber, ſie würden ihn verſtehen. Dieſer Geſichtspunkt ſey ohne Zweifel ſehr richtig, und müſſe dem Regenten und dem Staats-

mann von der äußerſten Wichtigkeit ſeyn. Er wage es alſo, ſich in dieſer für ſie ſo wichtigen Angelegenheit an ſie zu wenden, und ſie zu bitten das ihrige zu thun, — nicht durch Mandate, nicht durch den kleinſten Eingriff in die Glaubens- und Gewiſſens-Freyheit, denn dergleichen mache, wie achtzehntehalbhundertjährige Erfahrung ausweiſe, nur übel ärger: ſondern durch ſchärfere und zweckmäßigere Prüfungen der Kandidaten, durch Beſetzung der Predigerſtellen mit Männern, von denen erwieſen iſt, daß ſie die Bibel verſtehen, durch ein wachſames Auge auf die Dominikaner und Empörungsprediger, und durch ähnliche Mittel, beſonders aber durch Aufhebung des Eides auf die ſymboliſchen Bücher. Der Paſtor müſſe nichts beſchwören, als daß er ſich in ſeiner Lehre nie von den klaren Ausſprüchen Jeſu Chriſti entfernen wolle. Die reine Lehre des N. Teſtaments, ſetzte er hinzu, mache nicht nur jeden

Einzelnen ihrer Bekenner zeitlich und ewig glücklich, ſondern ſie mache das Glück des Staates. In einem Staate wo Atheiſmus ſich verbreite, ſey die Nation keine Stunde ihrer Ruhe, und der Regent keine Minute ſeines Thrones und ſeines Lebens ſicher. U. ſ. w.

Ganz zuletzt widmete er dem Herrn Oberhofprediger, den er bisher nicht zu nennen gewürdiget hatte, ein paar Blätter, und zeigte ſich von einer Seite, die ihm vielleicht ſeine genaueſten Freunde nicht zugetrauet hätten: als einen Meiſter in Handhabung der Ironie. Mit einer Feinheit, die ganz das Gegentheil der wüthigen orthodoxen Grobheit dieſes proteſtantiſchen Pater Päbelers war, übergoß er ihn mit einem fürchterlich ätzenden Strome des beißendſten Spottes; je weniger man damals noch des attiſchen Witzes und der feinen Ironie gewohnt, und je müder man der polemiſchen Wuth und der or-

thodoxen Schimpfwörter in den theologiſchen Streitigkeiten war: um deſto vortheilhafter war der Eindruck, den Gottfried's urbaner Lucianiſmus machte. Ohne ein einziges ungeſittetes Wort zu brauchen, ja, ohne nur den mindeſten Blick von des Gegners Buche auf des Gegners Perſon zu werfen, wußte er ihn in ein ſo lächerliches, und deſſen Buch in ein ſo verächtliches Licht zu ſtellen, (beyde ihrem Verdienſte gemäß,) daß der Mann eine Nachdruckerſtirn haben mußte — und das iſt doch wohl das ſtärkſte Epithet der Schamloſigkeit und unverſchämteſten Frechheit? — um nicht vor Scham in die Erde zu kriechen.

Das waren alſo die Früchte davon, daß die Herren, die von Gottfried's mündlichen Behauptungen gehöret hatten, und öffentlich ſich nicht an ihn wagten, ihren orthodoxen Groll durch heimliches Verſchwärzen, Verleumden und Verfolgen ausließen.

hielten ſie ſich ruhig, ſo hatten ſie von ſei-
nen Meynungen über den Nutzen ihres Stan-
des ganz keine Gefahr zu befürchten; dieſer
Gegenſtand war nicht ſeine Lieblingsmaterie;
vielmehr war er ihm allemal unangenehm,
beſonders nachdem er ihn mit ſeinen genaue-
ren Freunden, denen er von den Grundſätzen,
aus denen ſeine Handlungen floſſen, Rechen-
ſchaft ſchuldig zu ſeyn glaubte, ſchon ſo weit
es für ihn und für dieſe hinreichte, ventili-
ret hatte, und dieſe nun ſeine Entfernung
von der Kanzel gehörig würdigen konnten.
Dem Publikum glaubte er wegen ſeiner Pri-
vatmeynungen nicht eher Rede ſtehen zu müſ-
ſen, bis daſſelbe ſeine auf ihnen beruhenden
Verhältniſſe oder Handlungen mißdeuten oder
anfechten würde. Er hätte demnach ſchwer-
lich je daran gedacht, das kleine Buch, deſ-
ſen er gegen Wilhelminen erwähnte,
würklich zu ſchreiben, wenn einige Leute,
denen ſo ſehr daran liegt den ſchwarzen Rock

mit der Kirche Chriſti zu verwechſeln, ſich ihrer Erbitterung nicht überlaſſen hätten. — Und auch nachdem es erſchienen war, blieben noch zween Wege übrig, den beleidigten, und wegen ſeines Scharfſinnes, ſeiner großen Gelehrſamkeit und Bibelkunde dem orthodoxen Lehrtypus ſehr furchtbaren Mann von ernſtlicheren Angriffen auf die Dogmatik und den Stand der nun Einmal auf ſie geſchworen hat, abzuhalten. Entweder mußte man ſeine kleine Flugſchrift ganz auf ſich beruhen laſſen, und ſchweigen, ſo wäre ſie wohl außer den Theologen ſehr wenigen Leſern in die Hände gefallen, und hätte auch auf dieſe wohl keine große Senſation gemacht; — oder man mußte ihn ſolid und mit haltbareren Gründen widerlegen, als die waren, die er in die Pfanne hieb; er hatte als ein geſitteter Mann und kaltblütiger Forſcher geſchrieben, hatte ſeinen einleuchtendſten Behauptungen nur das Anſehen beſcheidner Zweifel,

und ſeinen ſtringirendſten Beweiſen nur das Gewand eben ſo beſcheidner Vermuthungen gegeben: in eben dem urbanen Tone hätte man ihm antworten müſſen, wenn man überall ihm antworten zu müſſen glaubte. Ein kluger Gegner würde, wenn er ſich zu einer gründlichen Widerlegung ſtark genug gefühlt hätte, das nicht geglaubt haben; er hätte wie aus eignem Triebe die angefochtnen Gegenſtände redlich unterſucht, und ihre Ehre gerettet wenn ſie zu retten war, ohne Gottfried und ſeine Schrift nur zu nennen, oder im mindeſten auf ſie anzuſpielen. Gottfried, der keine Fehde ſuchte, und vor allen Dingen die Polemik haßte, würde ſichs nicht haben einfallen laſſen dem Publikum, dem nun Gründe und Gegengründe vorgelegt waren, ins Richteramt zu greifen, wenn eine ſolche Schrift ihm auch Gelegenheit gegeben hätte viel Neues zu ſagen; oder hätte er es ja für nothwendig gefunden ſeine Meynun-

gen ſtärker zu unterſtützen, ſo würde er doch nicht über ſeine einmal bekannten Meynungen hinausgegangen ſeyn. Aber das war immer der Fehler der Zeloten, die Vernunft unter dem Gehorſam der Leidenſchaft gefangen zu halten. Ein mit allen angeſehenen geiſtlichen Aemtern und Titeln belaſteter Hohlkopf, der nach alter Art glaubte, Schimpfen und Verdammen und das Syſtem aus dem Syſteme zu beweiſen, ſey Widerlegen. Er ſprach von Rotten und Buben, und heizte einsweilen tüchtig die Hölle, weil er zu ſeinem Leidweſen keinen Scheiterhaufen anzünden durfte, um dem Böſewichte, der in aller Gutmüthigkeit den Nutzen des Predigerſtandes nicht für ſo groß erklärte als ein und andrer Prieſter ihn gehalten haben will, und der ſehr ehrlich die Urſachen ſeiner Meynung nebſt den Mitteln angab wie dem Uebel zu helfen ſey, das ruchloſe Maul zu ſtopfen. Nunmehr war Gottfried ja in den Stand

der Nothwehr verſetzt, und gezwungen wider einen in der polemiſchen und kopfhängenden Welt gleich accreditirten Inquisitorem haereticae pravitatis die Feder zu zücken. Aus Liebe zum Frieden gieng er noch immer nicht über die Grenzen ſeiner erſten Behauptungen hinaus, begnügte ſich bloß, ſie mit den eignen Worten Luthers als echt lutheriſch zu erweiſen, und ließ ſich auf die verketzernde Konſequenzmacherey ſeines Gegners nicht ein. — Ein vernünftiger Gegner hätte hier immer noch Mittel finden können, mit Ehren die ungleiche Fehde mit einem ſo ſcharfſinnigen und überlegnen Manne wie Gottfried aufzuheben, — zumal da dieſen ſeine Unabhängigkeit in die glückliche Lage ſetzte, vor Prieſterwuth nicht zittern zu dürfen: aber der Herr Oberhofprediger war nun Einmal nicht vernünftig. Er machte es wie der weiland allerheiligſte Vater Leo X mit dem damals unbedeutenden Auguſtinermönche Luther, und

wie es von jeher die orthodoxe (das heißt: die herrſchende) Parthey in allen Sekten macht: er brachte den Ruheliebenden Gottfried auf, und zwang ihn, der einen ſo wüthigen und ſeichten Verfechter des Syſtems herzlich verachtete, das unhaltbare Syſtem ſelbſt in ſeinen Grundveſten anzugreifen, und freymüthig zu erweiſen, daß es in den mehrſten ſeiner Dogmen den allerbeſtimmteſten, und jedem nur nicht völlig verrückten Kopfe einleuchtenden Ausſprüchen des Stifters der chriſtlichen Religion ſchnurſtracks entgegen ſey; daß dieſer nie gelehret habe, Zwey und Eins ſey Eins; oder, man könne glauben ehe man denken könne; oder, man könne täglich und ſtündlich ſo vielen Millionen Menſchen als ſich dazu einfinden, jeglichem ein Stück von jemands Fleiſche, oder gar einem jeden das ganze Individuum des Jemands zu eſſen und zu verdauen geben, ohne daß der Jemand aufhöre im erſten

Falle ein ganzer, unverſtümmelter, und untheilbarer Jemand, — oder im zweyten Falle ein einzelnes Individuum zu ſeyn; oder, das menſchliche Idiom könne ſich dem göttlichen Idiom ſo kommuniciren, daß ein Drittheil der einen und untheilbaren Gottheit ſterben könne, u. ſ. w. — alles Dinge, von denen wer redlich ſeyn wolle durchaus eingeſtehen müſſe, daß Chriſtus nicht nur ſie nicht gelehret habe, ſondern weit entfernt geweſen ſey ſie zu lehren, ſo daß mit geſunden Augen kein Menſch ſie in den vier Biographien Jeſu finden könne. — Die Orthodoxen hatten ſich demnach allein die Schuld beyzumeſſen, daß ein beherzter und ſcharfſinniger Gegner ſo freymüthig wider ſie aufſtand.

Die Gewalt aber, die Gottfried ſich anthat, ſeinen angebohrnen lebhaften Charakter im Zügel zu halten, machte daß er ſich bey Abfaſſung ſeines Buches innerlich nur deſto mehr ärgerte, je mehr er ſich

zwang

zwang den Ton ſeines handveſten Gegners nicht zu erwiedern. Seine durch lebenswierige Anſtrengung aller Seelenkräfte ſchon längſt untergrabene, und jezt durch den Gram über den plötzlichen Tod ſeines liebſten Freundes, des Oberkonſiſtorialraths, vollends erſchütterte Geſundheit war einem ſo anhaltenden Verdruſſe nicht gewachſen. Er kannte des Senior Goeze's berühmte Methode nicht, ſich in polemiſchen Zeitläufen einen Tag um den andern gelinde mit Rhabarber zu purgiren! — Kaum hatte er alſo die letzten Hefte ſeiner Handſchrift in die Druckerey geſchickt, ſo fiel er in eine gallichte Bruſtkrankheit, zu der ſich ſehr ſchlimme hämorrhoidaliſche Umſtände geſellten, ſchwebte drey Monate lang zwiſchen Leben und Tod, und brauchte drey andre Monate, ehe er ſich ſo weit erholen konnte, daß die Aerzte ihm einige Arbeit erlauben durften. — Es fehlte alſo nicht viel, ſo hätte ſein hämiſcher Gegner den

nehmlichen Triumph über ihn erlebt, den einige Zeit nachher der Hamburgiſche Generalinquiſitor über Alberti davon trug: ſeinen Mann, den er nicht verbrennen konnte, weil das in der lutheriſchen Kirche nun Einmal nicht Mode iſt, todtgeärgert zu haben.

Da Gottfried die Gewohnheit hatte, aus der Feder in die Druckerey zu arbeiten, ſo war ſein Buch ſchon beynahe abgedruckt, als er ſich legen mußte, und die letzten Bogen verließen die Preſſe in den erſten Tagen ſeiner Krankheit. Alle ſeine Freunde erſtaunten über den Muth des Mannes, der allerdings für die damalige Zeit ſehr groß war, und nur dann etwas minder frappirt, wenn man ſich erinnert, daß Gottfried nicht in den Beinſchellen eines Amtes und einer Beſoldung lebte. Ihm und ſeiner Gattinn, die ſich beynahe ganz auf ihr Haus einſchränkten, konnte es ſehr gleichgültig ſeyn, ob ihr Haus in Deutſchland oder in Holland ſtehe.

Zudem, was hatte er, der kein Amt aufs Spiel ſetzte, unter Friedrich (dem ſein jeziger Thronerbe, der ſeine Laufbahn ſo edel beginnt, das Alleinrecht auf den Beynamen des Einzigen wahrſcheinlich einmal ſtreitig machen wird,) was hatte er unter Friedrich zu befürchten, der ſelbſt kein Orthodox und ein erklärter Feind der Verfolgung war? — noch weniger ſogar, als er ſelbſt in unſeren hellen Tagen zu beſorgen hätte, in denen es faſt in keinem proteſtantiſchen Lande mehr ein Verbrechen iſt, bey Erklärung der heiligen Schrift geſunde Vernunft zu brauchen, — wenn man welche hat, und es der von allen Seiten angegriffenen Orthodoxie ſchon ſo ſehr an Vertheidigungsmitteln und freywilligen Vertheidigern gebricht, daß ſie ihre Schätze aufthut, und jedem eine Prämie verſpricht, der ihr eins ihrer eingeſchoßnen Bollwerke ausbeſſert, das heißt: der einen der

vorzüglichſten Beweisſprüche, welchen er will, rettet. *)

*) Das iſt keine mauvaise plaisanterie, wie mancher glauben mögte. Ein Freund ſchreibt mir aus dem Haag, die dortige Geſellſchaft zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion (ſollte doch wohl heißen: der Dogmatik, denn die chr. Religion vertheidigt ſich wohl ohne Prämien durch ſich ſelbſt,) biete eine Medaille zehn Dukaten an Werth für eine vor d. 1 Sept. des künftigen 1799ten Jahres einzuſendende kritiſche Erläuterung und Rettung eines der N. B. hauptſächlichſten Beweisſprüche. — Es iſt niemanden zu verdenken, der das für eine beißende Satire auf die Orthodoxie anſiehet: aber ich bürge für die Glaubwürdigkeit meines Korreſpondenten. Setzte doch der König von England vor etwa dreyzehn Jahren einen ziemlich anſehnlichen Preis auf einen unumſtößlichen Beweis der Gottheit Chriſti, den, ſo viel im Publikum bekannt geworden iſt, niemand verdient hat: — was denn in dieſen geldklemmen und ſchreibſeligen Zeiten wohl für einen Beweis gelten muß, daß er nicht zu verdienen ſteht.

„Man ſollte denken, würde Gottfried ſagen, wenn dieſe Beweisſprüche würklich dem unbefangenen Menſchenverſtande etwas beweiſen, ſo müßte ſich das ja wohl von ſelbſt zeigen? Ich wenigſtens, wider den eine ganze Legion Dogmatiker aus allen drey Konfeſſionen zu Felde liegt, denen ich ganz allein mit dem neuen Teſtament in der Hand die Spitze biete, ich würde glauben mich an dem Menſchenverſtand zu verſündigen, wenn ich Prämien für den Beweis böte, daß Chriſtus z. B. die Einheit Gottes durch folgende Ausſprüche ſehr beſtimmt lehre: Was nennſt Du mich gut? Niemand iſt gut als der einige Gott. — Das iſt das ewige Leben, daß ſie Dich, Vater, der Du allein wahrer Gott biſt ꝛc. Denn dieſe Stellen ſprechen für ſich ſelbſt; man braucht nicht mehr Verſtand als erfoderlich iſt zu begreifen, daß zwey mal zwey vier macht, um einzuſehen, daß ſie auf die allerbeſtimm-

teſte Art die Einheit Gottes lehren; man braucht alſo keinem vernünftigen Menſchen zu beweiſen, noch weniger Prämien für den Beweis zu bieten, daß ſie Chriſti Grundſatz: es iſt nur ein einiger Gott, enthalten. Aber von einem Beweiſe, der gegen dieſe deutlichen Ausſprüche an beweiſen ſollte: Chriſtus habe die Einheit Gottes nicht ausdrücklich gelehret, — müßte freylich wohl erſt der Beweis geführet werden, daß er beweiſend ſey, und des Beweiſes Beweis müßte wieder bewieſen werden, und noch immer würde der Menſchenverſtand keine Evidenz finden, das heißt: er würde alle dieſe Beweiſerey nicht für erweiſend halten, — denn beweiſen und erweiſen iſt zweyerley Ding; und was nur beweiſet ohne zu erweiſen (d. h. nur Gründe angiebt ohne evident zu machen,) das iſt in Fällen wo die Gegenparthey Evidenz vor ſich hat keine rohe Bohne, geſchweige eine Medaille werth.

Auch läßt ſich nicht wohl einſehen, wie man für eine Medaille ſchärfer erweiſen werde, was bisher aus bloßer Ehr- und Wahrheits-liebe nicht genugthuend zu erweiſen ſtand, als ohne dieſelbe, — es mögte denn ſeyn daß die Dogmatiker ihr mehr Kräft zutrauen als dem Geiſte der Erkenntniß, von dem Chriſtus, der ſeinen Apoſteln keine andern Prämien hienieden verſpricht, als Schmach und Verfolgung, geſagt hat, daß er in alle Wahrheit leite? Das läßt ſich eher erwarten, daß mancher, der ſonſt noch treuherzig das Syſtem für Etwas hielt, und aus anerzogner Aengſtlichkeit ſich fürchtete die Wege zu gehen, auf denen man zu reineren Einſichten in die Religionswahrheiten gelangt, jezt anfangen wird einzuſehen, daß ein Syſtem auf ſehr unhaltbaren Beweiſen ruhen müſſe, wenn ſeine Anhänger Geld ausbieten, um Beweiſe, die ſich aus der heutiges Tages beſſer als zu Luthers Zeiten verſtandnen

Schrift nicht holen laſſen, in dieſelbe hinein zu zwingen. — Aber freylich, nach einer langen Reihe unglücklicher Feldzüge, welche die alten Kämpfer zu Invaliden machten, beut man lieber doppelt Handgeld, um alles zu verſuchen bevor man die Partie ausgiebt.“

So ungefähr würde Gottfried, der ſich keinen einzigen deutlichbeſtimmten Ausſpruch Chriſti weder durch Verdrehungen, noch durch undeutliche oder gar der Unrichtigkeit verdächtige Schriftſtellen wegdiſputiren ließ, und ſchlechterdings von einem gültigen Beweiſe verlangte, ſeine Beweiskraft müſſe aus ihm ſelbſt hervorgehen, geſprochen haben, wenn er unſere heutigen Preisausbietungen erlebt hätte. Und nicht viel anders dürften vermuthlich alle die Theologen denken, die von der herrſchenden Partey mit Unrecht Neuerer genannt werden, weil ſie nichts weniger als Neuerer ſind, ſondern vielmehr die urälteſte Reinheit und Simpli-

citát der liebenswürdigſten Lehre, die ſie im Munde ihres Stifters hatte, wieder herzuſtellen wünſchen. Was dieſe angeblichen Neuerer lehren, hat die chriſtliche Kirche ihre ganzen erſten vier Jahrhunderte hindurch gelehrt und geglaubt. Sie legen ihre Beweiſe dem Sensus communis und dem ſprachgelehrten Bibelforſcher vor, verlaſſen ſich auf die innere Kraft derſelben, und geben keinem Menſchen ein gutes Wort — noch weniger Medaillen — noch weniger fette Pfründen, daß er ihr Vorfechter ſey. Sie wollen die Vernunft nicht feſſeln, ſondern überzeugen; und leuchtet jemanden ein Beweis den ſie ſehr klar finden, zumal wenn er auch ohne ſonderliche Sprachkunde ſchon aus dem Zuſammenhange einer Schriftſtelle und der Vergleichung mit Parallelſtellen klar iſt, nicht ein: ſo halten ſie ihn deswegen noch nicht flugs des zeitlichen und hölliſchen Feuers ſchuldig, (vor allen wenn er übri-

gens ein ſittlichguter Menſch iſt, und nicht der Pfründe zu Liebe die Augen zudrückt,) ſondern höchſtens für einen ſchwachen Kopf, — wie wir Menſchen denn nicht alle einerley Gaben, noch einerley Maaß natürlicher Logik, ohne die uns die künſtliche nichts hilft, von Gott empfangen haben, und weil ſtumpfe Köpfe ein eben ſo nothwendiges Ingrediens in die Formel ſind, nach welcher dieſer Erdball zuſammengeſetzt iſt, als ſcharfſinnige, und — als Verſchiedenheit in Meynungen, um derentwillen alſo kein Menſch verfolgt werden muß, ſo lange ſeine Meynungen auf die praktiſche Moral keinen ſchlimmen Einfluß haben. Es iſt ja eben ſo unmöglich, daß nur zwey Menſchen, ich will nicht ſagen mehrere, in einer ſo verwickelten Sache wie die Auslegung der Bibel iſt, überein kommen könnten, als es unmöglich iſt, zwey vollkommen gleiche Waſſertropfen zu finden; wenn ſie auch den Worten nach zuſammen zu tref-

ſen ſcheinen, ſo legt jeglicher ſeinen Worten doch andre Begriffe unter, oder bringt ſie mit ganz andern Ideen in Zuſammenhang. Sollte ein Nicht-Theologe nicht z. B. glauben, die Orthodoxen und die ſogenannten Neuerer wären über den Ausſpruch Chriſti: Der Du allein wahrer Gott biſt, vollkommen einig, weil ſie ihn beyde ſo überſetzen, *) und beyde die Richtigkeit der griechiſchen Lesart nicht bezweifeln? Und doch würde er ſich irren, denn dieſer denkt ſich unter dem Worte Allein den Begriff des Einzigen; — der Du der einige wahre Gott biſt, außer dem kein andrer, außer dem niemand wahrer Gott iſt; hingegen der ſogenannte Orthodox denkt ſich unter eben dem Worte, Nur, Bloß, Nichts weiter

*) Auch die Vulgata, ſonſt die leidige Quelle ſo vieler Irrthümer, überſetzt hier getreu, und treuer noch als Luther: Te, solum verum Deum. (Dich, den einigen w. G.)

als; — der Du bloß wahrer Gott, nichts weiter als wahrer Gott biſt; — mithin beweiſen beyde aus einer nehmlichen Stelle, der Eine die Einheit Gottes, der andre die Gottheit Chriſti. Die Neuen behaupten, dieſe Schriftſtelle ſey ausſchließend in Beziehung auf das Subjekt; — Der Herr ſchelte Euch Satane! ruft der fromme, gottſelige Orthodox, ſie iſt eine propositio exclusiva exclusi praedicati. — Jener ſagt: der Vater allein iſt wahrer Gott; dieſer ſagt: der Vater iſt allein w. G. — Jener beruft ſich auf die Grammatik, dieſer .... Halt! hier iſt Referent an der äußerſten Grenze ſeiner polemiſchen Gelehrſamkeit. Er bekennt daß er nicht wiſſe, was die Dogmatiker der Autorität der Grammatik für eine andre Autorität entgegen ſetzen. Genug, beyde Parteyen haben, beſonders ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, die eine das Allein iſt, die andre das Iſt allein bewieſen; welche von bey-

den aber erwieſen habe, das iſt eine Entſcheidung, in welcher Referent keinem einzigen ſeiner Leſer vorgreifen will. Getreu referiren, das iſt alles worauf er ſich beſchränkt, obwohl es darum nicht ausgemacht iſt, daß er unverdammt davon kommen werde. Denn ſo wie der Kardinal Richelieu heilloſen Andenkens verſicherte, es ſolle niemand im Stande ſeyn nur fünf Worte zu ſchreiben, in denen er nicht einen Vorwand finden ſollte ihn in die Baſtille zu ſtecken, und, als der andre darauf hinſchrieb: Eins und zwey macht drey, ihm zurief: Unglücklicher! Sie leugnen die hochgelobte Dreyeinigkeit! — ſo giebt es Leute, vor denen man ebenfalls nicht fünf Worte ſchreiben könnte, in denen ſie nicht im Stande wären einen Vorwand zum Scheiterhaufen zu finden. Referent, der zufrieden iſt einen unumſtößlichen, und ſeines Wiſſens ſogar noch nie von einem rechtſchaffnen Manne angefochtenen Erweis der

Vortreſſlichkeit der Lehre Jeſu, (Joh. 7, 17.) durch den ein jeder ſich überzeugen kann, den aber wenige erproben, zu kennen, läßt alle übrigen Gegenſtände, worüber die beſten Köpfe Europens ſeit achtzehnhundert Jahren getheilt ſind, ganz auf ihnen ſelbſt beruhen, ohne in einem erbitterten und endloſen Streite, in welchem ſeine unbedeutende Stimme nichts entſcheiden würde, ſich unter die Kämpfer zu miſchen. Stimmenzahl entſcheidet hier ja ohnehin nichts, ſonſt hätte der Katholiciſmus die meiſten für ſich, — wenigſtens bis izt; denn bald dürfte der Atheiſmus die mehrſten für ſich bekommen. Referent liebt die Ruhe; ſein Symbolum iſt: Friede. Schon längſt hat er alle ſeine polemiſchen Theologen ins Feuer wandern laſſen, — den einzigen Schubert ausgenommen; nicht weil der beſſer wäre als die übrigen Haarſpalter, nein! da iſt keiner der Gutes ſtifte, auch nicht einer! und Schubert, wenn er

ihm in die Hände fällt, ſoll ſo gewiß in den Ofen, als Goeze und Konſorten hineingegangen ſind: ſondern weil er ſich unter andern ausrangirten Bibliothekenſchutt mit allen ſeinen vier kriegeriſchen Tomen ſo liſtig verſteckt hat, daß er ohne einen größeren Aufwand von Mühe als die ganze Ketzerbefehdung werth iſt, nicht zu finden ſteht. Die Burſche haben Feuer; ſie heizen excellent. — Uebrigens fürchtet und haſſet Referent den ſchwarzen Rock eben ſo wenig als die Feinde deſſelben oder irgend eine andre Uniform; es giebt in jeglicher Art und Schnitt der Kleidung ſchlechte, mittelmäßige, gute, und vortreffliche Menſchen. Die Geſchichte und der Gang ſeiner eignen Ueberzeugungen lehren ihn gegen die Ueberzeugungen andrer äußerſt tolerant ſeyn; denn er erinnert ſich der Zeit noch ſehr gut, in der er ſich für manche ſpekulative dogmatiſche Subtilität, die er jezt bey reiferen Einſichten und nach

längerem Studium der Bibel völlig für un≠
haltbar erkennt, aufgeopfert haben würde,
ſo haarſcharf ſchien ſie ihm damals erwieſen.
Er erinnert ſich noch ſehr gut, daß er ſich
ein Gewiſſen daraus machte, die Voyages
de Jacques Maſsé und andre ſeltne Bücher,
die er als Literator gleichwohl zu kennen ver≠
bunden war, nur zu leſen, aus ängſtlicher
Furcht es mögte etwas Antidogmatiſches bey
ihm hangen bleiben. Erſt wie er durch bloßes
Bibelſtudium wider alle ſeine Abſicht von
manchen Lücken der Dogmatik ſich überzeugt
hatte, das heißt: wie er über vierzig Jahr
alt war, fühlte er ſich beherzt genug dieje≠
nigen ihrer Gegner, die man für die bedeu≠
tendſten hält, und die er bis dahin nur aus
den polemiſchen Kompendien kannte, in denen
ſie freylich alle tant bien que mal wider≠
legt ſind, nur daß man ihre Antworten auf
die Widerlegungen nicht findet, daher ſie
natürlicherweiſe alle Unrecht behalten. Seit≠
dem

dem hält er Kalvinianer, Socinianer, Arminianer u. ſ. w. für keine fürchterlichere noch ſchimpfendere Namen, als Lutheraner, denn Johannes Kalvinus, Jacobus Arminius, und Fauſtus Socinus waren eben ſo wohl ſehr große und gelehrte Männer als Martinus Lutherus, ja, vielleicht noch gelehrter; und wenn dieſer in dem Einen Stücke heller ſah als ſie, ſo ſahen ſie dafür in einem andern Stücke wieder heller als er; und wenn Chriſtus gefragt werden könnte, wer unter allen ihn am richtigſten verſtehe, ſo würde er zuverläßig antworten: Ihr irret alleſamt, nur jeder irret anders. — Die Geſchichte des Referenten iſt ohne allen Zweifel die Geſchichte ſehr vieler Theologen und Nicht-Theologen. Mögte ſie bey jedem von ihnen die Würkung hervorbringen, die die ſeinige bey ihm hervorbrachte: ihn duldend gegen die Ueberzeugungen andrer, und etwas minder zuverſichtlich auf die Unumſtößlichkeit

mancher der ſeinigen machen, ſo lange er nicht ſagen darf, er ſey mit ſeinen Einſichten nunmehr in allen Stücken auf einen ſo hohen Grad von Vollkommenheit geſtiegen, daß ſie unmöglich weder durch ihn ſelbſt, noch durch andre noch mehr berichtiget werden könnten. Wann darf aber der Menſch das ſagen? Man ſollte glauben, dieſſeits des Grabes nie. An dem nehmlichen Syſtem, welches Dir heute unerſchütterlich ſcheint, entdeckſt Du vielleicht morgen mit Deinen eignen Augen unhaltbare Blößen, oder ein andrer, der Deine Vorliebe nicht hat, greift es mit Gründen an, auf die Du von ſelbſt in Deinem Leben nicht gefallen wäreſt, und vor denen Du Segel ſtreichen mußt. — Gottfried hatte demnach wohl Recht, wenn er behauptete, ſtatt auf die ſymboliſchen Bücher zu ſchwören, müſſe ein gewiſſenhafter Mann nicht einmal in ſpekulativen Dingen auf ſeine eignen Ueberzeugungen ſchwören,

weil er nicht wiſſen kann, ob helleres Licht ihn nicht heut oder morgen zwingt, ſie gegen ganz andre zu vertauſchen. Wie manches metaphyſiſche, chemiſche, kliniſche u. dergl. Syſteme mehr, von deren Unumſtößlichkeit die halbe Welt überzeugt war, haben wir nicht bey unſerem Gedenken über den Haufen fallen ſehen? Wie, wenn man nun zu ihrer Zeit ihre Anhänger auf dieſelben beeidigt hätte? Welch eine Menge von Meyneiden hätte das gegeben! Welche Feſſeln hätte das der Vernunft und dem Forſchungsgeiſte angeſchmiedet! Oder iſt die ſpekulative Theologie zu einer ſo evidenten Gewißheit gediehen, daß in ihr nichts mehr zu berichtigen, gar nicht mehr vorwärts zu ſchreiten ſteht? Iſt ſie vor andern berechtigt, Meyneide ſchwören zu laſſen? Bringt der junge Theologe heute von Göttingen, von Kiel, von Halle, von Jena u. ſ. w. noch die nehmlichen Begriffe mit nach Hauſe, die in der

Augsburgiſchen Konfeſſion, der Concordien-formel und den übrigen ſymboliſchen Schriften gäng und gebe ſind? Und dieſe hier läßt man ihn beſchwören! verpflichtet ihn durch einen Eid, wider die Ueberzeugungen zu lehren, die ihm ſeine Lehrer beybrachten! ſeine gegenwärtigen und zukünftigen helleren Einſichten, ſeine größere Bibelkunde zu verleugnen, und das arme Volk immer in der alten öden Finſterniß fortzuführen! immer ihnen die Schrift unrichtig auszulegen! immerfort Lehren als wahr und zur Seligkeit nothwendig zu predigen, deren Wahrheit ſogar für große Prämien kein einziger Prediger zu erweiſen vermogte, da er ſie, wenn ſie erweislich wären, ſchon von Amtswegen erwieſen haben würde! immer mit Johann Riſt den Unſinn ſingen zu laſſen: O große Noth! Gott ſelbſt iſt todt! — Und dann ſprechen die Leute vom hellen Licht des Evangelii! Ja wohl iſt es hell, wenn man

es in dem neuen Teſtamente ſucht. Aber kann das ein jeder? Dazu ſind nun die Prediger, daß ſie es dem zeigen ſollen, der ſelbſt nicht fähig iſt, die Schrift zu verſtehen; aber die Prediger ſind beeidigt es in der Confessione Augustana u. ſ. w. zu ſuchen. — Und wozu das? Um die Einigkeit der Lehre zu erhalten. — Und wozu die? Um der Einigkeit des Glaubens willen. — So? und wo iſt die? — Wer hat das Herz auf dieſe Frage zu antworten?

Bey aller ſeiner Liebe zur Ruhe erlaubt Referenten ſein Freymuth nicht zu verſchweigen, (ſollte er es gleich dadurch mit der ganzen Haager Maatschappy verderben,) daß er jene Ausbietung von Medaillen für einen höchſtunglücklichen Einfall hält, und daß er, wenn er auf die drey ökumeniſchen Symbola beeidigt wäre, die Geſellſchaft trotz ihrer anderweitigen, zur Beförderung der Religioſität unter dem Volke u. ſ. w. ſehr nütz-

lichen und zweckmäßigen Medaillen, für eine — ſie wird mir das orthodoxe Blümchen verzeihen, — für eine der Orthodoxie äußerſt aufſätzige Rotte zu erklären genöthigt ſeyn würde, die unter den Schein der Vertheidigung die hämiſche Abſicht verſtecke, der ſpekulativen Dogmatik den letzten Todesſtoß beyzubringen. Denn wie, wenn ihre kleinen Medaillen nichts mehr ausrichten, als jene große Prämie Sr Brittiſchen Majeſtät? Wenn unter der ungeheueren Menge von Predigern (unter denen doch eine gewiß nicht kleine Anzahl iſt, die in ihrer Heerde vielleicht ſo viel Gläubiger als Gläubige haben, denen mithin zehn Dukaten ſchon Etwas ſind das ihren Scharfſinn in Thätigkeit ſetzen könnte,) kein einziger wäre, der eine ſolche Medaille verdiente? — ich ſage nicht: erhielte, (denn erhalten kann ſie vielleicht mehr als Einer,) ſondern verdiente; nach dem Eingeſtändniß der erſten Männer von

der Gegenparthey verdiente? Wenn vollends kein einziger kompetenter Mitwerber um eine ſolche Medaille buhlen ſollte? — Iſt es dann nicht erlaubt, oder gar nothwendig, zu ſchließen: Was unter ſo vielen tauſend Theologen kein einziger, ſogar für Geld nicht einmal, zu erweiſen vermogte, das muß ſchlechterdings unerweislich ſeyn? — Und liegt dann nicht die ganze Dogmatik über den Haufen? Und muß man dann immer noch auf die Dogmatik ſchwören laſſen? — —

Jezt, da Referent nur bloß geſchworen hat, der geſunden Vernunft nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen treu zu ſeyn, hat er keinen Beruf die Abſichten der Geſellſchaft von Amtswegen zu verunglimpfen. Er glaubt vielmehr, daß ſie es mit dem Syſtem ſehr ehrlich meyne, und es für jeden Preis aufrecht zu erhalten ſtrebe; ja, daß es ihr ſogar

mehr am Herzen liege, als Zutageförderung der Wahrheit.

Denn, wäre es der Geſellſchaft um reine Wahrheit zu thun, gleichviel für welche Parten ſich dieſe erkläre, ſo hat ſie ſich offenbar den unrechten Finger verbunden. Ihre Preisaufgabe mußte alsdann ſo geſtellet ſeyn: „Wer einen der hauptſächlichſten Beweisſprüche entweder völlig rettet, oder völlig „darthut daß er nicht zu retten ſey, dem „wird eine Medaille geboten.“ — Unter den hauptſächlichſten Beweisſprüchen verſteht ſie doch vermuthlich wohl die, aus denen man bisher vornehmlich die Gottheit Chriſti zu beweiſen glaubte? Dieſe hätten namentlich angegeben werden müſſen, ſo wohl aus dem alten, als dem neuen Teſtamente, mit Hinweglaſſung aller derer, deren Aechtheit nicht aus authentiſchen Handſchriften hervorgehet. — Man kann ſich darauf verlaſſen, alsdann würden Medaillen verdient worden

ſeyn, und es wäre Wahrheit an das Licht gekommen. So aber hat die Geſellſchaft, anſtatt die Dogmatik zu vertheidigen, ihre Blöße vielmehr aufgedeckt; und wenn ſichs, wie zu vermuthen ſteht, vollends gar zutragen ſollte, daß ſie ihre Schaupfennige entweder wie Georg der Dritte nicht an den Mann bringen kann, oder ſie verſchleudern müßte, ſo hat ſie ihr den letzten Reſt gegeben; denn, wenn es ſich klar ergiebt, daß ein Dogma ſich nicht aus der Schrift erweiſen läßt, ſo wird man ja hoffentlich einem jeden wohl verſtatten zu glauben, daß es nicht in der Schrift ſtehe, ohne ihn weiter zu verfolgen und zu verdammen? — ſo wird man ja wohl keinem um ſein Brodt verlegnen Kandidaten den Meyneid abzwingen, zu lehren was er nicht glaubt? — Aber es iſt Zeit, daß wir wieder zu Gottfried kehren.

Dieſer, wie geſagt, hatte viele Mühe

ſich von ſeiner ſchweren Krankheit wieder einigermaßen herzuſtellen. Sie hatte ihm das größte Theil ſeiner Erſparungen, und was ſchlimmer war als das, ein ganzes halbes Jahr von ſeiner Zeit gekoſtet. Die Oſtermeſſe kam zwar wie gewöhnlich: aber — die Einnahme blieb aus. Die kleine Familie mußte ſich alſo das nächſte halbe Jahr hindurch ſehr genau einſchränken, Gottfried aber, ſobald er nur wieder am Pulte ſitzen konnte, ſeine ſchon übertriebene Arbeitſamkeit noch mehr überſpannen, um das Verſäumte einigermaßen einzuholen. Bald darauf brach der ſiebenjährige Krieg aus, der zwar für den Preußiſchen Unterthan keine neuen Auflagen, wohl aber Theuerung faſt aller Bedürfniſſe im Preußiſchen ſowohl als in ganz Deutſchland hervorbrachte. Neue Urſache zur Anſtrengung, um das Nöthige zu erwerben. Einer von ſeinen auswärtigen Verlegern, ein redlicher Mann, den der Krieg

ruiniret hatte, und dem Gottfried um ſo viel lieber etwas in Verlag gab, weil er hoffte ihm wieder auf die Beine zu helfen, ſtarb inſolvend, und nahm ihm den Ertrag der Arbeit eines ganzen Jahres mit in die Erde. Das war ein ſehr harter Schlag für einen Mann, der, wie man zu ſagen pflegt, aus der Hand in den Mund arbeitete. — Die Gerichte fraßen nicht alles auf; ſie ließen ehrenthalber noch neun bis zehn pro Cent für die Gläubiger übrig, die ohne ſie fünf und ſiebenzig erhalten hätten. Er hätte alſo freylich aus dem Konkurſe etwa ſechzehn bis achtzehn Louisd'or retten können, und er rettete ſie auch würklich, aber nur um ſie den beyden unerzogenen Waiſen ſeines unglücklichen Freundes zu ſchenken. Er wäre verhungert ehe er ſie genommen hätte, und ſein edles Weib dachte eben ſo. Indeſſen ein ganzes Jahr umſonſt gearbeitet zu haben, das gab eine fürchterliche Lücke in ſeinen

Finanzen. Mit der Zeit war ſie zwar aus-zufüllen, aber — wovon bis dahin leben? Gottfried war gewohnt, alle ſeine Jahr-rechnungen pünktlich jede Oſtermeſſe zu be-zahlen; die Rechnungen wurden auch jezt ein-gereicht, aber — die Kaſſe war leer. Er war alſo von dieſer Seite ſchon in Schulden bey ſeinen Kaufleuten, und mußte ſich durch Anleihen auch bey ſeinen Freunden hinein-ſtecken, um den Hausſtand aufzuhalten. Das that einem Manne ſehr weh, der nie in ſei-nem Leben, ſogar in ſeinen kümmerlichen Univerſitätsjahren nicht, einen Groſchen ent-lehnt hatte. — Hier war kein andrer Rath, als zu arbeiten. Das that er denn mit ei-nem ſolchen Eifer, der ihn zum wahren Skla-ven machte. Oft nahm er ſich nicht die Zeit zum Eſſen, oft kam er mehrere Nächte hinter einander nicht ins Bette, und begnügte ſich mit einer genau abgemeſſenen halben Stunde Nachmittagsſchlummer in ſeinem Lehnſtuhle.

Oft fühlte er den Druck eines ſolchen Lebens etwas lebhafter als gewöhnlich: aber Ein Blick auf ſeine Wilhelmine, Ein Lächeln von ihrem Munde, Eine Liebkoſung von ſeiner Tochter, die damals etwa zehn bis zwölf Jahr alt war, und ihm mit ihren raſchen Fortſchritten und durch die ſchnelle Entwickelung ihrer Seele unglaubliche Freude machte, ſöhnte ihn ſchnell mit ſeiner Exiſtenz wieder aus.

Mancher Mann an ſeiner Stelle, der die Einkünfte eines ganzen Jahres einbüßte, würde ſich von einem ſolchen Stoße in ſeinem ganzen Leben nicht wieder erholen können. Gottfried hatte ihn in fünf Jahren verſchmerzt. Aber nun war auch ſeine Geſundheit völlig hin. Die goldne Ader war Krankheit des ganzen Körpers geworden; — wer es weiß was das ſagen will, der kann um ſo weniger einem Manne, der unter dieſen Umſtänden ſeinen Kopf brauchen muß,

und einer heiteren Stimmung bedarf, ſein Mitleid wegern, wenn er zugleich weiß, wie außerordentlich in dieſer Krankheit Seele und Körper wechſelſeitig auf einander würken. Starke Hämorrhoidalbeſchwerden bringen allemal üble Laune, Unmuth, Niedergeſchlagenheit, eine eigne Art der Verſtimmung hervor, von der die Aerzte ſagen, daß ſie ſich beſſer empfinden als beſchreiben laſſe; und jede üble Laune würkt wiederum ſehr ſtark auf die Krankheit zurück, und verſchlimmert ſie. Gottfried fühlte ſich mit jeglichem Jahre um fünf älter geworden; die Arbeit wurde ihm täglich ſauerer; er konnte in einer Woche nicht mehr ſo viel beſchicken als vormals in zwey Tagen. Nicht als ob eigentlich ſein Kopf ſtumpf geworden wäre: das war nicht; er hatte noch eben den Reichthum von Ideen, eben die feuerige Einbildungskraft, eben den Scharfſinn, eben den Zufluß von neuen und unerwarteten Gedan-

ken, eben das Talent auch nicht unbekannten Dingen ein glückliches Gewand zu geben, in welchem ſie ſo gut gefielen, als etwas Neues das er ſagte; er beſaß noch eben den Reichthum des Ausdrucks und die launigten Wendungen wie in ſeinen früheren Jahren; er überſah die verwickeltſte Sache noch eben ſo ſchnell und ſcharf: aber — die Pſycholo-gen und Phyſiologen mögen wiſſen wie es zugieng! alles das was würklich noch immer wie ſonſt in ſeinem Kopfe war, und vor-mals, wenn er nur die Feder anſetzte, gleich-ſam von ſelbſt auf das Papier kam, war jezt nicht anders als ſehr mühſam herauszu-ziehen. Stand es Einmal auf dem Papiere, ſo merkte man keinen Unterſchied zwiſchen den letzteren und den früheſten Arbeiten, der nicht zu ſeinem Vortheile geweſen wäre; mancher ſeiner Perioden war zwar ein wenig länger oder verwickelter als ſonſt: aber ſein Räſonnement war ſcharfſinniger, ſeine Ur-

theile waren bedachtſamer, (in den Vierzigen iſt man ja nicht mehr ſo überfließend von Weisheit, und weiß zehntauſend Dinge nicht ſo gewiß, als wenn man erſt von der Univerſität kömmt, und gemeiniglich Alles weiß, nur das Einzige nicht, was Socrates wußte, und was man freylich erſt muthmaßt, wenn man mehrere Wiſſenſchaften erſchöpft hat: die Kleinigkeit, daß man nichts wiſſe!) er drang tiefer in den Menſchen und in die Sachen, und zwang noch mehr als vormals durch den Umfang ſeines Genie's, und da er ſtets mit ſeinen Zeiten Schritt gehalten hatte, durch die ausgebreitete Gelehrſamkeit, der das Neueſte ſo geläufig war wie das Alte, Bewundrung ab. Und alles das, ſelbſt wenn er ſehr tiefſinnige Gegenſtände behandelte, las ſich ſo leicht, ſo angenehm weg, wie ein Brief von Lichtenberg oder von Dir, meine gute liebe Psycharion! man konnte nicht anders glau-

glauben, als er ſchriebe, wie Du, nur nieder was ihm die Grazien diktirten. Man mußte ihn aber in den letzten Jahren ſeines Lebens arbeiten ſehen, um ſich eine Vorſtellung zu machen, wie ſauer es ihm wurde; wie das, was vielleicht gerade am hellſten vor ſeiner Seele ſchwebte, ſich ſo ſchwerlich auf dem Papiere fugen wollte, und wie ſein Geiſt beſtändig mit dem kränkelnden Körper rang! Wenn man ſo ſah, wie er nach zwo, höchſtens drey geſchriebenen Zeilen immer erſt wieder fünf und mehr Minuten ruhen mußte, dann erſt bewunderte man den Mann, der ſich dem ungeachtet ganze voluminöſe Werke hindurch in einerley Feuer zu erhalten wußte, und deſſen Vortrag ein ſo reißender Strom war, daß Du geſchworen hätteſt, er müſſe ſo ſchnell geſchrieben haben, als Du ihn laſeſt. Wenigſtens verſicherten ſeine Frau und Tochter oft nach ſeinem Tode, es ſey ihnen unbegreiflich, wie er, beſonders in

Zeiten wo ſein Körper außerordentlich litt, und er nicht ſelten halbe Stunden brauchte um Einen Perioden zu Ende zu bringen, ſich nur Eine Seite hindurch habe gleich bleiben können? Das Schlimmſte war, daß er oft ungeduldig wurde, wenn der eigenſinnige Ausdruck nicht mit der alten Schnelligkeit ſich ſeinen Gedanken anſchmiegen, oder wenn in glücklichen Stunden, wo ſeine Feder wie ehemals geflogen haben würde, der ſieche Körper es mit der geſunden Seele nicht aushalten wollte! Dann zerſtampfte er unmuthsvoll die unſchuldige Feder, die, weiß es der Himmel! nichts dafür konnte, daß ihr Herr ſich mit vierzig Jahren zum abgelebten Greiſe gearbeitet hatte. — Aber Wilhelmine reichte ihm die liebe Hand, und weg war der Unmuth.

Nichts iſt ſo nützlich und gut, ſagt man, was nicht auch ſeine ſchlimme Seite hätte; Ovidius, glaube ich, hat ſich die Mühe ge-

geben ſechs Verſe zu machen, um dieſe Wahrheit denen die ſie bezweifelt haben, mit Feuer und Schwerdt zu beweiſen. Aber nichts iſt doch wahrhaftig auch ſo ſchlimm, daß es nicht zu Etwas gut wäre, und wüßte ich nur daß das kein Menſch bezweifelte, ſo wollte ich es Euch ſo haarſcharf beweiſen, daß ſichs mit Händen greifen ließe. Weil ich aber würklich Leute kenne, die ſchlechterdings nicht begreifen, daß jegliches Ding ſeinen Nutzen habe — der berühmte Toussaint z. B. behauptete, der Advokatenſtand ſey nicht den Teufel nütze; mein Nachbar zur Rechten behauptet, ein ſchlimmes Weib tauge noch weniger als die Advokaten; mein Nachbar im zweyten Hauſe leiſtet ſeinen Eid darauf, die ſchlimme Beſchaffenheit einer Land- oder Stadtſtraße habe noch weniger Nutzen als die ſchlimme Gemüthsart einer Frau; ein andrer Nachbar, ein eifriger Zeitungsleſer und Staatsreformator, behauptet gegen alle

Welt, die ſchlimmſte Beſchaffenheit dieſer Art ſey immer noch nützlicher als ein eigenſinniger und von ſeiner Weisheit ſehr überzeugter Dummkopf an der Spitze eines Comité de Salut public u. ſ. w. ja glauben nicht ſogar über hundert Millionen Menſchen, der Erbadel ſey eine ſehr ſchlimme Erfindung, die auf der ganzen weiten Welt Gottes ſchlechterdings gar nichts nütze, ſo wie es andre Millionen giebt, in deren Augen der Nutzen der Flöhe unbegreiflich iſt? — Und glaubte ich ſelbſt nicht lange Zeit, eine Brille ohne Gläſer ſey das unnützeſte Ding unter der Sonne, bis ich endlich mit Beſchämung von einer alten einfältigen Matrone lernte, ſie ſey ein ſehr nützliches Ding um Brillengläſer hineinzuſetzen, denen die Einfaſſung fehlt? — Weil es, ſage ich, dergleichen Zweifler in Menge giebt: ſo will ich mich wohl hüten mit einem Beweiſe der keinen Zweifel übrig ließe hervorzutreten, es

wäre denn daß einmal eine unſerer hochberühmten Akademien zu ihren übrigen unermeßlichen Verdienſten um Wiſſenſchaft und Wahrheit auch dieſes hinzu fügte, unter andern Fragen die keine Frage ſind, auch einen ſolchen Beweis zur Preisaufgabe zu machen. Es iſt hier nicht die Rede von der Prämie, denn nach der zu ringen muß man Schriftſtellern überlaſſen denen es ſchwer fällt Verleger zu finden; ſondern nur um meiner Sache gewiß zu werden, ob man im Auslande (denn in dem Lande, in welchem ich lebe, darf ein guter Bürger Alles ohne Ausnahme öffentlich beweiſen, was er ohne ſeine Bürgertugend zu verleugnen evident machen kann;) dieſen Beweis zu den wenigen Dingen rechnet, die dort unter das Volk, — oder zu den unzähligen Dingen, die dort nicht unter das Volk kommen dürfen? Denn man hat freylich i. J. 1782 oder 83 eine Preisfrage

aufgeworfen, die nach Holſteiniſchem und Däniſchem Landesglauben ebenfalls keine Frage iſt, und die darauf hinaus lief: Ob man das Volk betrügen dürfe, oder ob man ihm reinen Wein einſchenken müſſe? aber ſie muß wohl anders beantwortet ſeyn, als ein freyer Däniſcher Unterthan *) ſie beantworten würde; dem Publikum in manchen Ländern ſcheint wenigſtens das Recht, nicht getäuſcht noch betrogen werden zu dürfen, dermalen noch nicht zugeſtanden zu ſeyn. Man-

*) Frey und Unterthan iſt in unſerm Lande kein Widerſpruch. Ich z. E. lebe zunächſt unter dem Reichsgrafen zu Ranzau-Breitenburg, dem ein Theil der Stadt Itzehoe gehört, und ſodann unter dem Könige, — alſo unter einem der erſten Edelleute und dem ſouveränſten Monarchen in Europa: aber die fünf Direktoren der Franzöſiſchen Republick ſelbſt ſind nicht ſo frey, als ich und meine Mitbürger; denn wir haben nicht nur Geſetze, ſondern ſie gelten auch, und ſchützen jeden ohne Ausnahme, und zu jeder Zeit, und wider jeden.

ches Buch, mancher Profeſſor, manche Cenſur, mancher Hofſchranz, mancher Haushalter über Gottes Geheimniſſe, der ſelbſt nicht glaubt was er lehrt, neun hundert neun und neunzig Tauſendtheile des Erbadels, (vor allen von denen die ihn erſt neuerlich eingehandelt haben,) und ſonſt noch eine große, große Menge von Leuten behaupten nach wie vor, es ſey nichts Schlimmers in der Welt, als Wahrheit zu dem Volke dringen zu laſſen; es müſſe im Aberglauben, in der Dummheit, und in jeglicher Art der Unwiſſenheit erhalten — ſorgfältig erhalten werden. Zwar ſagen das nur ſolche Bücher, wie das politiſche Journal und der Revolutionsalmanach, nur ſolche Profeſſoren wie Herr Leopold Aloyſius Hofmann und ſeinesgleichen, nur dergleichen Cenſuren wie die Wiener, nur ſolch ein Schlag Paſtoren denen der Beichtpfennig am Herzen liegt, und neue Perikopen, weil ſie neue Predigten erfodern, ein

Greuel ſind, und überhaupt nur Leute deren Bauch, deren Hochmuth, oder ſonſt ein Intereſſe ins Gedränge kommen dürfte, ſobald ſich überall heller Tag verbreitet, — Fledermäuſe und Nachteulen kommen ja bey Tage immer übel zurecht, und ſcheuen ihn daher gleich den Wanzen; aber ich könnte ja meinen Beweis nicht vollſtändig führen, ohne darzuthun, daß das den Verfinſterern ſo furchtbare Uebel der Aufklärung doch auch ſeine nützliche Seite habe; ſo wie ich der Gegenparten, welche alle Volkstäuſchung für ein abſcheuliches Uebel hält, erweiſen müßte, nicht nur wozu die Verfinſterer überhaupt nützen, ſondern noch, daß ſie eventualiter deſto größeren Nutzen hervorbringen müſſen, je bunter die Herren ihr Weſen treiben. Es wäre alſo wohl nicht diejenige Parten welche Räſon annimmt, mit der ich es am meiſten verderben würde. Warum ſollte ich aber am Rande meines Grabes mich noch mit

allem herumſchlagen, was der Holländer Jan Rap en Zyn maat nennt? — denn auf edle und vernünftige Gegner darf ja nur der rechnen, der wider Menſchenadel und Vernunft ſchreibt; das liegt tief in der Natur der Sache. Wider dieſe aber zu ſchreiben war mir von jeher unmöglich, und ein gewiſſer Recenſent, der neuerlich mit der Unverſchämtheit eines echten Maat des Jan Rap das Gegentheil unter das Volk zu bringen ſuchte, *) hat ſicherlich meine Schriften entweder nicht geleſen, oder (was wohl ſo möglich iſt, denn in der That ſcheint ſein Kopf

*) Meine Schriften, und in ihnen meine Grundſätze liegen dem Publikum vor Augen; ſie haben mir die Liebe und Achtung deſſelben erworben. Ueberzeugt daß ich in jedem rechtſchaffnen Manne, der ſie lieſet, einen Vertheidiger finden muß, habe ich es für unnütz gehalten einen wanzenartigen Duns zur Rechenſchaft zu ziehen. Einen Duns nenne ich ihn, weil er in dem nehmlichen Augenblicke, da er mich verleumdet, ein

mit jenem Kopfe, dem zu Liebe er nicht meinen Schriften, ſondern mir in Perſon, im Vorbeygehen die nichtswürdigſte aller Injurien ſagt, brüderlich verwandt zu ſeyn,) oder er hat ſie nicht verſtanden, oder zu einem von dieſen beyden Umſtänden kömmt noch der dritte hinzu, daß er weder weiß was unbefangner Frohſinn und Herzensadel, noch was lehren ſey. Ein ſolcher — ſo Gott will — Bücherbeurtheiler mag mich gern läſtern; das halte ich ſeiner Natur zu gute; aber wehe dem Burſchen, wenn ich jemals in Erfahrung bringe, daß er mich lobt!

Buch herausſtreicht, welches, nach denen Stellen zu urtheilen, mit welchen er ſein Lob belegt, nicht anders als höchſtmittelmäßig ſeyn kann. Warum ich ihn einen Wanzenartigen Duns nenne, das wird er ſelbſt wohl fühlen. — Ein geſchmackloſer Anpreiſer, ein hämiſcher Kalumniant, — das ſind doch unmöglich Requiſite zu einem glaubwürdigen Recenſenten?

Wie geſagt: wider den Menſchenadel und die Vernunft zu ſchreiben iſt mir unmöglich; ich liebe die Menſchen; ich habe ſeit dem erſten Blatte welches ich drucken ließ, ſie zu beſſern und, ſo viel an mir iſt, zu belehren geſtrebt; ich habe nie, meines Wiſſens, der allerkleinſten Tugend hohngeſprochen; ich liebe meinen guten Namen bey der Nachwelt, und ehre den rühmlichen Eichenzweig mit ſeinen drey Eicheln, den meine Vorfahren ſeit undenklichen Jahren in ihrem Petſchaft führen; und über das alles bin ich einer von den wenigen, die ſchlechterdings mit Titeln und mit goldnen Doſen nichts anzufangen wiſſen.

Gottfried gehörte eben auch zu den obgedachten Zweiflern. Von weitem hatte ihm Celebrität das wünſchenswürdigſte Glück geſchienen; jezt, da er ſie beſaß, und ſich alle die Beſchwerden vorzählte, die ſie über ihn gebracht, beſonders die Hetze von Skrib-

lern, die ſie ihm auf den Hals gezogen hatte, -- denn eines unbekannten Mannes Urtheile hätten wenig Aufſehen gemacht, und ſeine Schriften hätten die, deren Vortheil das foderte, mit ſo wenigem Geräuſch als möglich, durch Verbote und andre dienliche Mittel zu unterdrücken geſucht, ohne ſie durch Gegenſchriften in Umlauf zu bringen, — jezt ſchien ihm ſeine Celebrität ein ſo ſchlimmes Ding, daß er ihr, unphiloſophiſch genug, keine einzige nützliche Seite zugeſtand, ſo lange ihm die Arbeit noch einigermaßen raſch von ſtatten gieng. Aber in dem Grade wie ſeine immer ſchwächere Geſundheit, und die damit verbundene Verſtimmung ihm ſeine Geſchäffte erſchwerte, lernte er einſehen, auch die leidige Celebrität habe ihren Nutzen, und das Pulchrum est, digito monstrari et dicier: Hic est! ſey zu ſeiner Zeit ein eben ſo gutes Sprüchlein, als das Bene vixit qui bene latuit. Er würde in Mangel ver-

fallen ſeyn, wenn ſein berühmter Name die Buchhändler nicht gelockt hätte ihn in die Wette aufzuſuchen, und einer den andern zu überbieten. Der Schwung den die deutſche Literatur und mit ihr der Buchhandel ſeit dem ſiebenjährigen Kriege nahm, und die mit der Verbreitung des Geſchmackes ſich immer vergrößernde Leſewelt hatten ohnehin ſchon die Schriftſtellerey zu einem einträglicheren Geſchäffte gemacht. Wiewohl er alſo nicht halb ſo viel ſchreiben konnte als in ſeinen glücklichen Tagen: ſo war ſeine Einnahme doch beynahe ſtärker. Dafür konnte er, wenn auf der andern Seite die Erwerbung eines berühmten Namens ihm zum Theil die Geſundheit gekoſtet, und der Beſitz deſſelben viel Verdruß gemacht hatte, ſich doch wieder bey ſeinem Namen bedanken.

Bald kam es mit ihm ſo weit, daß er faſt nur noch in den ruhigen Abendſtunden, wenn alles im Hauſe zu Bette war, mit

einigem Erfolg arbeiten konnte. Dabey gewann niemand mehr, als Albertine, in deren Unterricht er nun mehr Zuſammenhang bringen konnte, ſo wie ſich ihm mehr Zeit dazu bot. Er fand noch immer ſeine liebſte Erholung in den oben erwähnten phyſikaliſchen und mathematiſchen Vorleſungen, die er bis an ſeinen Tod fortſetzte. Sobald er nur glaubte, daß der Kopf ſeiner Tochter, in deren Seele er beſtens geſtrebt hatte, die leidige weibliche Neugier zur edlen Wißbegier zu modificiren, dergleichen faſſen könne, erlaubte er ihr zu ihrer großen Freude, ihnen beywohnen zu dürfen. In weniger als zwey Jahren brachte ſie es in beyden Wiſſenſchaften, die ſie gleich ihm liebgewann, zur Bewundrung weit, — wenn es überall bewundernswürdig ſeyn kann, daß ein fähiger Kopf bey Luſt und Liebe zum Dinge etwas lernt. Zu gleicher Zeit wandte er ein Theil ſeiner gezwungenen Muße dazu an, ſie in der Ver-

nunſtlehre, ohne die man ja kein Buch leſen kann, und in der Aeſthetik veſtzuſetzen. Von dieſen ſchritt er zu den höheren philoſophiſchen Wiſſenſchaften fort, und alle Augenblicke die ſie erübrigen konnte, füllte ſie von ſelbſt mit griechiſcher Literatur aus, zu der er ihr den ſtärkſten Hang eingeflößt hatte. Er hielt mit ſeinem Horaz dafür, das fleißige Studium der Griechen ſey das ſicherſte Mittel, den Kopf zu bilden, und dem Gefühle des Schönen Zartheit und Veſtigkeit zu geben; eine Behauptung, in der er gewiß jeden Sachkundigen auf ſeiner Seite hat.

Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo
Musa loqui, praeter laudem nullius avaris.

— Damit ſey aber nicht geſagt, als ob das Studium des Griechiſchen nicht auch einen ſehr albernen und lächerlichen Pedanten ma-

chen könne; denn das Griechiſche und die Griechen ſtudiren iſt zweyerley. Wieland z. B. hat die Griechen ſtudiert; jeglicher Bogen ſeiner Schriften, auch derer die nicht aus dem Griechiſchen überſetzt ſind, (denn über alle wehet der Geiſt Plato's, Lucians ꝛc.) beweiſet das, und dafür werden auch dieſe Schriften nicht untergehen, ſo lange in Deutſchland noch ein einziger Mann von wahrem Geſchmack übrig bleibt. Hingegen .... Doch warum ſollt ich irgend einen Tropf in ſeiner behaglichen Selbſtgenügſamkeit ſtöhren? Traurig genug für ihn, wenn ihm die Herren die das Richtſchwerdt in der gelehrten Republik führen, von Amtswegen widerfahren laſſen müſſen was Rechtens iſt und ſeine Sünden verdient haben! Ich reiche ja damit aus, die Leſer an die Produkte der letzteren Meſſen zu erinnern, unter denen es beſonders Ueberſetzungen giebt, die viel Bekanntſchaft mit dem Griechiſchen,

aber

aber nicht die mindeſte mit den Griechen verrathen, und die bey aller Treue ſo primanerhaft elend und pedantiſch ſind, daß man ihre famöſen Verfaſſer nicht verkennen würde, auch wenn ſie ſich nicht genannt hätten. Sogar ihre geſchwornen Lobredner haben nicht das Herz, das Elend derſelben zu bemänteln, während die unverſchämteſten Wanzen ſich nicht mehr unterſtehen an Wieland, Herder u. a. zu nagen, — ein Beweis daß ſie von dieſer Seite ihren Freßwerkzeugen nichts mehr zutrauen, und daß ſie, die ſonſt praeter laudem omnius avari ſind, keinen Heller mehr damit erringen können.

Es iſt nicht möglich, den fähigſten Kopf, den man zu einem der erſten Gelehrten zu bilden wünſcht, mit größerer Sorgfalt zu bearbeiten, als die war, die Gottfried auf ſeine Tochter verwandte. Er hatte ſichs ernſtlich vorgenommen, ſie alles zu lehren was er ſelbſt wußte; er wollte, daß ſie ein-

mal, gleich ihm, befugt ſeyn ſolle zu fragen, in welcher Fakultät man wünſche, daß ſie ſich binnen ſo und ſo viel Monaten zu Erlangung der höchſten Würden examiniren laſſe? Und auf der andern Seite wandte Wilhelmine, indeß ſie ihrem Manne treulich zu allen ſeinen Abſichten die Hand bot, eben ſo viel Sorgfalt an, das Mädchen in ihrer Tochter zu erhalten. Ihr Mann hatte ihr demonſtrirt, wie ihr anfangs Bedenklichkeiten aufſtiegen, daß das ſehr thulich ſey: „ſo mancher Mann, ſagte er, handhabt ſein Lebelang den Kochlöffel, die Nähnadel und andre Weiberinſtrumente, und iſt dazu erzogen, ohne daß er deswegen im mindeſten den Charakter ſeines Geſchlechts verleugnet; warum ſollte denn ein Mädchen nicht Weib bleiben können, weil ſie zu Kenntniſſen angeführet wird, deren die Männer ſich ausſchließlich angemaßt haben? Sie wird nur aufhören eine Närrinn zu ſeyn; das iſt es

alles!“ — Und der Erfolg zeigte, daß er Recht hatte.

Seine Plane giengen ſehr weit. Er hatte nun den philoſophiſchen Kurſus mit ihr zu ſeiner völligen Genugthuung geendigt. Jezt war er im Begriff ſie in das Heiligthum derer Wiſſenſchaften zu leiten, die ihren Mann beſſer füttern als Humaniora und Weltweisheit, weswegen ſie auch die höheren genennet werden. Er hatte bey ſeinem Unterrichte keine Ausfälle auf Kollegen, keine ſalzloſen Kathederſpäßchen, und überhaupt keine von jenen Reck- und Streckmitteln anzubringen, womit ein Profeſſor, nachdem er die Zuhörer ein paar Monate mit den bloßen Prolegomenis hingehalten, den Reſt ſeines Diſkurſes anzuſchwellen pflegt, um bis zum Ende des halben Jahres hinzureichen. Er brauchte ihr ferner die Kompendien weder um ihrent- noch um ſeinetwillen vorzuexponiren, und ſein Vorſatz war überhaupt, ſie

vor der Hand nur das Wiſſenswürdigſte in jedem Fache zu lehren — denn das Uebrige, meynte er, werde ſie, wenn ſie es ja einmal brauchen ſollte, ſchon von ſelbſt lernen können. Alſo hoffte er binnen drey, höchſtens vier Jahren damit fertig zu ſeyn, weil er auf ihren eignen Fleiß ſicher zählen durfte. Die Wißbegierde und der Eifer der jungen Perſon, auf der des Vaters Geiſt ruhete, waren ſo groß, daß ſie oft im Zügel gehalten werden mußte, und nie eines Treibers bedurfte. In dieſen drey oder vier Jahren ſchmeichelte er ſich ſo viel zu erübrigen, daß er die Koſten einer Reiſe von zwölf bis funfzehn Monaten beſtreiten könne, — nicht eben nach London und Paris, ſo gern er ſeine Tochter dahin geführet haben würde, ſondern nur durch die merkwürdigſten Länder und Städte Deutſchlands. Alsdann glaubte er ihr alle erfoderlichen Kenntniſſe beygebracht zu haben, um ſich in der Folge ſelbſt

ſo weit bringen zu können als ſie ſelbſt nur wolle, weil ſie alsdann ungefähr ſo weit ſeyn würde als er es war, da er die Univerſität verließ, — dies und jenes abgerechnet, was er für ſie von keinem ſonderlichen Nutzen hielt, z. B. Morgenländiſche Sprachen ꝛc. Alsdann mußte ſie in allem hinlänglich veſt ſeyn was man zu dem ſchweren Fache braucht, zu dem er ſie beſtimmte und in welchem er ſie im Geiſte ſchon glänzen ſah, — in ſofern er ſie darin veſtſetzen konnte; — denn Erfahrung und tiefe Menſchenkunde mußte ſie ſelbſt ſich dereinſt erwerben. An der letzteren, deſſen wußte er ſich zu beſcheiden, gebrach es ihm ſelber; den Menſchen kannte er wohl: aber die Menſchen kannte er nicht. Jenen kann man auf der Stube kennen lernen, dieſe nur, wenn man unter ihnen lebt, und von der Natur mit einem ſcharfen, vorurtheilsfreyen Auge und der Gabe es zu gebrauchen ausgerüſtet iſt. Er hatte immer

nur unter Büchern und Arbeit, und faſt gar nicht unter Menſchen gelebt, und konnte ihr nur im Ganzen darthun, daß der Menſch gut ſey, und daß die Menſchen nichts taugen; daß man die Menſchheit lieben, mit den einzelnen Menſchen aber vorſichtig umgehen müſſe, bis man ſie geprüft habe. Das Nähere mußte er ihr ſelbſt überlaſſen.

Der Zweck mit deſſen Erreichung er ſich ſchmeichelte, war, daß ſeine Tochter dermaleinſt, wenn Jahre und Erfahrung ſie gereift haben würden, ſich an die Unternehmung wagen ſollte, die er mit Recht für die ſchwerſte hielt, an die ein Deutſcher ſich wagen kann. Er liebte unſere Literatur leidenſchaftlich, und ſah mit ſtolzer Freude, wie ſie mit jedem Jahre in ihren ſolideſten Fächern nicht nur die Nachbarn weiter hinter ſich ließ, ſondern dem Alterthume ſelbſt ſo nahe kam, daß ſie Vergleichungen mit demſelben aushalten konnte. Um deſto mehr verdroß

es ihn, daß in dem allerſchwerſten und nütz-
lichſten, mithin nach ſeiner Denkart rühm-
lichſten Fache, drey Nationen noch immer
den allerentſchiedenſten Vorzug vor uns be-
haupteten. Der deutſche Roman machte die
Parties honteuses der deutſchen Literatur. Es
gab kein einziges deutſches Produkt, das nur
den Namen eines Romans, geſchweige
eines deutſchen Romans verdient hätte. —
(Haben wir doch noch jezt kein einziges,
welches man mit Ehren dem Tom Jones zur
Seite ſtellen könnte. Es läßt ſich ſogar be-
weiſen, daß wir in den nächſten hundert Jah-
ren noch keinen deutſchen Roman bekom-
men können, der ſich von der nothwendigſten
Seite mit dem engliſchen Tom Jones ver-
gleichen ließe. Woran das liege, behalte ich
mir vor an einem anderen Orte zu ſagen.)
Das ſchmerzte den Patrioten bis in die
Seele. Er ſelbſt nahm ſich vor, dieſe Lücke,
die ihm ſo ſchimpflich ſchien als ſie dem Re-

ferenten ganz natürlich vorkömmt, auszufüllen. Er gieng mit Eifer an das Werk, entwarf einen Plan wie ihn nur ein großer Mann entwerfen konnte, ſieng mit ſeiner gewohnten Hitze an ihn auszuführen, und — fand daß er ihn nicht ausführen konnte, — mit aller ſeiner Gelehrſamkeit nicht ausführen konnte; auf jeglicher Seite fehlte es ihm an Menſchenkenntniß und Weltkunde. — Daß es überdem noch an einem andern, außer dem Schriftſteller liegenden Erfoderniſſe gebrach, das ſcheint er ſo wenig gefühlt zu haben, als unſere mehrſten Recenſenten — unſere Romanſchreiber (ich mag das Wort beynahe lieber als Romandichter; der *gute* Romancier ſchreibt ja das mehrſte, und beſchränkt ſich auf ein Minimum von Dichtung,) fühlen es noch weniger. Sein Buch würde dem ungeachtet weit über ſeine Zeit hervorgeragt haben: aber das war in ſeinen Augen ein zu leichter Triumph als daß er ihn für eine

Ehre hätte halten können. Etwas liefern, das der Engländer über den Tom Jones, und der Franzoſe über den Gil Blas ſetzen würde, das war die Fodrung, die er an ſeinen Genius machte. — Eine ſehr große Fodrung allerdings; denn gerade der iſt der Größeſte, den jeder große Mann zunächſt nach ſich ſelbſt für den größeſten Mann hält: indeſſen wäre es ſehr gut, wenn jeder Schriftſteller ſie an ſich ergehen ließe, und in dem unglücklichen Falle daß er ſie nicht befriedigen könnte, eben ſo zu verfahren geneigte, als Gottfried. Nur Stümper zu übertreffen, hielt dieſer faſt für Schande; wie er demnach ſah, daß ſein Produkt jener großen Fodrung nicht entſprach, warf er es mit der größten Gelaſſenheit ins Feuer, und tröſtete ſich mit der Hoffnung, daß nach zwanzig oder fünf und zwanzig Jahren ſeine Albertine der vaterländiſchen Literatur dieſen Fleck würde abwiſchen können. Jezt war ſie in

ihrem ſiebzehnten, und bis dahin glaubte er, würde ſie ſich alle nöthigen Kenntniſſe hinlänglich ſammeln können, zumal wenn ſie aus dieſem Geſichtspunkte ſammelte, und überhaupt reif genug ſeyn, ſich an eine Unternehmung mit Ehren wagen zu dürfen, die einem jungen Schriftſteller faſt unmöglich gelingen kann. Der junge Kopf kann nur Romane dichten; — allenfalls auch ſpielen; ſie zu ſchreiben muß er, das liegt in der Natur des Romans und des jungen Kopfes, ſich vergehen laſſen; das ſah Gottfried ſehr deutlich ein. — Kam ſeine Tochter aber auch nicht ſo weit, die Ehre ihrer Nation bey dem Auslande retten zu können, ey nun, ſo war ſie doch jezt ſchon ſo unterrichtet, daß ein paar Jahre ihrem Gehirne nur noch etwas mehr Konſiſtenz zu geben brauchten, um immer mit ihrer Feder ein unabhängiges und ehrenvolles Brodt erwerben zu können. Sie konnte es, dünkte ihn,

beynahe ſchon izt; denn er ließ ſie unter dem Vorwand der Uebung eine kleine Abhandlung aus dem Italiäniſchen überſetzen, und war mit ihrer Arbeit ſo zufrieden, daß er ſie in der nächſten Meſſe mit dem faſt unveränderten Abdruck ihrer Handſchrift, und dem dafür erhaltenen Honorar überraſchte. Wie ſehr dieſes das junge Mädchen aufmunterte, und ſelbſt der Mutter eine Freude war, läßt ſich errathen. Wilhelminen war vormals doch zuweilen, wenn ſie ſo ſah was alles ihr Mann ſeine Tochter lehrte, ein wenig bange geworden, ob ein Mädchengehirn wohl damit zurecht kommen würde? Daß ſo gar viel zu einem oder einer wahren Gelehrten gehöre, hatte ſie ſich nicht vorgeſtellt. Ihr Mann ſagte ihr aber immer: in einem glücklich organiſirten Kopfe, den man nicht mit Narrenpoſſen fülle, ſey Raum zu einer unermeßlichen Menge von nützlichen Kenntniſſen, und wenn ſein Unterricht aufhöre, dann

werde Albertine erſt recht anfangen müſſen zu lernen, wofern ſie den Vorſatz habe, etwas rechtes zu werden, und überdem hätte ſie alsdann noch die Geſchicklichkeit zu erwerben, das Gelernte anzuwenden. — Jezt, da die Mutter ſah, daß alles nach Wunſche gieng, bedauerte ſie nichts mehr, als daß ſie nicht eben ſo hatte erzogen werden können.

So war Gottfried nun ſo glücklich, als es ein Mann bey anhaltenden körperlichen Leiden nur immer ſeyn kann. Zwar wandten ſeine Feinde alle heimlichen und öffentlichen Mittel an, ihm das Leben ſauer zu machen: aber das verachtete er, und verdarb ſich beſonders keinen Augenblick damit, auf irgend eine der vielen Schreiberenen zu antworten, die nach der Erſcheinung ſeines obgedachten polemiſchen Werkes ans Licht ſchlüpften. Er erklärte vielmehr durch ein kurzes Zeitungsavertiſſement: „Widerlegun-

gen, die nicht widerlegten, ſeyen um nichts beſſer als Beweiſe die nichts bewieſen. In Sachen welche die chriſtliche Religion beträfen, könne kein andrer Beweis gelten, als unverhunzte, nach richtigen Sprach- und Auslegungsgeſetzen erklärte, und in ihrem Zuſammenhange beweiſende Schriftſtellen, aus denen das klar hervorgehen müſſe, was man auf ſie zu begründen meyne. Er halte dafür, diejenigen Dogmen der ſpekulativen Dogmatik die er aus der Schrift widerlegt habe, würden, wenn ſie wahr wären, von ſolcher Wichtigkeit ſeyn, daß Chriſtus es ſchon der Mühe werth gehalten haben müßte, ſie wenigſtens ſeine Jünger mit klaren Worten zu lehren, zumal da ſie der Arithmetik, der Phyſik, und den offenbaren Ausſprüchen Chriſti ſelbſt, kurz, dem Menſchenverſtande ſo zuwider zu laufen ſchienen, daß die unbefangene Vernunft ſie unmöglich in dem neuen Teſtamente finden könne. So lange man

ihm alſo nur mit jenen abgedroſchenen, und vor ihm ſchon längſt hinlänglich widerlegten Argumenten widerſpreche, die man in jeglichem polemiſchen Kompendio fände, ſehe er das nur als Widerſpruch, nicht aber für Widerlegung an, und halte jeden Tropfen Dinte für verſchwendet, den er an ſolche Gegner wenden würde, denen nichts an Wahrheit, aber viel am letzten Worte gelegen ſey, welches er ihnen, aus Gründen mit deren Anführung er ihnen nicht weh thun möge, ſo lange ruhig überlaſſe, bis jemand wider ſeine Behauptungen etwas Neues vortragen werde.“ — Dieſer Erklärung war er alle dieſe Jahre her pünktlich treu geblieben, denn niemand trug etwas Neues vor. — Wer damals einem rechtſchaffnen Manne ein böſes Stündlein machen (das hieß: ihm einen literariſchen Banditenſtreich ſpielen) wollte, der bediente ſich der Klotziſchen Bibliothek, der Frankfurther

Zeitungen, der ſchwarzen Zeitung ꝛc. Alle dieſe Follikulare thaten ſich ſehr ſauer ihn wieder auf den Kampfplatz zu locken: aber er verbrauchte dergleichen Papier ſehr ruhig. Und was ſeine übrigen Widerſacher betrifft, ſo hielt er es für beſſer, zum Beſten ſeiner Gattinn und Tochter ſeiner Geſundheit zu ſchonen, als ſie in Zänkereyen mit Gegnern aufzuopfern, von denen er glaubte, daß ſie hinlänglich widerlegt, aber ſchwer zum freymüthigen Geſtändniſſe daß er Recht habe zu bringen ſeyen, weil ſie nicht ſo wohl für die Sache, als für ihre Exiſtenz ſtritten. In dem Maaße wie er älter und kränklicher wurde, nahm er von Neckereyen immer weniger Notiz, und las zuletzt keine andern Journale mehr als die allg. d. Bibliothek, und die Leipziger Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.

Er fühlte ſich glücklich, ſagten wir, in ſeiner Frau und Tochter, und hoffte an der

letzteren die größte Freude zu erleben, als ein unerwarteter Strich ſeine ganze Berechnung tilgte. — Nützlichkeit war ihm der Maaßſtab, nach welchem er alle menſchlichen Kenntniſſe würdigte. Er ließ demnach die ſchwarze Suppe der Digeſten und was er die düſteren Irrgänge der Dogmatik nannte für künftige Zeiten, und machte den Anfang in ſeinem höheren Unterrichte mit der phyſiſchen Kenntniß des Menſchen, die er beſonders deswegen für nützlich hielt, weil ſie in der Philoſophie zu wichtigen Aufſchlüſſen führt, und am überzeugendſten vom Daſeyn eines großen Werkmeiſters zeugt. Den anatomiſchen Theil dieſer Kenntniß konnte er ihr außer der Beyhülfe eines Skelets freylich nur nach Verheyen und andern mit Kupfern verſehenen Werken, die er theils anſchaffte theils borgte, beybringen: aber in der Phyſiologie bot ihm ſein Freund, der große Meckel, ſehr gütig die Hand; zu dieſem

führte

führte er von Zeit zu Zeit ſeine Tochter, und machte ihr an den Präparaten deſſelben deutlich, was ſich aus mündlichem Unterrichte und Kupferſtichen nur halb lernen läßt. Ein guter Mathematiker wird allemal leichter als andre Leute ein gründlicher Phyſiologe; er demonſtrirt ſich ſelbſt, was andern, ſo viel man es ihnen vordemonſtrirt, doch oft nur Glaubensartikel bleibt; er begreift, wo andre nur für wahr annehmen. Albertine gieng alſo auch hier ihren gewöhnlichen raſchen Gang; ſie legte ihre Lieblinge, Plutarch und Tacitus, einsweilen bey Seite, und ſtudirte Hallers große Phyſiologie mit dem unermüdlichen Eifer, den wahrer Durſt nach Kenntniß einem für die Wiſſenſchaften geſchaffnen Geiſte einflößt. Plötzlich wurden ihre Studien durch den unerwarteten Tod ihres Vaters und Lehrers gehemmet, den ein heftiger Anfall von jener Kolik, an der Peter der dritte geſtorben ſeyn ſoll, innerhalb zweener

Tage im ſechs und vierzigſten Jahre ſeines Lebens, und im achtzehnten einer faſt beyſpiellos glücklichen Ehe, unter den fürchterlichſten Schmerzen wegriß.

Unter dieſen Umſtänden war es ein Glück für ſeine tiefgebeugten Hinterlaßnen, daß er Wilhelminen gleich nach ſeiner Verheyrathung in eine Wittwenkaſſe gekauft, und ſeiner Tochter eine ſolche Erziehung gegeben hatte. Die Wittwe hatte nothdürftig zu leben, und die Tochter konnte ihr Brodt erwerben und der Mutter zu Hülfe kommen. Die Ueberſetzung, die ihr Vater drucken ließ, hatte eine zweyte Auflage erlebt; das heißt: ſie hatte ihr Glück gemacht. Niemand, ſelbſt der Verleger nicht, hielt ſie für Damenarbeit. Dieſer wunderte ſich ſehr, als Albertine ſich ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit entdeckte, und nahm eine ähnliche Arbeit, die ſie ihm anbot, mit beyden Händen an. Sie hatte ſogar den Muth, die

letzte Schrift ihres Vaters, die bis auf etliche Blätter fertig, und nach ſeiner Gewohnheit, faſt bis dahin ſchon abgedruckt war, zu vollenden. Der Verleger dieſer beyden Schriften war ein vertrauter Freund des Verſtorbnen geweſen, und ein rechtſchaffner Mann. Er bezahlte dem jungen Frauenzimmer, durch deren Vater er große Summen verdient hatte, ihre Arbeit ſehr anſtändig, und ſchlug ihr andre vor, ſo daß ſie, wenn ſie auch nur die Zeit dazu verwandte, welche von andern am Spieltiſche gemordet wird, ohne Anſtrengung ihre drey bis vierhundert Thälerchen jährlich mit Ueberſetzungen verdienen konnte, und der Mutter keine Laſt, ſondern vielmehr eine ſtarke Stütze war.

In ihrem vier und zwanzigſten Jahre vermälte ſie ſich mit Lottchens Sohne, dem reichen Baron Wilhelm von Walding, ihrem einzigen Jugendfreunde, zwiſchen dem und ihr von der zarteſten Kindheit an die

veſteſte Anhänglichkeit obwaltete, die mit den Jahren die zärtlichſte Liebe wurde. Wilhelmine und Lotte hatten ſtets ihre alte Freundſchaft unterhalten; der Gatte der letzteren ſtarb etwa fünf Jahre nach Gottfried an den Folgen eines ſchlecht geheilten Quartanfiebers. Ihr Sohn, der damals auf ſeiner grand tour, und gerade in Rom war, wurde durch dieſen Tod ſehr früh Herr eines großen Vermögens und beträchtlicher Güter, von denen das einzige, welches im Brandenburgiſchen Gebiete lag, Charlotten zum Wittwenſitze verſchrieben war, — denn Walding war kein Preußiſcher Edelmann.

Wilhelm liebte ſeine Mutter ſo innig, als Albertine die ihrige; beyde ließen nicht nach, bis ſie die beyden Damen bewogen hatten, mit ihnen nur Eine Familie auszumachen. Er fand ſein größtes Vergnügen daran, ſeine gelehrte junge Gattinn noch von andern Seiten den geſchickteſten Männern

gleichzumachen; er lehrte ſie reiten, ein paar (fromme, verſteht ſich,) Wagenpferde regieren, mit Schießgewehr umgehen, ja ſogar das Fleuret ziemlich fertig handhaben, und freuete ſich, wenn ſie ihm, der für einen ſtarken Fechter gelten konnte, einmal eine Blöße abgewann. Und als ſie das erſte Reh gepürſcht hatte, gab er ein Feſt, zu dem ſich alle Gutsnachbarn auf mehrere Meilen im Umkreiſe verſammelten.

Das iſt alſo die Albertine von Walding, aus deren Leben ſich Referent vorgenommen hat, mehrere einzelne Züge mitzutheilen, da ſehr erhebliche Urſachen ihn noch lange abhalten werden, ihre Geſchichte vollſtändig bekannt zu machen.

Baron Walding brachte jährlich ein Theil des Winters in der großen Reſidenz des Landes zu, in welchem ſeine beträchtlich-

ſten Güter lagen, und lebte daſelbſt mit dem Glanze, den ihm ſein Reichthum erlaubte. Albertine lernte ſich ſehr gut in ihre neue Lage finden, und niemand merkte es ihr an, daß Horaz und Plato ihr geläufiger waren, als andern Damen das modernſte franzöſiſche Romänchen. Ihr Haus war ein Sammelplatz der glänzendſten nicht nur, ſondern auch der vorzüglichſten Leute; ihr reifer Verſtand zog die berühmteſten Männer, ihr feiner Witz die feinſten Köpfe an ſich; ſie war die Aſpaſia eines Zirkels, wie noch keiner eine deutſche Frau umgab. Aber ihre außerordentliche Schönheit zog auch eine andre Gattung von Menſchen in ihr Haus. Zu allen den Reizen und der unnennbaren Grazie, an denen ſie nach Lottchens unverwerflichem Zeugniſſe ſogar die ſchönſten Jahre ihrer immer noch ſchönen Mutter übertraf, kam noch eine hohe Würde, eine Majeſtät, die, indem ſie auf der einen Seite alle Herzen anzog, auf

der andern Ehrfurcht einflößte. Wer eine Seele hatte, der konnte nicht umhin etwas für ſie zu fühlen, was er ſich oft nicht gern geſtand: aber wer Alles für ſie fühlte, der hatte nicht den Muth ihr etwas zu ſagen, was man andern Schönen ſo leicht ſagt.

Nur einer aus der Zahl derer, die ihre Schönheit anzog, ein junger Franzoſe, der gewohnt war eine jede für eine gute Beute zu halten, war dreuſter als die übrigen. Die junge Baronne war eine Eroberung, die er ſeiner Größe würdig hielt. Er hatte ſich bey dem Baron eingeliebelt, und war in dem Hotel deſſelben ſo ungenirt, wie in ſeiner eignen Wohnung. Nichts fiel ihm leichter als faſt täglich Gelegenheiten zu finden, Albertinen allein zu treffen, und jede derſelben benutzte er, ihr von dem vorzuſchwatzen, was der liederliche Burſch unverſchämt genug war, ſeine Liebe zu nennen. Sie nahm das anfangs für das gewöhnliche Geſchwätz, was

ein junger Franzmann glaubt keinem nur halbwege hübſchen Frauenzimmer erlaſſen zu dürfen, ohne impoli zu ſcheinen, und machte Scherz daraus; aber ſie that das auf eine Art, die jeden andern minder von ſich eingenommenen, oder wenigſtens vom ſchönen Geſchlecht eine beſſere Meynung hegenden Menſchen zu dem Gefühle gebracht hätte, ein ſolcher Scherz ſey nicht das, was ſie am leichteſten verzeihe. Ihn aber ſchröckte das nicht ab; er nahm für Grimaſſe was voller Ernſt war, und bildete ſich ein vor einer Veſtung zu ſtehen, die ſich nur nicht auf den erſten Schuß ergeben, ſondern förmlich belagert ſeyn wolle. Das ſchien ihm nun zwar albern, abgeſchmackt, eine wahre grossièreté, dergleichen ihm noch bey keiner Duchesse oder Marquise vorgekommen war: mais voilà ce que c'est que la roture! dachte er nicht nur, ſondern ließ es würklich merken, obgleich ganz von weiten und in ein Ge-

wand gehüllt, das allenfalls für ein Kompli⸗
ment gelten konnte. Indeſſen die Roturière,
die sotte Allemande war das ſchönſte Ge⸗
ſchöpf, was je ein Auge ſah; es war der
Mühe werth, ſich ein wenig nach ihrer Ma⸗
nier zu accomodiren, da die ſeinige nicht
nach ihrem Sinne ſchien.

Anſtatt ſich zurückzuziehen, verdoppelte
er demnach ſeine Bemühungen, und der im⸗
mer ſtrengere Ernſt, den ſie ihm entgegen ſetzte,
erhitzte ihn nur deſto mehr. An einem Tage,
nachdem er geſeufzt und gekniet hatte, ohne
etwas mehr als gewöhnlich auszurichten,
wollte er es auf einem andern Wege verſu⸗
chen, und riskirte eine freylich nur kleine
Unverſchämtheit. Jezt riß ihr die Geduld:
„Herr Graf, ſprach ſie, wollen Sie denn
ſchlechterdings daß ich meinen Mann erſu⸗
chen ſoll, mich Ihrer Zudringlichkeiten zu
überheben?“

„Wen? Den Herrn Baron? — Ah,

meine Gnädigſte, der hat andre Geſchäffte. Wahrſcheinlich leiſtet ihm der einen großen Dienſt, der Sie verhindert ſeine Gänge zu beobachten; und da wir Freunde ſind, ſo wird er vermuthlich dieſen Dienſt lieber von mir, als von jedem andern annehmen.“

So gewiß ſie des Herzens ihres Gemals zu ſeyn glaubte, und ſo männlich ſie erzogen war: ſo gewann in dem Augenblicke doch die weibliche Natur in Albertinen die Oberhand; ein ihr ganz neues Gefühl zuckte ihr durch alle Nerven; ſie glaubte erſticken zu müſſen. Der Franzoſe folgte allen ihren Bewegungen, und triumphirte innerlich. Nun es ihm gelungen war, das Höllengift der Eiferſucht in ihren Buſen zu gießen, meynte er gewonnen Spiel zu haben. Er wußte ſehr gut, wohin das eine Frau zu führen vermag, wenn man den Augenblick zu benutzen verſteht. — Die Baronne faßte ſich indeſſen ſehr ſchnell, und ſuchte ihre Erſchütterung

zu verbergen. Dennoch bebte ihre Stimme bey der Frage: „Was wollen Sie damit ſagen, Herr Graf?“

„Nichts, gnädige Frau, als was ich unbeſonnenerweiſe damit geſagt habe. Konnt' ich glauben, daß eine ſo alltägliche Bagatelle eine Dame von Ihrem Range ſo afficiren würde? Was iſt es denn nun mehr, Madame, wenn der Baron in dieſem Augenblicke da ich das Unglück habe von Ew. Gnaden ſehr grauſam behandelt zu werden, zu den Füßen oder in den Armen ſeiner Geliebten ſehr glücklich iſt?“

„Seiner Geliebten? — Graf, wenn Sie mir das beweiſen könnten, ſo . . . .“

„Warum ſtocken Ew. Gnaden? Sagen Sie immer vollends, was Sie ohne Zweifel ſagen wollten, daß Sie dann ihn ſtrafen würden, wie beleidigte Schönheit ſtrafen muß.“

„Sie errathen meine Gedanken ſehr ſchlecht, und kennen mich noch weniger. —

Vielleicht bin ich Weib genug, daß mir, wenn Sie überzeugend bewieſen, im erſten Moment der Ueberraſchung ein Gedanke an Rache aufſteigen könnte: aber im zweyten Moment — ich faſſe mich ſehr geſchwind, wie Sie ſehen, — im zweyten würde die Vernunft ſchon wieder zurückgekehret ſeyn. Auf jeden Fall, Herr Graf, würde ich mich anders rächen als Sie glauben, und in keinem einzigen würden Sie der Mann ſeyn, dem ich meine Rache auftragen mögte.“

„Das iſt die Frage, verſetzte der Graf. Hauptſächlich kömmt es darauf an, meine Gnädigſte, den Augenblick zu treffen, in dem Sie aufgebracht genug ſind, an Rache zu denken.“

„Es dürfte eher darauf ankommen, ob meine Rache nicht vielmehr Sie, als meinen Mann treffen würde!“ ſprach ſie, kehrte ihm den Rücken, und verließ das Zimmer.

Der Graf war keiner von denen, die in

dergleichen Fällen etwas zu ihrem Nachtheile auslegen. Er war jung, reich, eine ſchöne Figur, und glaubte das ſchöne Geſchlecht von Grund aus zu kennen; ſeine Kenntniß beſtand aber bloß darinn, daß er die nachtheilige Meinung, zu welcher man allerdings durch ſo viele berechtiget wird, auf das ganze Geſchlecht ausdehnte. Er hatte noch keine Unerbittliche gefunden; bey den mehrſten hatte er kaum etwas mehr gebraucht als ſich nur zu zeigen; viele waren ihm entgegen gekommen; wenn ja einmal eine oder andre ein wenig widerſtand, ſo war es nur um ſich etwas theuerer zu machen: mithin gab es keine Unüberwindliche. — Das iſt der Trugſchluß, dem ſich wohl andre Leute als ein junger Fat überlaſſen. Statt alſo unter den jezigen Umſtänden den Muth zu verlieren, ſtieg ſeine Hoffnung vielmehr aufs höchſte. Eine Gelegenheit nur, wie er ſie wünſchte, und er hielt ſich des Sieges gewiß! und dieſe

Gelegenheit entſtehen zu laſſen, war ihm eine Kleinigkeit.

Es war nehmlich vor wenigen Wochen eine Dame, die niemand kannte, und die ſich auch von niemand ſehen ließ, im tiefſten Inkognito in der Reſidenz angekommen. Jedermann zerbrach ſich den Kopf, wer ſie ſey, und kein Menſch konnte es erfahren. Sie kam nicht von ihrem Zimmer, hielt die Thür deſſelben immer verriegelt, ließ ſich vor den Aufwärtern nie ohne eine dichte doppelte Florkappe ſehen, verwies alles an ihre Kammerjungfer, nahm keine Beſuche an, ſchien nach ihrem Wuchſe und der Lebhaftigkeit ihres Ganges ſehr jung, und von einem ſchönen Buſen, einem blendend weißen runden Arm, und einer kleinen bewundernswürdigen Hand auf das Geſicht zu ſchließen, wenigſtens nicht häßlich zu ſeyn. Aus ihrer Kleidung, dem Aufwande den ſie machte, den Juweelen welche die Leute im Hauſe bey ihr geſehen hatten,

ließ ſich abnehmen, daß ſie von Stande und reich ſey. — Wie geſagt, ſie ſah niemanden; nur zwey bis dreymal wöchentlich, kam zu Fuß und ohne Bedienten am ſpäten Abend ein Mann in einen Mantel gehüllt, mit niedergeſchlagenem tief ins Geſicht gedrückten Huthe, blieb gemeiniglich bis ziemlich tief in die Nacht, und ſchlich geheimnißvoll wieder weg. Da ſie in dem vornehmſten Gaſthofe logirte, konnten dieſe nächtlichen Beſuche nicht unbemerkt bleiben. Die Leute im Hauſe erzählten davon, und die nichtswürdige Neugier des müßigen Geſindels war auf die Folter geſpannt. Man ließ dem Manne im weiten Mantel nachſpüren, ſah ihn durch eine Hinterthür in das Waldingſche Hotel ſchlüpfen, und weil im folgenden Augenblicke das Apartement des Barons erleuchtet wurde: ſo hielt man das Räthſel für gelöſet, und am folgenden Morgen wußte man in allen Rüellen und an jeder Toilette, die un-

bekannte Dame ſey die Mätreſſe des Frei-
herrn von **Walding**. Seine Gemalinn, die
vielleicht von der Exiſtenz der geheimnißvol-
len Fremden nicht einmal wußte, und daher
die boshaften Winke hämiſcher Klätſcherinnen
nicht verſtand, war die Einzige der das öf-
fentliche Geheimniß unbekannt blieb. Der
Baron ſelbſt mußte ſich viele Anſpielungen
und ſchaale Spötteleyen an den Kopf wer-
fen laſſen, die er einsweilen ſo hingehen
ließ, als deutete er ſie nicht auf ſich, um
ſeine unbekannte Freundinn nicht zu kompro-
mittiren; man ſagt aber, er habe ſie ſich
hinters Ohr geſchrieben, und in der Folge
einem jeden ſeinen Saldo richtig zukommen
laſſen.

Der Graf war nicht der letzte, der das
Geheimniß erfuhr. Er glaubte mit dem übri-
gen Beau monde, daß die Unbekannte des
Barons Geliebte ſey; — denn wenn dieſer
ſogar vor jedermanns Augen zu ihr ge-

gan-

gangen, und die Dame eins der allerbekannteſten Frauenzimmer vom Hofe geweſen wäre, würde man wohl etwas anders geglaubt haben? — Der öffentlichen Ehrloſigkeit iſt es ja allenthalben entſchieden, daß ein Mann unmöglich öfter in ein Haus gehen kann, in welchem irgend ein Frauenzimmer einige Aufmerkſamkeit verdient, oder er ſteht mit ihr in einem geheimen Verſtändniſſe; und in jener Reſidenz machte die öffentliche Ehrloſigkeit, wie allenthalben, eine der kleinen Oppoſitionsparteyen würdiger Menſchen um vieles überlegene Majorität aus.

Daß der Graf Albertinens Eiferſucht geweckt hatte, war kein Zufall, keine Etourderie, wie er bey ihr vorgab, ſondern überlegte Abſicht. Er hielt ſich ſeiner Sache gewiß, ihr ſolche Beweiſe geben zu können, die ſie überzeugen mußten; und das wußte er aus ſeiner Praxis, daß man in der Regel mit einer eiferſüchtigen Frau gemeiniglich

leicht fertig wird. Er hatte ſeine Maaßregeln genommen. Die hübſche Kammerjungfer der fremden Dame war nicht ſo unſichtbar wie ihre Herrſchaft, auch war ihre Thür nicht verriegelt, mithin durfte er nur Zimmer in demſelben Gaſthofe nehmen, ſo fiel es ihm weiter nicht ſchwer mit ihr bekannt und — was richtet ein ſchöner Mann bey einem jungen Dinge wohl nicht aus, zumal wenn er, wie der Graf, belebt, einſchmeichelnd und freygebig iſt? — ſo vertraut zu werden, als nur immer ein Libertin und eine hübſche Kammerjungfer werden können. Seine Hauptabſicht war, durch ſie hinter die Geheimniſſe der fremden Dame zu kommen; das Mädchen war eigentlich nur das Mittel zum Zwecke, aber ein ſo reizendes Mittel, ſo jung, ſo unſchuldig, daß er ſie zuverläßig auch ohne jenen Zweck aufs Korn genommen haben würde. Er erfuhr von ihr ohne Schwürigkeit alles was ſie wußte, und das war

wenig mehr als nichts. „Ihr Vater habe ihr vor einiger Zeit angekündigt ihre Sachen einzupacken, und ſich fertig zu halten, bey einer vornehmen Dame in Dienſte zu treten. Vierzehn Tage nachher ſey die Dame in der Nacht mit Extrapoſt vor ihre Thür gekommen; man habe ſich kaum die Zeit gelaſſen ſie und ihren Koffer auf den Wagen zu nehmen, und ſey Nacht und Tag fortgereiſet, ohne eher zu ruhen als hier. Sie nenne ſich Gräfinn von Rothenburg: weil aber ihre Wäſche nicht ſo gezeichnet ſey, ſo möge das wohl nur ein angenommener Name ſeyn. Sie ſey ſchön wie ein Engel, und höchſtens ſechs bis ſieben und zwanzig Jahr. Es komme niemand zu ihr, als zuweilen ein anſehnlicher Herr, der ihr große Rollen Gold gebracht habe, den ſie Du nenne, und an den ſie auch zuweilen ſchreibe. Aber obgleich ſie, die Kammerjungfer, die Briefe beſorgen müſſe, ſo wiſſe ſie doch den Namen des Herrn

nicht, an den ſie gerichtet wären, weil ſie dieſelben, in einen Umſchlag geſiegelt, früh Morgens in einem ſehr nahen Kramladen abgebe, von da ſie weiter befördert würden, und wo ſie immer ein paar Stunden nachher die Antwort abhole.“

Das war alles was Monsieur le Comte erfuhr, und hätten die friſchen Reize des Mädchens ihn nicht entſchädigt, ſo wären ſeine Louisd'or ſehr vergeblich weggeworfen geweſen. Er brachte indeſſen das Mädchen dahin, daß ſie verſprach, ihm das nächſte Billet, welches durch ihre Hände gehen würde, zu zeigen. — Auf dieſes Verſprechen gründete ſich ſeine Rechnung, Albertinen zu überzeugen, denn er wußte nur zu gewiß, daß der anſehnliche Herr, der immer in eine Wildſchur oder in einen weiten Mantel gehüllt zu der geheimnißvollen Fremden ſchlich, kein andrer war, als der Freiherr von Walding.

Am Abend vor ſeiner obgemeldeten Unterredung mit **Albertinen** hatte ihm die Kammerjungfer ihr Wort gegeben, und ſchon am Morgen nach derſelben war ſie im Stande es zu erfüllen. Er öffnete das Billet zum großen Schrecken der Bringerinn, nahm geſchwind eine Abſchrift davon, machte es mit wahrer Poſtmeiſterlicher Geſchicklichkeit wieder zu, und gab es dem zitternden Mädchen zurück, deſſen Angſt ſich kaum legte als er den augenſcheinlichen Beweis, daß dem Briefe nicht die geringſte Spur von Spitzbüberey anzuſehen ſey, mit einer anſehnlichen Belohnung begleitete.

Kaum hatte das Mädchen ihn verlaſſen, ſo gieng er mit ſich zu Rathe, wie die Kopie am vortheilhafteſten zu benutzen ſey. Der böſe Dämon der ſeinesgleichen inſpirirt, ließ ihn nicht im Stiche; er verfertigte mit verſtellter Hand eine zweyte Abſchrift, während einer von ſeinen Leuten, ein erzdurchtriebner

Spitzbube, der ſein Faktotum in allen geheimen Geſchäfften war, ſich in der größten Geſchwindigkeit marſchfertig machen mußte. Das Billet lautete ſo:

„Es iſt fatal, mein beſter Wilhelm, daß „ich Dich dieſen Abend nicht in meinem Zim„mer ſehen kann, denn ich wünſchte ſehr Dich „zu ſehen, Du einziger Vertrauter meines „Herzens! Heute iſt wieder Bal en masque „hier im Hauſe, und ich glaubte meinem „ſehr gefälligen Wirthe die Bitte nicht ab„ſchlagen zu müſſen, mein Vorzimmer eini„gen Damen einzuräumen, die ſich daſelbſt „ankleiden wollen, um völlig ſicher zu ſeyn „daß ſie nicht erkannt werden. Willſt Du „nach zehn Uhr auf den Bal kommen, ſo „dürfen wir uns wenigſtens ſo viel Unter„haltung wie die beyden vorigen male ver„ſprechen, und ich werde meinen Perſianer „ſchon aus der Menge herausfinden, der ſein „Gärtnermädchen (denn das iſt heute mein

„Anzug,) leicht an den hellblauen Bandſchlei-
„fen und an einem Bouquet von zwey Ro-
„ſen, einer Orangenblüthe und einer Nelke
„an der Bruſt erkennen wird, wenn ſie ihm
„ein ähnliches in ihrem Blumenkörbchen
„bietet. Nicht wahr, Du kömmſt? Wil-
„helm, Du kömmſt zu Deiner einſamen
„Freundinn?“

Zu dieſen Zeilen, in denen er nichts geändert hatte, fügte er folgende Nachſchrift hinzu:

„Um ganz ſicher zu gehen, ſende ich Dir
„dieſes Duplikat des Briefes, den ich Dir
„heute früh ſchickte. Sollte jener Dich ver-
„fehlt haben, ſo wird Dich dieſes doch
„treffen.“

Mit dieſer Abſchrift ließ er ſeinen wohlunterrichteten Merkur nach dem Waldingſchen Hotel traben. Der Kerl, dem, wenn es auf eine Spitzbüberey ankam, jede Role Natur war, knöpfte ſich in einen reducirten Ueber-

rock, kämmte das Haar über die Stirn, und paßte das Tempo ſo gut ab, daß er unbemerkt zu den Zimmern der Baronne kam, die ſein Herr ihm genau bezeichnet hatte. Er ſchlich durch das erſte Vorzimmer, klopfte leiſe an das zweyte, öffnete es zugleich, und ſchob ein ſo erzdummes Geſicht hinein, wie nur er anzunehmen verſtand; den ganzen Rumpf ließ er draußen. Hier fand er, wie ers erwartet hatte, Albertinens Kammerfrau, fuhr erſchrocken zurück, ſteckte aber ſogleich die Naſe wieder hinein, kuckte mit ſtieren Augen umher: „Ah, Jüngferchen, nehm Sie doch irgends niſchte für ungutt, un ſaa Sie's toch keenem doß Se mich keſiehn hott; 's iſcht mer dran kelagen, ſieht Se! Wer weeß och, wie 'ch 'r mool wiedder å K'ſalle thue kann.“

Die Kammerfrau rückte dem Kerl der ihr allerdings verdächtig vorkommen mußte, auf den Leib: „Was ſucht Ihr hier, Landsmann?“

„Landsmann? murmelte er für ſich in den Bart: hoo 'ah doch noch immer Mußje und hör Er keheeſſen! 's mag irgends wohl enne vurniehme Mammeſelle ſind, doß ſe mich ihrzt. — (zur Kammerfrau:) Mammeſellechen ſieht Se, wos ſollt 'ch wunger ſuchen? 's kimmt mer vur als ob 'ch irgends unracht kumme. In ſu krußen Häußern iſcht unſer eens ſchlimm dran. Siehn ſoll mer ſich nit loſſen, und zerecht fingen kann mer alleene nicht.“ — Und nun (der Leſer hat vermuthlich an dieſem Jargon genug?) verſicherte er, ihn könne man in ſeinem Hauſe, wo er doch auch Herr ſey, immer zuerſt finden, aber in den großen Häuſern finde man alles andre eher als den Herrn.

„Will Er vielleicht zum gnädigen Herrn?“

„Ja, ſieht Sie, das darf ich Ihr nicht ſagen, denn ich ſoll ihn gar heimlich ſprechen, daß es die Frau Baroneſſinn nicht erfährt. Nee, nee, Mamſellchen, mit Speck

fängt man Mäuſe, hab ich mir ſagen laſſen. Ausfragen läßt ſich unſer eins nicht. Gelte, daß Sie hinklungelte und thäts brühwarm der Frau Baroneſſinn trätſchen, daß ich dem Herrn Baron 'n Briefel zuſtecken ſoll? Nichts da, Jüngferchen, der Fuchs iſt zu alt. Meine Dame weiß Gottlob wohl, wem ſie was anvertraut. Von mir erfährt Sie nichts, ſo 'n hübſches Mädel Sie iſt. Will Sie mir aber 'n Gefallen thun, ſo weiſe Sie mich 'n bischen zurechte nach des Herrn Baron ſeinem Komportement. Will Sie wohl ſo gut ſeyn, hört Sie?"

„Der Herr Baron iſt nicht zu Hauſe mein lieber Mann! Aber wenn Er mir ſeinen Brief anvertrauen will, ſo verlaß Er ſich darauf, er ſoll richtig beſtellt werden."

„Meinen Brief? hä, was prebbelt Sie da von 'n Briefe? Wovon weiß Sie, daß ich einen Brief für den Herrn Baron in der Ficke habe? hä?"

„Als wenn ich das nicht wüßte! Einen Brief von einer ſchönen Dame, von dem ſeine Gemalinn nichts wiſſen ſoll! — Der Herr Baron hat mich gebeten, daß ich doch Acht geben mögte, weil er aus iſt, ob nicht jemand käme, und dann ſollt ich den Brief nur annehmen, und bey Leib und Leben der gnädigen Frau nichts ſagen.“

„Nu wenn das iſt — (den Brief herausziehend, aber ihn geſchwind wieder wegſteckend;) Nee, hör Sie, Sie klopft doch wohl nur nicht irgends nur auf den Buſch? hä? Unſer eins iſt nicht mit dem Kopfe zuletzt auf die Welt gekommen. Ich muß Sie erſt 'n biſſel examiniren. Kann Sie mir wohl ſagen, daß der Brief von der fremden Gräfinn iſt? Wenn Sie das kann, ſo will ich Ihr glauben.“

„Ob ich das kann! Laß Er ſich geſagt ſeyn, guter Freund, ich weiß mehr als Er. Der Brief iſt von einer vornehmen Dame,

von einer Gräfinn, die noch nicht lange hier iſt; noch mehr, der gnädige Herr hat mir befohlen, ich ſollte dem Bringer ein gutes Trinkgeld geben.“

„Ah, Sapperlot, wenn das iſt! das kann Sie nicht aus dem Finger ſaugen; das muß der Herr Ihr geſagt haben. Da! Aber Mund halt verbum, ſag ich Ihr:“

Sie riß ihm geſchwind den Brief aus der Hand, gab ihm einen harten Gulden, und war froh ihn gehen zu ſehen, weil ſie immer beſorgte, der Baron, der zu Hauſe war, mögte ihr über den Hals kommen. Gerade das oder ſonſt einen unwillkommnen dritten Mann fürchtete der verſtellte Dummkopf auch. Beyden war daran gelegen, die Scene möglichſt abzukürzen. Der Kerl war klüger geweſen als ſein Herr; dieſer hatte ihm den Brief verſiegelt gegeben, er aber hatte für gut gefunden das Petſchaft unterwegs einzuknicken. Und nun hätte die Kam-

merkfrau nicht zu ihrer Zunft gehören müſſen, wenn ſie nicht, ſobald ſie allein war, den Anfang damit gemacht hätte, den ſo gut als offnen Brief zu leſen. Sie ſtand einen Augenblick an, ob ſie denſelben unterdrücken, oder ihrer Gebieterinn, an der ſie mit ganzer Seele hieng, geben ſolle? — denn daß der Baron ihn nicht bekommen müſſe, das war keine Frage. Sie brachte ihn endlich Albertinen. Der Brief war ohne Aufſchrift. „Von wem?“ — „Ich weiß es nicht; leſen Ew. Gnaden!“ — „Und erbrochen?“ — ſprach Albertine, indem ſie das Papier aus einander ſchlug. Sie las, — trauete ihren Augen nicht, — las wieder, und hätte beynahe ihrem Herzen nicht getrauet, denn ihr erſtes Gefühl war ihrem Gemal nicht vortheilhaft. Aber ihre männliche Seele faßte ſich geſchwind; ſie überlegte, wenn dieſer Brief von einer Geliebten käme — und dazu ſchien er ihr kaum zärtlich ge-

nung, — ſo ſey das eine Verirrung ihres Mannes, von der ſie ſuchen müſſe, ihn durch Vernunft zurück zu leiten. Sie war überzeugt, daß Wilhelm ſie anbetete; ſo viel Gefühl konnte ein Mann wie er nicht heucheln. Auf alle Fälle wollte ſie erſt unterſuchen. Das Einzige was ihr wider ihren Mann zu ſprechen ſchien, war das Geheimniß, welches er ihr aus dieſer Bekanntſchaft machte.

„Haſt Du dies Papier geleſen?“

„Ja; aber nicht erbrochen.

„Auf welche Art kam es in Deine Hände?“

Die Kammerfrau erzählte es ihr ausführlich. — Albertine verwies ihr mit großem Ernſte den zwiefachen Fehler, den Brief aufgefangen und ihr unbeſcheidnes Näschen hineingeſteckt zu haben, — ließ ſich indeſſen den Bericht noch einmal wiederholen, und fand es äußerſt unwahrſcheinlich, daß eine Frau,

die einen ſo ziemlich guten Brief ſchrieb, der Unbeſonnenheit fähig ſeyn ſollte, ihn einem ſolchen Dummkopfe anzuvertrauen. „Entweder, ſagte ſie, iſt der Kerl würklich ſo dumm als Du ihn beſchreibſt; und dann muß der Abſenderinn nicht viel an Ihrem Geheimniſſe liegen: oder er iſt ein geſcheuter Kopf, der ſich ſo dumm zu ſtellen wußte, um Dir den Brief, der gewiß nicht umſonſt offen war, in die Hände zu ſpielen; und dann kömmt er ſchwerlich von einem Frauenzimmer.“

Welch ein Glück wäre es für manches Haus, wenn jede Frau, wäre es auch nur bey geringfügigern Veranlaſſungen von dieſer Natur, mit der nehmlichen kaltblütigen Vernunft räſonnirte, ehe ſie das Haus in eine Hölle verwandelt, und dadurch daß ſie zur Unzeit die Furie macht, das Herz ihres Mannes auf ewig von ſich entfernt, welches ſie durch Klugheit hätte wiedergewinnen können. Man kann es dem ſchönen Ge-

ſchlechte nicht oft und eindringend genug wiederholen, was es nicht durch kluge Sanftmuth erhält, wird es ſchwerlich durch Ungeſtüm erzwingen.

Albertine hatte nicht vergeſſen, was ihr der Franzoſe geſtern geſagt hatte; ſie war ſcharfſinnig genug zu muthmaßen, daß, wenn hier würklich eine Abſicht zum Grunde lag den Brief in ihre Hände zu bringen, der Graf unfehlbar im Spiele ſey. — Erſt wollte ſie den ganzen Plunder verachten: aber die Neugier! die Neugier! Sie konnte ja wenigſtens unterſuchen was an dem Dinge ſey? und nichts ſchien ihr leichter als der Sache, die ihres Bedünkens immer wichtig war, was für einen Zuſammenhang ſie auch haben mogte, auf den Grund zu kommen. Sie gebot ihrer Kammerfrau, auf deren Treue ſie ſich verlaſſen konnte, die ſtrengſte Verſchwiegenheit, und nahm ſich vor, ihr Betragen weder gegen ihren Mann noch gegen den Grafen

im mindeſten zu ändern, aber auf den Abend dem Bal beyzuwohnen, um fürs erſte die Fremde in Augenſchein zu nehmen, und das Benehmen des Barons zu beobachten. Zu dem Ende trug ſie der Kammerfrau auf, ein paar Zigeunermaſken anzuſchaffen, und ſich gegen zehn Uhr fertig zu halten ſie nach der Maſkerade zu begleiten.

Der Graf ſeinerſeits bedurfte keines Scharfſinnes, um vorherzuſehen, daß die Baronne ſich unfehlbar auf dem Bal einfinden würde. Sein ganzer Plan war auf dieſen Umſtand berechnet. Er kannte den Perſerhabit ſeines Freundes recht gut, und traf in möglichſter Eil zu einem ähnlichen Anſtalt. Er gieng zu ſeiner gewöhnlichen Zeit zum Baron, fand ihn bey Albertinen, die, was den mehrſten Schönen ſo leicht fällt, vollkommen Meiſterinn von ſich blieb, ſo daß er beynahe zweifelte, daß die Kammerfrau ihr den Brief gegeben habe. Er blieb

den Mittag zu Tiſche bey ihnen, und fuhr gegen Abend mit dem Baron zu einem Miniſter, wo dieſer ſich zu einer Partie Tarok verſagt hatte. Trotz der ſchärfſten Beobachtung hatte er an den beyden Eheleuten nicht die geringſte Spur von Kaltſinn oder Verlegenheit wahrgenommen; beyde waren ſo unbefangen wie immer.

Das hielt ihn nicht ab, der erſte auf der Maſkerade zu ſeyn. Ueber ſeinen Perſiſchen Anzug hatte er einen langen, ſchleppenden weiten Talar angezogen, in dem er einen Zauberer vorſtellte. Dieſen nebſt dem falſchen Barte durfte er nur abwerfen und den Turban aufſetzen: ſo war der Schwarzkünſtler in den Perſer verwandelt. Von dem Perſerhabit wußte ſelbſt ſeine vertraute Kammerjungfer nichts, mit der er übrigens gute Abrede genommen hatte, und deren Anzug er kannte.

Albertinens Mutter und Schwieger-

mutter, die beyden Unzertrennlichen, waren vor einigen Wochen nach dem Wittwenſitze der letzteren gereiſet, wo eine Feuersbrunſt ein Theil des einen Flügels am herrſchaftlichen Gebäude eingeäſchert hatte, mithin war ſie durch nichts genirt, und mit dem Schlage zehn ſah der Graf, der alle Ankommenden ſcharf muſterte, zwey elegante Zigeunerinnen hereintreten. Aus der Aufmerkſamkeit, welche dieſe beyden Perſonen auf die Thür, und beſonders auf den nicht lange nach ihnen ſich einfindenden Perſianer richteten, errieth er bald, wen er vor ſich hatte. Er machte ſich an die beyden Frauenzimmer, redete ſie in italiäniſcher Sprache an, von der Albertine nicht wußte, daß er ſie ſprach, und ſagte ihnen viel Witziges über die gefährliche Kunſt die er gemeinſchaftlich mit ihnen, wiewohl jeder auf ſeinem eignen Wege treibe. Ich leſe in den Sternen, ſagte er, Sie in den Händen; ich gebiete den Ele-

menten, und Sie den Herzen; Ihre Macht iſt neidenswürdiger als die meinige. — In dem Tone plauderte er immer fort zur großen Beſchwerde der Baronne, die dem bockbärtigen Hexenmeiſter ſeine Galanterien ſehr gern erlaſſen hätte, um ungeſtöhrter ihren Gemal zu beobachten. „Ich bitte Dich, blanker Bruder ....“

Uns zu verlaſſen, wollte ſie ſagen; er fiel ihr aber ſchnell ins Wort: „Bitte mich um nichts, denn ich leſe in den Geſtirnen, daß ich Dir nicht willfahren darf. Aber ungebeten, meine liebe Schweſter, will ich Dir wohl einen Beweis meiner Macht geben, — oder lieber meiner Allwiſſenheit, denn Dein Geſchlecht iſt mehr für die Neugier als für das Wunderbare. Ich will Dir alle dieſe bunten Geſtalten vor dir kenntlich machen. (Er ſchwang die ſchwarze Zauberruthe.) Der ſchmucke Tiroler da, iſt der Finanzrath von Z**, der das Unglück hat in ſeine Frau ver-

liebt zu ſeyn, die — ſo klug iſt, ſeinen Kammerdiener anzubeten. Der rothe Domino iſt der Kammerherr Y**, der geſtern einen prächtigen Zug Goldfüchſe kaufte, und noch den Hafer ſchuldig iſt, den die Mohrenköpfe fraßen, die ſein theueres Gerippe vor den Braunen und vor den Schecken nach Hofe ſchleppten. — Die Venetianerinn dort, die jeder gern kennen mögte, und die ſehr verlegen ſeyn würde wenn man ſie kennte, iſt die tugendſame Rippe des Kaufmanns X**, mit der die halbe Stadt zufrieden iſt, weil ſie ſich handeln läßt, und der es ſehr ſanft thut, daß man ſie unter dem reichen Anzuge für eine Perſon von Bedeutung nimmt. — Dort ſteht Graf W**, der aus dem glücklichen Umſtande, daß er bisher bey keiner jemals vergebens ſeufzte, einen für das ganze Geſchlecht nachtheiligen Schluß zog; der aber nun, da er durch Bitten und Gold bey einer Nymphe nichts ausrichtet in die er raſend

verliebt iſt, und die, Gott weiß aus welcher Laune, unerbittlich für ihn bleibt, obgleich ſie bekanntlich noch nie des lumpigſten Schuhputzers Doppelbatzen ausſchlug, — der, ſage ich, jezt Stein und Bein ſchwört, daß auch Grauſamkeiten nichts für das Geſchlecht beweiſen. — Der Perſer der ſich dort iſolirt, iſt ein junger liederlicher Baron, der ſeinem reizenden Weibe entſchlüpft iſt, um hier auf eine der Nymphen Florens zu warten. Die Dame dort in dem Gedränge, die ſich durch den hohen Eſprit auf dem geiſtloſeſten Kopfe unterſcheidet, iſt eine Wittwe, die als ihr Mann ſtarb, anfangs die Partie nahm ihn mit Eclat zu beweinen, und jezt die klügere Partie nimmt, ſich in der Stille tröſten zu laſſen. Die ſchlanke Oreadengeſtalt rechter Hand iſt eine ſchöne junge Dame, die ſeit vier Wochen dem fünften Anbeter den Abſchied giebt. Sonderbar, daß der Zufall ſie gerade neben jene traurig einher ſchleichende

Schäferinn ſtellt, der in eben dieſen vier Wochen geſtern der fünfte Liebhaber ihr Herz zurückgab. Die entzückende Beguine mit dem unbeſchreiblichen ſchwarzen Auge, die ſich vergebens zwingt die ſüße Grazie, die über ihr ganzes bezauberndes Weſen ausgegoſſen iſt, und die Majeſtät ihres königlichen Ganges zu verleugnen, um jezt nur wie eine Heilige dazuſtehen, iſt die bewundernswürdige Laura P***, an Leib und Seele eins der ſchönſten Geſchöpfe Gottes, und ich würde ſagen, eine würkliche Heilige, wenn ſie ſo beſtändig wäre, als ſie entzückend iſt, oder wenn ſie würklich geliebt hätte, wenn ſie ſagte: Ich liebe. Es ſind nun zwey Jahre daß ſie hierher kam, bloß um einen Liebhaber zu verlaſſen der ſie anbetet, der ſich geliebt wähnte, der alles um ihrentwillen aufgeopfert hat, und den jezt der Gram um ſie mit langſamer Marter ins Grab führet. —“

So bezeichnete er ihr alles was ihm ins

Auge fiel, und gab jedem einen coup de patte. Unvermerkt hatte er ſie in die Nähe des Perſers gebracht, deſſen Gartenmädchen immer noch ausblieb, und nun gab er ſeinen Gehülfen das verabredete Signal, während er immer in einem Stücke weg plauderte. „Der Laſſe da, fuhr er fort, mit dem Scheerenſchleifer Anſtande, der alle Welt um ſich her mit ſeiner Weisheit betäubt, die nur den einzigen Fehler hat, daß ſie ſehr dumm und albern iſt, ..."

Indem drängte ſich ein gravitätiſcher Spanier zwiſchen ihn und die Zigeunerinnen. „Alter Noſtradamus, weiſſagſt Du den ägyptiſchen Prinzeſſinnen, oder weiſſagen ſie Dir?"

„Ich gebe Dich ihnen in die Lehre!" ſprach der Wahrſager und verlohr ſich im Gedränge. In dem Augenblick trat eine Maſke (die Kammerjungfer der fremden Gräſinn,) zu dem Perſianer, und ſagte ihm

leiſe, aber vernehmlich genug für Albertinen, „die Gräfinn könne noch nicht kommen, denn die Paſſage ſey noch beſetzt. Es gebe hier Leute die ihn erkannt hätten; ob er nicht für gut fände ihr zu folgen, und einen andern Anzug zu nehmen, der oben für ihn bereit liege?“ — „Wozu das?“ antwortete der Perſer, doch folgte er ihr. Sie führte ihn hinauf, und Albertine ſah ihn auf dem erſten Abſatz der Treppe in ein Zimmer gehen. Sie folgte ihm auf dem Fuße, und fand den Perſer allein, der eben einen Riegel vor eine andre Thür ſchob, durch die das Frauenzimmer hinausgegangen war. — „Wilhelm, ſprach ſie mit ruhiger aber veſter Stimme: vergieb daß ich Dir folge. Ich wünſche Dich von einer Thorheit abzuhalten, die Du wahrſcheinlich einige Jahre weiter hin bitter bereuen würdeſt!“

Er prallte zurück, ſchien ſich aber gleich wieder zu faſſen, und flüſterte ihr in franzö-

ſiſcher Sprache zu, leiſe zu reden, um nicht die Leute im nächſten Zimmer zu Zeugen zu haben. Zugleich zog er ſie neben ſich auf einen Sopha, der mit Dominos und dergleichen bedeckt war. „Wenn Eiferſucht oder Verdacht, lispelte er ihr ins Ohr, meine Albertine hierher führt, ſo kennt ſie ihren Wilhelm ſehr ſchlecht. Statt mich von einer Thorheit abzuhalten, kannſt Du, wenn Du willſt, mich in dem wichtigen Geſchäffte ſtöhren, jemanden glücklich zu machen. Das kann meine Albertine nicht wollen. In dieſem Augenblicke wäre es die unbeſonnenſte Thorheit, Dich von meinen Abſichten zu unterrichten; ehe Du noch nach Hauſe kömmſt, wirſt Du alles ſo gut wiſſen als ich, und wenn Du ſelbſt dann nicht eingeſtehſt, daß ich mich völlig der Klugheit gemäß betrage, wenn ich Dir bis dahin aus einer Sache ein Geheimniß mache, ſo will ich alles verlohren haben.“

„Wilhelm, Du täuſchſt mich nicht. Da, lies! ich bin beſſer unterrichtet als Du glaubſt.“ — Sie hielt ihm den Brief hin. Er warf kaum einen Blick darauf. —

„Den weiß ich auswendig, ſprach er: ich habe einen gleichlautenden in meiner Taſche. Steck ihn nur wieder ein; er wird Dir vielleicht zu einem Beweiſe mehr dienen, daß ich in dieſer ganzen Sache, die Dir mit Recht verdächtig ſcheint, nur bloß an Dich dachte. — Das iſt Dir ein Räthſel? Vergieb, Liebe! Ich verſpreche es Dir ſo deutlich zu machen, daß Dir nicht die mindeſte Dunkelheit übrig bleiben ſoll. In dieſem Augenblicke darf ich nichts weiter als Dir heilig ſchwören, daß Albertinens Beſitz alles iſt was ich mir wünſche.“

Er begleitete dieſe Worte mit vertraulichen Händedrücken, und andern kleinen Liebkoſungen.

„Das wirſt Du mir hier doch ſagen kön-

nen, wer die Dame ſey, die Dich den einzigen Vertrauten ihres Herzens nennt?“

„Frag Morgen, oder wenn Du mit ihm nach Hauſe fährſt, Deinen Wilhelm darum; der Perſer kann es Dir unmöglich ſagen.“

„Wilhelm, ſprach ſie laut: kann ich . . . .“

Er hielt ihr ſchnell die Hand vor den Mund: und bat ſie inſtändig leiſe zu reden. „Deine ſüße Stimme iſt ſo einzig, daß wer ſie je gehört hat, ſie unfehlbar wieder kennt. Im Nebenzimmer ſind Leute. Bring Dich nicht ſelbſt um die ſchönſte Nacht Deines Lebens.“

Sie ſtieß ſeine Hand zurück: „Was haſt Du für Handſchuhe! das iſt ein unerträglicher Bieſamgeruch.“

Er zog ſie geſchwind aus, warf ſie von ſich, ſchlug den Arm um ſie, tändelte einen Augenblick mit ihren ſeidnen Locken, allmählich drückte er ſie veſter an ſich, die Hand

wurde dreiſter und verlohr ſich in Albertinens Buſen. Sie wehrte ihm; er nahm die andre Hand zu Hülfe, aber kaum hatte ſie auf dieſe einen Blick geworfen, als ſie heftig aufſprang und ihm die Larve vom Geſicht riß. Er raffte ſich ebenfalls auf und breitete die Arme aus, vielleicht um ſie wieder auf den Sopha zu ziehen. — „Nichtswürdiger Bube!“ rief ſie, und ihn beym Kragen faſſen, zur Thür hinaus ſtoßen, und kopflings die Treppe hinab werfen, war das Werk eines einzigen Augenblicks.

Kaum lag er unten, ſo bereuete Albertine das zu heftige in dieſer Handlung. Es war das erſtemal in ihrem Leben, daß ſie in Zorn gerathen war; wie kann man verlangen, daß ſie gegen den Ausbruch dieſer fürchterlichen Leidenſchaft hätte auf ihrer Hut ſeyn ſollen? — Der ganze Vorfall hatte zu viel Ueberraſchendes für ſie. Die paar Worte, die der Schwarzkünſtler über den

Baron geſagt hatte, waren nicht von ihrem Herzen abgeglitten. Die Bewegungen in ihrem Inneren ſtimmten nicht mit dem ruhigen Ton überein, in welchem ſie mit dem Perſianer ſprach. Was er ihr ſagte, befriedigte ſie nicht; ſelbſt in dem Tone ſeiner Stimme lag etwas, das widrig auf ſie würkte. Der Anblick des Ringes an ſeiner Hand, den ſie erkannte, fuhr ihr wie ein Wetterſtrahl durch alle Nerven. Sie glaubte auf Einen Blick das ganze ſchändliche Projekt zu durchſchauen, von dem ſie wenigſtens den Zweck und einige Mittel ſehr deutlich ſah. Kein Wunder, wenn ein Weib mit einer Männerſeele und Mannesſtärke in einer ſo empörenden Situation ſich wie ein Mann betrug. Hätte ſie Waffen gehabt, ſie würde ihn ermordet haben. Aber kaum war auch der raſche Schritt gethan, ſo war ſie wieder Weib. Sie kehrte in das Zimmer zurück, gieng mit großen Schritten auf und nieder,

und ſuchte ſich zu ſammeln. Tauſend Gedanken drängten und jagten einander in ihrer Seele. Was für einen Antheil hatte ihr Mann an dieſer Geſchichte? War er würklich auf dem Bal? Der Perſer war er wenigſtens nicht. War der ganze Brief etwas mehr als eine Lüge — als eine bloße Lockung, ſie in die Schlinge zu führen? — Wer war der Schwarzkünſtler, der in ſo wegwerfenden Ausdrücken von ihrem Manne ſprach? — Indem ihr das alles durch den Kopf gieng, bemerkte ſie in einer Ecke des Zimmers eine ſpaniſche Wand, auf die ſie vorher nicht geachtet hatte. Alles war ihr jezt verdächtig. Vielleicht ſtak jemand dahinter? Sie nahm das einzige Wachslicht, das auf einem Wandleuchter brannte, und leuchtete hinter dieſelbe; hier lag der lange Bart und der ganze Zaubererornat im Winkel. Dies gab ihr auf der Einen Seite Licht; aber auf der andern? — Ihr Gemal konnte nunmehr den-

noch der Perſer geweſen ſeyn! — Jezt hatte er ſich zwar umgekleidet, aber er mußte am Gärtnermädchen, und dieſe an ihrem Bouquet zu erkennen ſeyn. Alſo der beſte Rath, ſchnell hinunter in den Tanzſaal.

Ein Deutſcher hätte von dem Falle Hals und Beine gebrochen; Monsieur le Comte war mit einigen tüchtigen Meurtrissures davon gekommen. Der dicke Turban hatte wahrſcheinlich ſeinen Kopf geſchützt; dennoch lag er ein paar Minuten ganz betäubt, ſo daß die Aufwärter, die auf das Gepolter herbey kamen, ihn für todt hielten. Man erkannte ihn nicht gleich, da niemand ihn in dieſem Maſkenhabit geſehen hatte als Albertine; indeſſen hub man ihn auf, und brachte ihn in das erſte beſte Zimmer. Ein ſchmerzhafter Odemzug bewies daß er noch lebe, bald erhohlte er ſich, ließ ſeine Leute rufen, und am andern Morgen war er mit Sack und Pack verſchwunden.

Alber=

Albertine verließ zum Glück das Zimmer welches eins von den ſeinigen war, ehe er hinaufgetragen wurde. Sie hatte Mühe aus dem unterdeſſen ſehr zahlreich gewordnen Haufen ihre Kammerfrau heraus zu finden, die der Spanier (kein andrer als der nehmliche Kerl der am Morgen den Dummkopf machte,) noch immer amüſirte, wie ihm ſein Herr befohlen hatte. Sie ſchlug ihm auf die Schulter: Señor Cavallero, wenn der alte Noſtradamus Sie vielleicht intereſſirt, ſo eilen Sie ihm zu Hülfe; er iſt die Treppe herunter gefallen, und wenn er den Hals nicht gebrochen hat, ſo fehlt wenigſtens nicht viel daran.“

Sie nahm den Arm ihrer Kammerfrau, und muſterte alle hellblauen Bänder und Buſenſträuße. Bald fand ſie was ſie ſuchte in einer einſamen Ecke. Das Gärtnermädel, eine reizende Figur, ſaß neben einem zottigten pohlniſchen Juden; der Blumenſtrauß

an ihrer Bruſt glich vollkommen dem in ſeiner Hand. — War der Jude ihr Wilhelm? — Beyde waren tief in ein leiſes Geſpräch verwickelt; ſie merkten es nicht einmal, daß die beyden Zigeunerinnen ſie beobachteten, und ſchienen nur für einander in der Welt zu ſeyn. Die rechte Hand des Ebräers lag zwiſchen den beyden kleinen Händchen der hübſchen Gärtnerinn; ſie bückte ſich zu ſeinem Ohre, und flüſterte ihm etwas zu, welches ihn zum lauten Lachen bewog. An dieſem Lachen erkannte Albertine ihren Gemal. Sie trat ihm näher: „Blanker Bruder, laß Dir gut Glück ſagen!“ ſprach ſie mit verſtellter Stimme, und zog ſeine Hand aus den Händen der Dame. „Schöne Maſke, erwiederte die Dame, wenn Sie ſo verbindlich ſind als Sie liebenswürdig ſcheinen, ſo ſind Sie ſo gütig und verhindern lieber, daß andre uns nicht ſtöhren. Wählen Sie ſich indeſſen ein Blümchen aus meinem Körb-

chen, — das ſchönſte, bitte ich; es wird immer von Ihnen noch ſeinen Reiz borgen müſſen.“

„Laß ſie doch, Liebe, ſprach Wilhelm, dem die Zigeunerinn bekannt vorkam zur Gärtnerin: laß ſie doch! Jeder will von ſeiner Wiſſenſchaft leben, das iſt billig; (Er hielt Albertinen die Hand hin:) Muß ich auch ein Stück Gold hinein legen?“

„Du nicht. — Eine glückliche Hand! — Als ein kleiner Junge haſt Du Dich in ein kleines Mädchen, ſieben Wochen älter als Du, verliebt, und die iſt nun Deine Frau. Du biſt ein reicher Edelmann, ein reicher Edelmann, haſt noch eine Mutter am Leben, eine hübſche Mutter, und eine Schwiegermutter; beyde ſind verreiſet, und — damit Du ſiehſt daß ich die Zukunft ſo gut weiß als das Vergangene, ſo ſage ich Dir, Du wirſt ihnen morgen über acht Tage entgegen fahren; aber ....“

„Ach, Zigeunerinn, Du Schelm, ich kenne, ich kenne Dich!“ rief Wilhelm und drückte ihre Hand an ſeine Bruſt; von dem Entgegenfahren konnte nur ſeine Frau wiſſen, mit der er es dieſen Morgen verabredet hatte.

„Du könnteſt doch irren! — Aber Du, blanke Schweſter, gelt, Du haſt nicht das Herz mir Deine Hand zu weiſen?“

„Sie wird ſie Dir tauſendmal zeigen, meine Albertine! — (zum Gärtnermädchen, indem er zugleich der andern Zigeunerinn, die er nun leicht errieth, einen Wink giebt ſich zurück zu ziehen:) Und nun der Zufall uns ſo zuſammenführt, Hedchen, kannſt Du nichts mehr dawider haben, daß ich Dich mit dem edelſten, liebenswürdigſten Weibe bekannt mache. Komm, Albertine, umarme meines Vaters Schweſter, meine liebe Hedwig, die vor Ungeduld brannte Dich zu kennen, und mit ihrer Lage zürnte,

die es ihr verbot. Doch das kann ich Dir zu Hauſe erzählen; hier iſt die Zeit koſtbar. — Was meynſt Du, Hedchen, wenn Du, ſtatt daß wir hier ſitzen, mit meiner Frau nach Hauſe führeſt? In zwey oder drey Tagen kannſt Du Dich ja ohnehin öffentlich zeigen; ja, morgen ſchon wenn Du willſt.“

Die beyden Damen lagen einander in den Armen, und wenigſtens Albertine verſtand vor Freude und Beſchämung kein Wort von der Einladung ihres Mannes, bis er ſie bat, ſeiner Tante zuzureden, indeß er nach ſeinem Wagen ſchicken wolle. Sie mögte ihr begreiflich machen, daß ſie in ſeinem Hauſe weniger Zufällen ausgeſetzt ſey, als in einem Gaſthofe.

Albertinens ſüßer Beredſamkeit war ſchwer zu widerſtehen; zudem begriff dieſe, wie ſie nur den Namen der Fremden gehöret hatte, die Veranlaſſung ihres tiefen Inkognito von ſelbſt. Sie wußte wie zärtlich

ihr Gemal ſeine Tante Hedchen liebte, die einige Monate jünger als er, und mit ihm aufgewachſen war; ſie hatte ihn oft über das harte Schickſal dieſer lieben Spielkamradinn, die an den unwürdigſten Menſchen verheyrathet war, ſeufzen hören, und konnte es ihm zutrauen, daß er ſie nicht ſo dringend einladen würde, wenn ihr das die kleinſte Unannehmlichkeit zuziehen könnte. Es war ihr leicht, einzuſehen, daß dieſe Dame — was ſie nach Wilhelms Meinung längſt hätte thun ſollen — ihren Mann verlaſſen hatte, wider ihn klagbar geworden war oder werden wollte, und von ſeinen heimlichen oder öffentlichen Nachſtellungen weniger nicht als Alles zu fürchten hatte; — gewiß aber in Wilhelms Hauſe am wenigſten. Sie ließ alſo nicht eher nach, bis die Tante einwilligte. Ihre Juweelen und baares Geld waren leicht in die Taſche geſteckt; ihre übrigen Sachen waren in der Verwahrung

des Wirthes gut aufgehoben; der Wagen kam, und von dieſen fünf Perſonen ſtieg niemand mißmüthig ein, als die Kammerjungfer der Tante, der es weh that ihren lieben Grafen, von dem ſie in der kurzen Zeit über vierzig Louisd'or gezogen hatte, zu verlaſſen. Hätte ſie nun vollends gewußt in welchen Umſtänden ſie ihn verließ, und was für ein Wetter ſich über ſie zuſammen zog! Denn wie Albertine ihrem Manne die Geſchichte des heutigen Tages erzählte, und ihm das ihr in die Hände geſpielte Billet zeigte, war es dieſem eine entſchiedene Sache, daß nur das Kammermädchen dem Grafen das Original verrathen haben könne. Sie mußte ein ſcharfes Examen beſtehen, geſtand, und wurde ihrem Vater wieder zugeſchickt, der über ſeine bevorſtehende Großvaterwürde verzweifeln wollte.

So rettete die Vorſehung, in deren Händen die kleinſten Mittel wichtig werden,

Albertinens Unſchuld und Tugend aus den Klauen eines nichtswürdigen Böſewichts; er mußte die beym erſten Anblick ſo geringfügige Unbedachtſamkeit begehen, bey einem ſo liſtig angelegten Plane einen Ring am Finger zu behalten, der ihn verrathen mußte, da Albertine ihn ſeit Jahr und Tag beſtändig an ſeiner Hand geſehen hatte. Ohne dieſes Verſehen wäre ihm ſeine ehrloſe Abſicht gewiß gelungen; ein herrliches Weib wäre zu Grunde gerichtet, das ganze Leben eines der würdigſten Männer mit Bitterkeit übergoſſen, zwey reſpektable Mütter unglücklich gemacht, kurz, eine ganze Familie in Schmerz verſenkt worden.

Die vielen guten Lehren, die für manche Schöne in dieſer kleinen Geſchichte liegen, herauszuziehen, überläßt Referent einer jeden ſelbſt; ſie fallen ins Auge. Nicht jede kömmt in ähnlichen Fällen von allen Seiten ſo glücklich davon als Albertine, und manche muß wenigſtens eine unzeitige Anwandlung von Neugier oder Eiferſucht mit der Glückſeligkeit ihres ganzen Lebens bezahlen. Das ſey die einzige Bemerkung, die er ſich erlaubt.

Ende des erſten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Gottwerth,

Novantiken e. Sammlung kleiner Romane, Erzählungen u. Anekdoten

Bd.: 1. (1799). - S. [V] - XVI, 680 S. - Enth.: Vetter Niklas. Die Beinklei
der des Bischofs von Tarbes. A

1799

Coburg, Landesbibliothek -- D III 11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941464-5